Bayerische Staatsbibliothek München

Professor Dr. theol.

Michael Baumgarten.

Ein aus 45jähriger Erfahrung geschöpfter biographischer Beitrag zur Kirchenfrage.

Als handschriftlicher Nachlaß herausgegeben

von

H. H. Studt

Pastor zu Schönwalde i. H.

Zweiter Band.

Kiel.

Ernst Homann.

1891.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

XXXII. Im deutschen Protestantenverein.

So wie es hier zunächst meine Absicht ist, zu beweisen, daß ich mit gutem Gewissen in Christo 11 Jahre Mitglied des deutschen Protestantenvereins gewesen bin, so werde ich später zu zeigen haben, daß ich, von demselben Gewissen genöthigt, aus diesem Verein ausgetreten bin. Ich hoffe, daß so wie die erste Nachweisung den Gegnern des genannten Vereins, so die zweite den Freunden desselben von Nutzen sein wird. Mein Verhältniß zu diesem Verein ruht einzig und allein auf meinem grundernstlichen Trachten nach strengster Wahrhaftigkeit in religiösen Angelegenheiten und ist auch, wie sich später zeigen wird, durch dieses Trachten begrenzt. Bei diesem meinem Verhalten gibt mir mein Gewissen das Zeugniß, daß ich auf richtigem Wege bin, mögen die, welche rechts oder links stehen, mögen Freunde und Feinde, schmähen und lästern so viel sie wollen. Als Mitglied des deutschen Parlamentes sagte vor 40 Jahren Karl Schwarz in der Paulskirche: „Der herrschenden Kirchlichkeit ist der Sinn für Wahrhaftigkeit abhanden gekommen.“ Und heute? Tausend Pastoren und sechs Tausend Laien umgeben einen evangelischen Hofprediger als „einen Propheten der Wahrheit“, wie ihn die Bauern in der Priegnitz nennen, während das Zeugniß Derer, „welche draußen sind“ (1. Tim. III, 7), denselben auf Grund notorischer Thatsachen als einen unwahrhaftigen Mann kennzeichnet. Soeben haben wir eine Versammlung von 1900 Theologen und Pastoren angeschaut, diese haben sich schriftlich und

feierlich zu einem kirchlichen Bündniß vereinigt, sie wollen den kirchlichen Namen, der auch mir nach den Aposteln und Propheten der theuerste ist, zu Ehren bringen. Und dieses Bündniß tritt in die Welt mit dem Brandmal des falschen Scheines, der Lüge und der Heuchelei! Die Lüge im Heiligthum, das ist die gepflasterte Straße, welche zum Thron des Antichristen führt. Wer für Christi Namen und Reich leben, wirken und leiden will, muß sich rüsten wider Alles, was irgendwie von der Lüge im Heiligthum angesteckt ist.

Ueber mein Verhältniß zum deutschen Protestantenverein habe ich mich oft ausführlich und unzweideutig ausgesprochen, namentlich verweise ich auf die Prot. K.-Z. 1868 N. 18, außerdem liegt von mir eine ganze Literatur vor, in welcher ich theils im Auftrag des Ausschusses, theils privatim das Wesen und die Bedeutung dieses Vereins dargelegt habe. Obwohl nun meine Stellung zu dem Protestanten-Verein vorliegt wie ein aufgeschlagenes Buch, so habe ich doch nicht erreichen können, daß man mich in dieser Angelegenheit so aufzufassen versteht, wie ich mit äußerster Deutlichkeit meinen Sinn dargelegt habe, sondern auf eigene Hand und im Widerspruch mit meinen eigenen Erklärungen legt man sich mein Verhältniß zum Protestantenverein zurecht. Selbst von Th. Weber, der eine eigene Schrift: „Herr Professor Baumgarten und der Protestantenverein. Gotha 1872", veröffentlicht hat, muß ich dies behaupten. Während ich meinen ganzen Gang in und mit dem Protestantenverein als eine innerste Gewissenssache behandle und darlege, schiebt man mir äußerliche Motive unter. Stöcker erzählt seinen Christlich-Socialen: „Baumgarten ist beständig auf falschen Wegen gewesen; als er in Rostock war, mußte er seine Professur niederlegen, er ist dann in den Protestantenverein eingetreten, hat aber auch da nicht bleiben können (Rede am 27. Mai 1881. Christlich-Social S. 195). In seiner Neigung, im Interesse seines Parteitreibens zu fälschen, hat Stöcker versucht, meinen Eintritt in den Protestantenverein, sowie meinen Austritt aus demselben in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Die Wahrheit ist, daß ich 15 Jahre, ehe Jemand an den Protestantenverein gedacht hat, die Nothwendigkeit dessen, was dieser Verein zu erreichen versucht, eingesehen und dieser Idee auch eine Gestalt zu geben, in Kiel unter-

nommen habe. An der weiteren Fortführung dieses Versuches wurden wir durch den Krieg behindert.

Als Privatdocent in Kiel machte ich die Wahrnehmung einer inneren Unwahrheit bei meinen streng kirchlichen Glaubensgenossen. Es war ein hergebrachter Sprachgebrauch, die Rationalisten die Ungläubigen zu nennen, und ich selber theilte auch diesen Sprachgebrauch. Als ich nun aber erkannte, daß wir weder den Muth, noch die Macht besaßen, die sogenannten Ungläubigen aus der Kirche auszuschließen, bestand ich darauf, daß wir den Anspruch, ausschließlich den Glauben zu besitzen, fahren lassen müßten. So ereiferte ich mich unter den Augen von Klaus Harms für das kirchliche Bürgerrecht der Rationalisten, aber meistens ohne Erfolg. Das Jahr 1848 enthüllte mir die abgrundsmäßige Ohnmacht der Kirche, und ich fragte nach dem Grunde dieser tief beschämenden Erscheinung. Die Hauptsorge und Angst meiner Brüder war immer gerichtet auf die Rettung und Erhaltung des sogenannten kirchlichen Bekenntnisses. Ich war damit einverstanden, daß die Kirche ihren Halt hat in ihrer unwandelbaren Zustimmung zu der ewigen Wahrheit der göttlichen Offenbarung. Aber diese Wahrheit ist eine lebendige Macht, welche ihre ewige Einheit geschichtlich entfaltet.

Nach dem Sinne Christi und der Apostel, der im Wesentlichen auch in den ersten christlichen Zeiten festgehalten wird, ist das Bekenntniß die Zustimmung des individuellen Geistes zu demjenigen Inhalt der christlichen Wahrheit, die der Geist der Gemeinde, welcher der Geist Christi ist, als die der jedesmaligen Zeit und Lage entsprechend offenbart. Daher ist das Bekenntniß in den ersten christlichen Zeiten ein lebendiges Wort, das nicht geschrieben wird, sondern das von Mund zu Mund, von Angesicht zu Angesicht fortgepflanzt wird. Das Bekenntniß wird eine geschriebene Formel, als die Bischöfe, berauscht durch die Gunst des Kaisers, der, anstatt wie bisher, seine Macht gegen den Glauben aufzubieten, seine Gewalt für das Privilegium des christlichen Bekenntnisses geltend machte, ihre Zustimmung zu der Gottheit Christi als einen gesetzlichen Buchstaben fixirten. Nunmehr konnte Hilarius von Poitiers, einer der geistvollsten Kirchenväter, über die scripta fides (den geschriebenen Glauben) spotten.

Zwar ist die Substanz des Glaubens unter der Leitung des Herrn und des heiligen Geistes erhalten, aber dem reinen Golde des Bekennens ist die Schlacke der privilegirten Formel beigemischt, und diese weltliche Beimischung wird bei der menschlichen Schwäche im Lauf der Zeiten eine sich steigernde Trübung des Geistes, eine Trübung, welche auch durch die Reformation nicht überwunden ist. So lange die Kirche nicht das konstantinische Privilegium in der Kraft des Geistes corrigirt hat, wird sich die tödtende Macht des formulirten Bekenntnißbuchstabens immer wieder geltend machen. Es ist entsetzlich, mit welcher Leichtfertigkeit die jungen Theologen schon auf dem Gymnasium sich an die beliebten Stichworte und Formeln zu gewöhnen beginnen; im katechetischen und homiletischen Seminar lernen sie dann die Sätze der „objectiven" Wahrheit mit feierlichem Pathos aussprechen und impfen sich so bei den ersten Versuchen der geistlichen Rede das Gift der Unwahrheit ein [1]. Ich fürchte, daß die neueste Forderung einer Anleitung und Einübung der jungen Theologen in die pastorale Praxis dieses Uebel noch verschlimmern wird. Angesichts dieser Lügenpest muß Jeder, der mit gutem Gewissen sein Vaterunser beten will, mit Furcht und Zittern schaffen, daß in jedem Wort seiner Lippen, in jeder Miene seines Angesichts, in jedem Schritt seiner Füße und in jeder That seiner Hände Wahrheit sei. Da der ganze dogmengeschichtliche Proceß niemals seinen reinen Abschluß erhalten hat, so ist es recht eigentlich das Werk des der Kirche innewohnenden Gottesgeistes, daß die durch ein mehr oder weniger tumultuarisches Verfahren ausgeschiedenen Häresien immer wieder mit frischer Kraft erwachen, damit das Falsche, das in ihnen ist, nicht anders ausgeschieden werde, als durch die Kraft des Wahren, das gleichfalls in ihnen ist. Selbst Luther sagt: „Nulla haeresis unquam fuit, quae non etiam vera aliqua dixerit, ideo vera non sunt urgenda propter falsa." Somit sind diejenigen, welche die in den Häresien mit verdammten Wahrheiten ehrlich vertreten und dabei an der christlichen Gemeinschaft festhalten, als Boten des Geistes und als Gehülfen der Wahrheit zu begrüßen.

---

[1] Klaus Harms sagte schon 1854: „Die jungen Prädikanten pflegen jetzt meistens mehr Glauben zu predigen, als sie wirklich selbst haben."

„Wenn mir Tag und Nacht vor Augen steht, wie mannigfach und offenkundig die Vorsteher des officiellen Kirchenthums fehlen und sündigen, wie oft sie in ihrer Lehre und Verkündigung das Menschliche durch das Göttliche, das Natürliche durch das Wunderbare, das Ethische durch das Dogmatische verdunkeln; wie wenig sie in ihrem Verhalten den ächten Christussinn, für den das deutsche Volk einen empfänglichen Sinn hat, diese wunderbare Durchdringung von Demuth und Hoheit, von Liebebedürftigkeit und Kraft, von Ergebung und Heroismus in Jesu Christo, wie wenig die, welche seinen Namen immerfort im Munde führen, dieses sein unverfälschtes Bild in ihrem Sein und Handeln ausprägen; wenn mir vor Augen steht, wie diese nie genug zu beklagende Mangelhaftigkeit der amtlichen Träger der Gottesbotschaft seit Jahrhunderten wie eine Gebirgslast auf dem Geiste der Menschheit liegt und bis dahin allen Gottesgerichten Trotz bietet, wie soll ich mich da wundern, wenn Einer dieses Standes auftritt, der alles das zurückdrängt, was jene künstlich aufthürmen; das alles hervorzieht, was jene kläglich verdecken; wie soll ich mich dann wundern und nicht vielmehr freuen, falls ein Solcher zugleich erklärt, für Christus leben und wirken zu wollen?

Ich bin in der glücklichen Lage, mich auf eine öffentliche Thatsache berufen zu können, welche beweist, daß ich die Frage, wie die entgegengesetzten dogmatischen Standpunkte gemeinsam an der Kirche der Zukunft arbeiten können, längst vor Entstehung des Protestantenvereins mir vorgelegt und praktisch beantwortet habe. Im Jahre 1848 habe ich den Pastor Wolf in Kiel, Führer der freiprotestantischen Bewegung in den Herzogthümern, der das deutsche Publicum mit Pearson, Parker, Robertson und Spurgeon bekannt gemacht hat, aufgefordert, mit mir eine Versammlung zur Berathung über die Kirchenfrage zu berufen. Wir haben gemeinschaftlich diese Versammlung in der akademischen Aula in Kiel gehalten und wurden an der Fortsetzung dieser gemeinsamen kirchlichen Arbeit nur durch die Kriegsereignisse gehindert. Was damals mein Gewissen zu einer solchen Gemeinsamkeit mit einem dogmatisch entgegengesetzten Standpunkt drängte, verstärkte sich im weiteren Verlauf der Zeit nur in einem höheren Grade.

Im Jahr 1863 veröffentlichte ich eine Broschüre unter dem

Titel: „Die Nothwendigkeit eines freien und allgemeinen deutschen Kirchentages. Berlin, Springer." Die Anarchie der protestantischen Kirche im Jahr 1848 hatte den Kirchentag in Wittenberg in's Leben gerufen, es hatte sich aber bald gezeigt, daß dieser Kirchentag bei weitem nicht die gesunden Keime und Kräfte der kirchlichen Zukunft zusammenzufassen und zu pflegen vermochte. Die Nothwendigkeit einer nicht amtlichen Repräsentation des deutschen Protestantismus hatte sich gezeigt, folglich handelt es sich darum, den Mangel des Kirchentages von 1848 zu bessern. Der Hauptgedanke in meinem Vorschlag ist der, daß wir vor einer großen Arbeit stehen, durch welche die Verfassung der Kirche von ihren weltlichen Elementen befreit und zu einer dem Geist der Kirche entsprechenden Freiheit herausgebildet werden muß. Die gemeinsame Arbeit derer aller, denen es wahrhaft um die Erhaltung der Kirche zu thun ist, wird die doctrinären und dogmatischen Gegensätze in eine gründliche Bewegung versetzen und dieselben in neuen Formen ihrer bisherigen Gegensätzlichkeit entkleiden. Meine Broschüre ist der thatsächliche Beweis, daß ich trotz aller persönlichen Mißerfolge und trotz der allgemein herrschenden kirchenpolitischen Reaktion im Anfang des Jahres 1863 mit unverzagtem Muthe in die Zukunft schaute. Der Schluß meiner kleinen Schrift lautet: „Wir können wohl mit Petrus sagen, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und Nichts gefangen. Wir halten uns nämlich viel zu ängstlich an dem Ufer mit unserem Fahrzeug, wir können uns nicht entschließen, die feste Küste der Gewohnheit aus dem Auge zu verlieren. „Fahret auf die Höhe," spricht der Herr. Die Höhe ist der Standpunkt des Geistes, welcher, indem er auf sich selber ruht, der Gegenwart wesentlich innewohnt, die wahre geschichtliche Vergangenheit zur Voraussetzung hat und die vollendende Zukunft zum Erbtheil erhält.

Noch ehe das Jahr 1863 zu Ende ging, wurde in Frankfurt a. M. am 30. September 1863 die Grundlage des deutschen Protestantenvereins gelegt. Angesehene Männer aus verschiedenen Landeskirchen, namentlich aus Baden und Hannover, waren zusammengetreten, um einen freien protestantischen Verein zu gründen, welcher unbeschadet der dogmatischen Gegensätze seiner Thätigkeit die Erneuerung der evangelischen Kirche auf dem Grunde des evangelischen Christenthums zum Ziele setzt. Bei dieser Vorberathung,

der ich beiwohnte, war es mir eine besondere Genugthuung, daß diese protestantische Versammlung auf meinen Antrag der christlichen Theilnahme an der Noth der schleswigschen Gemeinden unter der Dänenherrschaft einen öffentlichen Ausdruck gab und damit den deutschen Charakter der neuen kirchlichen Vereinigung von allem Anfang her betonte.

Da im Jahr 1864 die schleswig-holsteinische Angelegenheit die öffentliche Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nahm, mußte der erste deutsche Protestantentag auf das Jahr 1865 verschoben werden. Zwei Momente waren es, die an diesem ersten Protestantentag zu Eisenach am 6. und 7. Juni 1865 für mich eine hervorragende Bedeutung hatten. Ueber die Thesen in Betreff der Lehrfreiheit habe ich gesagt: „Ich für meine Person bin mir wohl bewußt, in meiner theologischen Ueberzeugung den äußersten Gegenpol zu dem Referenten (Oberhofprediger Schwarz) zu bilden. Ich fordere die äußerste Freiheit und kann in dem Verein nur existiren, wenn der ganze Glaube in ihm Raum hat. Ich gebe kein Jota auf, weder Kliefoth, noch dem Protestantenverein gegenüber.“ Der Präsident betonte, daß die Männer der rechten Seite nicht auf Duldung angewiesen seien, sondern das Recht der Anerkennung haben, und Schenkel äußerte: „Besonders bin ich erfreut, daß dem Organismus unseres Vereins auch eine Rechte zu Gebote steht.“

Das Zweite, was mir bei dem ersten Protestantentage zur besonderen Freude gereichte, war die christliche That, zu welcher der Protestantenverein sich entschloß; nämlich der mecklenburgischen Kirchennoth sich nach Kräften anzunehmen. Nachdem Professor Ewald einen Vortrag über die mecklenburgische Kirchennoth gehalten, beschloß die Versammlung einstimmig: „Es ist Pflicht des Protestantenvereins, auf Abstellung der mecklenburgischen Nothstände hinzuwirken.“ Ewald erhielt den Auftrag, eine Denkschrift über die mecklenburgische Kirchennoth auszuarbeiten. Die Schrift, erschienen in Duderstadt bei Wagner, ist eine ebenso gründliche, als ergreifende Darstellung der kirchlichen Krisis in Mecklenburg. Dieser Schrift Ewald's ist eine Ansprache des Ausschusses an die mecklenburgischen Gemeinden vorgedruckt. Auch hat der Ausschuß sich an Seine Königl. Hoheit, den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, mit der Bitte gewandt, „Höchstderselbe wolle geruhen, die Lage der mecklenburgischen Landeskirche

durch sachkundige und allgemein geachtete Männer untersuchen zu lassen."

An dem zweiten Protestantentage in Neustadt a. H., September 1867, hatte ich die Frage: „Wie stellt sich der Protestantenverein zu der gegenwärtigen Frage nach dem historischen Christus?" zu behandeln. Ich faßte diese Aufgabe in dem Sinne, daß ich mich ausschließlich bestrebte, die so sehr vernachlässigte nationale Bedeutung des historischen Christus in's Licht zu stellen. Ich habe folgende Sätze aufgestellt: „Das nationale Ziel unseres Vereins stellt uns die Aufgabe, in der Geschichte Jesu die Bedeutung seiner Nationalität zu verstehen und geltend zu machen. Unser Verein ist der erste große Versuch, die nationale Urkraft des Christenthums wiederum frei und wirksam zu machen. Durch die im vollen Sinn geschichtsbildende Kraft des Christenthums wird das Geheimniß der geschichtlichen Persönlichkeit Christi auf's Neue aufgeschlossen und ein volleres Verständniß und einen entsprechenderen Ausdruck erhalten, als es dermalen zu erreichen gewesen ist. Ich habe meine Rede mit folgenden Worten geschlossen: „Es ist mein tägliches Gebet, daß unser Verein, dem es beschieden ist, das hohe Ziel, dem die deutsche Christenheit nachzutrachten hat, öffentlich hinzustellen, von Gott gewürdigt werden möge, den verordneten Lauf muthig und rüstig fortzusetzen, damit bald die Flammenzeichen jener großen und herrlichen Zukunft zum Trost und Heil unseres Volkes und zum Segen unseres Welttheils aufleuchten möchten."

Für den dritten Protestantentag in Bremen, Juni 1868, wurde mir der Auftrag, im Dom die Festpredigt zu halten. Meine Predigt hatte den Inhalt des Paulinischen Wortes: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft" (1. Kor. IV, 20), „als das apostolische Siegel unseres deutschen Protestantenvereins" aufzuweisen.

„Das ächte Wahrzeichen der göttlichen Kraft ist, daß Jemand die geistfeindlichen Mächte nicht bloß als einen Druck seines innersten Lebens empfindet, sondern auch die lebendige Hoffnung hegt, daß diese feindlichen Gewalten überwunden werden müssen und können. Dieses Bewußtsein, erhebend und schmerzlich zugleich, ist ein Theil jener Kraft, welche einst die Welt überwunden hat. An dem Zeichen dieses Bewußtseins haben wir uns erkannt und auf Grund dieses Erkennens uns die Hände gereicht zum gemeinsamen Wirken an der

Befreiung der Kirche von allen unheiligen Banden. Es ist nicht ein unerlaubter Weg, auf dem wir wandeln, es ist auch nicht ein Seitenpfad, den wir etwa aus Verlegenheit uns ausgesucht hätten, es ist die gebahnte und gepflasterte Heerstraße für die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche und einzig gedeihliche Entwickelung der Kirche Christi zum Ziel ihrer Vollendung."

„Ich setze voraus, daß in Jedem, der unserer Vereinigung beitritt, die heilige Kraft, welche das Reich Gottes gegründet hat und erhält, irgendwie sich geregt haben muß. Soll aber die Mitgliedschaft eine richtige sein, so muß diese Kraft in Jedem sich mehren, sie muß immer mehr das ganze Leben durchdringen und heiligen. Darum wache Jeder unter uns über das Geheimniß seines inneren Lebens, daß er sich nicht für fertig und vollendet halte, daß er nicht durch eine neue oder alte Formel die Regungen und Triebe des göttlichen Geistes unwirksam mache, auf daß ein Jeder fortschreiten möge von einer Kraft zur anderen."

„Bequemer ist die hergebrachte Weise, aber ob auch heilsamer? Wie oft ist es erlebt, daß die herrschenden Parteiworte alle geistige Freiheit erstickt haben! Wie oft hat es sich wiederholt, daß die einigende Formel so wenig die Gemeinschaft des Geistes verbürgte, daß die künstlich Geeinigten um so heftiger auseinanderfuhren! Bei unserer offen erklärten Verschiedenheit kann sich kein Stichwort, keine Partei die Herrschaft anmaßen, nur Christus, der Herr, soll der einige Meister sein und bleiben. Keiner soll mehr, Keiner aber auch weniger gelten, als sich in einem Jeden die Kraft Gottes wirksam beweist. Und wenn ich nicht erreichen kann, daß mir gegenüber Stehende sich zu demselben Worte, welches für mich die christliche Wahrheit ausspricht, bekennen, ich aber an den mit mir Ringenden die Blitze des Geistes gewahre, welcher das Eigensüchtige und Sündhafte im Menschen tödtet, habe ich da nicht viel mehr gewonnen, als wenn ich aus dem Anderen mein eigenes Echo vernehme?

Wer dem zweifelskranken und gottvergessenen Gemüth der heutigen Menschheit wiederum Vertrauen zu der christlichen Rede erobern will, der muß vor Allem der geistlichen Lüge den heiligen Krieg erklären. Und was uns betrifft, so hat entweder unser ganzes Unternehmen keinen Sinn, oder wir sind bereits eine angeworbene

und eingeschworene Streiterschaar Christi für diesen heiligen Krieg, dann ist aber auch die erste Pflicht, daß wir unter uns selbst Manneszucht halten: alle leeren und hohlen Worte, alle Zweideutigkeiten und Hintergedanken müssen wir meiden und bannen, und unser ernstlichstes Bemühen muß sein, daß Wort und That, Leben und Reden bei uns einen Herzschlag habe.

Wenn es von Gottes Gnade unserer Schwachheit und Unwürdigkeit beschieden sein sollte, für die herrliche Zukunft der Kirche unseren pflichtschuldigen Beitrag geliefert zu haben, dann wird das apostolische Siegel, das wir jetzt, so hoffe ich zu Gott, verborgen in unseren Herzen tragen, an unseren Stirnen glänzen." [1]

Der vierte Protestantentag am 6. und 7. October 1869 in Berlin wurde hauptsächlich dadurch merkwürdig, daß das Königliche Consistorium der Provinz Brandenburg sowohl für die Gottesdienste, wie auch für seine Verhandlungen dem Protestantenverein den Gebrauch der Kirchen versagte, weil der Protestantenverein auch solchen Bestrebungen und Auffassungen volle Berechtigung zuerkennt, welche die wesentlichen Grundlagen des christlichen Glaubens verwerfen." Ganz richtig nannte Schenkel in seinem Vortrag über „die kirchlichen Zustände der Gegenwart" diesen Bescheid des Brandenburger Consistoriums auf den Antrag des Berliner Magistrats eine Excommunication des deutschen Protestantenvereins, und es war sehr angebracht, daß Schenkel hinwies auf die Ankündigung des Vaticanums und auf die für das Christenthum drohende Gefahr von Rom. Alles was Schenkel bei den traurigen Zuständen des officiellen Protestantismus von dem kommenden Concil befürchtet hat, ist vollständig eingetreten. In diesem Lichte erhält jener Consistorialbescheid seine richtige Beleuchtung. Während der Oberkirchenrath in Berlin am 9. October 1868 auf die verwegene Anmaßlichkeit der päpstlichen Einladung vom 13. September 1868 ein schwächliches Circularschreiben erläßt, verschließt das Brandenburger Consistorium dem deutschen Protestantenverein die Kirchenthüren. Während der Protestantenverein sich in christlicher Liebe der mecklen-

[1] Diese Festpredigt machte auf Alle einen tiefen Eindruck, und aus dem Kreise der Zuhörer wurde die Aeußerung vernommen: „Es ist doch, wenn Baumgarten auftritt, als wenn ein alter Kirchenvater aus dem Grabe erstanden wäre." Der Herausgeber.

burgischen Kirchennoth erbarmt, wird der Vergewaltiger der mecklenburgischen Landeskirche von dem preußischen Kirchenregimente in Eisenach auf alle Weise gestützt und geehrt. Ich durfte unter diesen Umständen nicht schweigen. Mir war von Anfang an meine Stellung innerhalb des Protestantenvereins auf der rechten Seite angewiesen und, ich habe, so lange ich dem Verein angehörte, diese meine Stelle gewissenhaft behauptet, und wenn ich jetzt zurückblicke auf meine Mitgliedschaft am Protestantenverein, so freue ich mich und rühme mich dessen, daß ich an diesem Platze gestanden bin und es auf keinem Protestantentage an irgend einem unzweideutigen Zeichen meines christgläubigen Protestantismus habe fehlen lassen. Hätten nur meine speciellen Freunde und Brüder nicht so ängstlich am Buchstaben, an der Gewohnheit und an der Majorität gehangen, hätten sie nur den Muth gehabt, den Zeichen am Himmel zu folgen und den Willigen und Ehrlichen auf der Gegenseite vertrauensvoll die Hand zu bieten, um gemeinsam mit ihnen Christi heilige Kirche von ihren offenbaren und schrecklichen Aergernissen zu befreien; o, der Protestantenverein wäre ein anderer geworden.

Ich meinerseits war am 7. October 1869 in meiner Einsamkeit im Geiste gebunden, die eigenmächtige und vorschnelle Verurtheilung des Protestantenvereins als eine schwere Versündigung des Brandenburger Consistoriums öffentlich zu rügen. Ich konnte mich darauf berufen, daß die beiden Festprediger K. Schwarz und Schiffmann sich zu Christus, dem Herrn bekannt, daß auch Schenkel „Jesus Christus als den alleinigen Meister, den Erlöser und Vollender der Menschheit" verherrlicht hatte. Auf Grund dieser drei christlichen Zeugnisse habe ich den Brandenburger Consistorialräthen, mit dem Präsidenten Hegel an der Spitze, in der Berliner Turnhalle gesagt, daß sie sich an dem Protestantenverein versündigt und für diese öffentliche Versündigung öffentliche Buße zu thun verpflichtet seien. Und ich füge auch heute am 4. März 1886 hinzu, so lange die Kirchenregimente ihre Aufgabe darin sehen, mit solchen Bannsprüchen die Freigesinnten, so lange sie den Willen haben, an der Erbauung der Kirche mit uns zu arbeiten, abzustoßen, werden sie das in den Gemeinden vorhandene Mißtrauen nur immer noch steigern.

Inzwischen hatte nun Pius IX. am 18. Juli 1870 seinen

antichristlichen Charakter durch das Unfehlbarkeitsdogma gesteigert und damit den Evangelischen die Pflicht auferlegt, zur Ehre Christi ihren Protest zu verschärfen. Indeß der officielle Protestantismus erwies sich in dieser christlichen Pflicht sehr lässig, und es bleibt ein Ruhm des deutschen Protestantenvereins, das officielle Kirchenthum in dieser Beziehung durch seinen Eifer beschämt zu haben. Von dem Syllabus 1864 nahm der officielle Protestantismus kaum Notiz, an die pflichtmäßige Nothwehr gegen dieses päpstliche Attentat auf den Gesammtzustand des öffentlichen Lebens in Europa dachte weder Consistorium, noch Oberkirchenrath in Berlin. Der Präsident des ersten Protestantentages, der Geheimrath Bluntschli, war es, der in der Eröffnungsrede des ersten Protestantentages am 7. Juni 1865 in Eisenach einen energischen Protest gegen diese 80 Paragraphen einer neuesten päpstlichen Anmaßung erhob.

Am 20. April 1870 war der Ausschuß des deutschen Protestantenvereins in Eisenach versammelt. Seit 8. December 1869 tagte das vaticanische Concil in Rom, und immer näher rückte die Entscheidung, das Papstthum mit dem Dogma der Unfehlbarkeit zu krönen. Der Ausschuß des Protestantenvereins beschloß, angesichts dieser Sachlage eine Ansprache an das deutsche protestantische Volk zu richten. Auf die aus der Mitte des Ausschusses an mich gerichtete Aufforderung entwarf ich eine Vorlage, und diese wurde angenommen. Zur Charakteristik dieser Ansprache hebe ich folgende Sätze hervor: „Unsere protestantische Kirche, welche unseren katholischen Brüdern auf der Bahn der Freiheit voran leuchten sollte, liegt selbst verstrickt in den Banden einer neuen „babylonischen Gefangenschaft“. „Die sträfliche Gleichgültigkeit muß ein Ende haben. Jetzt, wo das große Schauspiel in Rom das Bild unserer eigenen kirchlichen Verkommenheit abspiegelt, jetzt hat eine große Entscheidungsstunde geschlagen, hört das deutsche Volk jetzt nicht auf den Hahnenschrei, der das schlafende Gewissen weckt, geht es fort in seiner gewohnten Träumerei, dann darf es sich nicht wundern, daß die Ketten der geistigen Knechtschaft noch fester geschmiedet werden. — Wenn dagegen das deutsche Volk sich entschließt, mit den Grundsätzen, die wir vertreten, thatsächlich Ernst zu machen, dann wird das Werk der Reformation, welches seit Jahrhunderten durch die Consistorien und durch die Theologen gehemmt ist, weiter geführt werden, und

seiner großartigen Anlage nach mit Gottes Hilfe sich zu einer deutschen Volkskirche gestalten."

Es ward ferner beschlossen, den nächsten Protestantentag in Darmstadt zu halten und daselbst zu behandeln I. die deutschen Aufgaben gegenüber dem römischen Concil und dem Jesuitenorden; und II. die protestantischen Aufgaben gegenüber dem Papstthum innerhalb der evangelischen Landeskirchen.

Der fünfte Protestantentag ward abgehalten in Darmstadt 4. und 5. October 1871, auf demselben handelte der Geheimrath Dr. Bluntschli über die päpstliche Infallibilität und über den Jesuitenorden; mir ward die Aufgabe zugetheilt, über den Papismus innerhalb der evangelischen Landeskirchen zu reden. Aus dem Anfang meiner Rede wird man Gehalt und Richtung meines Vortrags erkennen; dieser Anfang lautet folgendermaßen:

„Der Mangel an Freiheit thut sich auf vor unseren Augen wie ein Gebirge, und die einzige Rettung in dem unerhörten Verderben ist das öffentliche Zeugniß gegen die Riesengewalt des geistlichen Despotismus." Dieses Wort war der Nothruf französischer Bischöfe, welche in Rom immer deutlicher merkten, daß die jesuitische Partei sich anschickte, auch den letzten Athemzug christlicher Freiheit auf dem vaticanischen Concil zu ersticken. Ihr Zeugniß ist vergeblich gewesen, es ist geschehen, was sie fürchteten, die ihnen gegenüberstehende Gewalt schritt, wie sich die Bischöfe ausdrücken, „triumphirend" über ihr Zeugniß hinweg „dem Abgrund" entgegen. Und als die feindliche Gewalt in Rom die Freiheit erwürgt und ihr finsteres Werk vollendet hatte, da kehrten jene Bischöfe heim, dann verstummten sie und gingen unter in der großen Sündflut, die über die päpstliche Kirche gekommen ist. Diese Thatsache ist für mich eine Gewissensfrage. Mir ist der Auftrag geworden, vor Ihnen über das protestantische Papstthum zu reden. Ich soll also auftreten als öffentlicher Ankläger gegen eine Verderbniß, gegen einen offenbaren Abfall derjenigen Kirche, welcher ich angehöre. Kann ich das verantworten? Nun, darin bin ich jenen Bischöfen gleich, daß ich nur das sage und klage, was ich selber erfahren habe. Luther's Wort: „Hätte ich die Gräuel des Papstthums nicht selber erlebt, hätte ich sie nur gelesen, ich hätte sie nicht geglaubt," das ist auch mein Bekenntniß in buchstäblicher Wahrheit. Aber wenn

nun der protestantische Papismus sich ebensowenig aufhalten läßt, wenn er wie der römische „triumphirend dem Abgrund entgegenschreitet," werde ich dann auch den Weg jener französischen Bischöfe wandeln, werde ich dann auch verstummen und der verstärkten Gewalt mich unterwerfen? Das ist gewiß, wäre heute mein Zeugniß gegen den protestantischen Papismus auch noch so kräftig, ich würde aber morgen vor der gesteigerten hierarchischen Macht erschrecken, dann wäre mein Zeugniß ein dürres Blatt, ein Spiel der Herbstwinde, und es wäre meine Pflicht, herunter zu steigen und einem Besseren diesen Platz zu überlassen. Ich muß also nicht bloß über meine Vergangenheit und Gegenwart im Klaren sein, ich muß auch meiner Zukunft sicher sein. Ich habe mich geprüft, ich habe die Verborgenheiten meiner Seele durchforscht und habe gefunden: sollte der protestantische Papismus die Verwegenheit besitzen, auf seinem unheilvollen Wege noch weiter vorzugehen, so wenig werde ich verstummen, daß ich nur noch lauter meine Stimme erheben werde gegen diesen Greuel der Verwüstung in unserem protestantischen Heiligthume. Denn ich weiß, es gilt der Ehre meines himmlischen Herrn und Königs, dem ich diene, dem ich mein Leben schuldig bin, ich weiß, es gilt dem Heile unsterblicher Geister, ich weiß, es gilt der wahren Zukunft meines angestammten Volkes." So habe ich meinen Vortrag über das protestantische Papstthum begonnen und so habe ich ihn mit meiner zehnten Thesis geschlossen: „Als letztes Ziel muß erstrebt werden die deutsche Volkskirche, welche für die Erfüllung der weltgeschichtlichen Mission des neuen deutschen Reiches eine sittliche Nothwendigkeit ist, sowie andererseits nur in der Volkskirche das Christenthum seine göttliche Lebensfülle zu entfalten vermag."

Auf dem sechsten Protestantentage zu Osnabrück am 2. October 1872 habe ich mein Herz mit folgendem Bekenntniß erleichtert:

„Ich bin hieher gekommen mit sehr bestimmten und nach meiner Meinung sehr berechtigten Wünschen. Diese Wünsche sind nicht erfüllt worden, und das ist mein Schmerz. Als ich bei der Gründung des deutschen Protestantenvereins zugegen war und Mitglied desselben wurde, habe ich von Anfang an vorausgesehen, daß dieser Verein einem schweren Kampf entgegenging. Ich habe diese Voraussicht gefaßt nicht mit einer Sorge, sondern ich darf wohl sagen

mit einer Hoffnung. Es klingt etwas unfromm, es ist aber ganz ehrlich und gut gemeint: ich habe gewünscht, daß dieser Verein durch Kampf, ja, durch schweren Kampf, gehen solle, denn Alles, was göttlich ist, muß auf Erden durch's Feuer gehen und durch's Feuer bewährt werden. Ich habe tief hineingeschaut in den Abgrund der finsteren Mächte, welche die Gegenwart nicht bloß bedrohen, sondern auch gefährden, und zwar auf ihrem heiligsten Gebiete. Es ist mir seit lange ausgemacht, daß wir diese finsteren Mächte nicht besiegen können durch Reden und Schriften, sondern nur durch Thaten, und das ist es, was mich von Anfang an für diesen Verein, der zum ersten Mal seit lange die kirchliche That auf seine Fahne geschrieben, gewonnen hat. Es ist das erfolgt, was ich vorausgesehen habe, wir sind angefeindet und werden fortwährend angefeindet. Das Feuer der Feindschaft entbrennt hie und da, und wenn es an einem Orte erlöscht, so wird es an einem andern wieder angefacht, und wir stehen hier als eine ecclesia pressa (bedrängte Kirche). — Aber ich muß weiter bekennen, daß wir zwar gottlob die Fahne nicht haben sinken lassen, aber diejenige Haltung, welche ich wünschte und welche ich für nothwendig achte, die unser Verein behaupten muß, um diese Kämpfe zu bestehen, diese finde ich noch nicht. Denn es muß überall, wo der Kampf, dieser gewaltigste Kampf, den es giebt auf Erden, wo der entbrennt, da muß an jedem Ort, wo er entbrennt, ein Siegesdenkmal stehen. Da darf nicht Furcht und Scheu und alle dergleichen Rücksichten überhand nehmen, sondern die Siegesfreudigkeit muß wachsen mit jedem Hinderniß und muß Alles zu Boden werfen, was entgegensteht. Das, meine verehrten Freunde und Brüder, finde ich noch nicht. Ich hatte bestimmte Wünsche, die auf die Stellung unseres Vereins gerichtet waren, diese sind nicht erfüllt, und das ist mein Schmerz, den ich offen ausspreche. Viele Schmerzen, unseres Vereines wegen, habe ich zu tragen, viele schlaflose Nächte habe ich durchwacht, weil der Verein in seiner Gesammthaltung mir nicht genügt".

Für den siebenten Protestantentag, Leipzig August 1873, war mir aufgegeben, am Morgen des ersten Festtages die Predigt zu halten. Ich wählte zum Text 1. Petr. II, 9 und als Thema „die Kirche der Zukunft".

„Der Hintergrund des ersten Petribriefes ist das Donnern und Blitzen eines schweren Wetters, aber sein Inhalt ist tiefe heilige Stille; wie ein göttlicher Friedensbogen spannt sich dieses apostolische Schreiben über den finsteren Horizont der Welt, und weil die Christen dieses milde schöne Licht der göttlichen Gnade und Kraft in ihren Seelengrund eingesogen, darum sind sie als sieggekrönte Kämpfer aus dem 300jährigen Krieg hervorgegangen. Der verlesene Vers ist der Höhepunkt dieses apostolischen Schreibens".

„Zwei Worte unseres Textes treten vor die Worte „Priesterthum und Volk"; das eine beschreibt die Innenseite, das andere die Außenseite der zukünftigen Kirche; das eine bezieht sich auf das Verhältniß zu Gott, das andere auf das Verhältniß zur Welt, das eine bezeichnet den religiösen, das andere den sittlichen Charakter der Kirche der Zukunft".

„Wer mit vollem Bewußtsein dem Orden des allgemeinen christlichen Priesterthums angehören will, der muß in seinem Innern eine Sakristei besitzen, in welcher er betend und beichtend mit seinem Gott verkehrt, er muß einen inneren Altar kennen, auf dem er seine Erstlinge dem Höchsten darbringt".

„Eine Scheidung muß kommen, sie muß sich aber nach dem Gesetz innerer Nothwendigkeit von selbst vollziehen. Seitdem die Kirche das Gegentheil eines Bekenntnisses gehört hat: „Wir sind keine Christen mehr," ist es für sie eine Ehrensache, irgendwie dafür zu sorgen, daß diese unsichtbare Gemeinde der Nichtchristen offenbar werde. Wenn nun diejenigen, welche nicht mehr Christen sein wollen, ihres Weges ziehen, so darf vorausgesetzt werden, daß diejenigen, welche bei uns bleiben, sich durch ein geheimnißvolles Band mit der heiligen Vergangenheit der Kirche sowie mit den geweihten Augenblicken ihres eigenen Lebens in ihrem Gewissen verbunden fühlen, und wir sind verpflichtet, anzunehmen, daß die Scheu, den Zusammenhang mit der Taufe und Confirmation abzubrechen, eine Wirkung, wenn auch eine noch so schwache, des heiligen Geistes ist, und Niemand darf sich unterfangen, den glimmenden Docht auszulöschen oder das geknickte Rohr zu zerbrechen. Matth. XII, 20".

„Wir können es nicht leugnen; matt und schwach geht der Pulsschlag des religiösen Lebens, es ist mit dem Glauben und dem Gebet dermalen in unserer Zeit ein armseliges und dürftiges Wesen. Kein

Wunder, denn des Tempels Vorhang, welcher zerriß, als unser Herr am Kreuze starb, hat man wiederum zusammengestückt und daraus ein Amt gemacht, welches sich zwischen Gott und die Gemeinde stellt und wie unter dem Gesetz das Angesicht Gottes wiederum vor der Gemeinde verhüllt".

„Auf zwei Säulen ruht der Bau der Zukunftskirche. Die Kirche der Zukunft ist nicht bloß allgemeine christliche Priesterschaft, nicht bloß die Vollendung Israels Gott gegenüber, sondern auch heiliges Volksthum oder das vollendete Israel der Welt gegenüber".

„Bei allen Fortschritten und allen Errungenschaften sitzt der deutsche Genius trauernd am Wege, hauptsächlich darum, weil ihm sein eigentliches Lebenselement, die wahre Freiheit, immer noch verkümmert wird; weil immer noch vorhanden ist eine übermächtige, in mystisches Dunkel gehüllte Burg der Unfreiheit. So lange der Liberalismus ein Erzeugniß des unbewußten Christenthums bleibt, ist er außer Stande, diese Burg der Unfreiheit zu erobern und zu zerstören. Hier giebt es nur eine Hülfe, nur eine Rettung. In den Tiefen der Kirche wohnt und waltet seit dem Pfingstfest der Geist Gottes, der die Zeiten zu einer Einheit verbindet. Der Kirche, welcher ein unvergängliches Leben verbürgt ist, wird zur rechten Stunde das Gewissen schlagen, sie wird erschrecken und sich entsetzen über ihr langes sündhaftes Versäumen".

„Indem unser Verein sich öffentlich hinstellt als einen Versuch, die künftige Volkskirche vorbereiten zu helfen, übernimmt er zugleich eine schwere Verantwortung, und wenn wir im Bewußtsein dieser schweren Verantwortung zurückschauen auf unser gemeinsames Werk, so dürfen wir uns die Beichte nicht erlassen, auch wir haben Manches versäumt, auch wir haben Manches verfehlt. Aber laßt uns, wie der Apostel, „vergessen, was dahinten ist, und uns strecken nach dem vorgesteckten Ziel". Und so laßt uns nun gegenseitig geloben: „Heller soll brennen das Feuer auf unserem inwendigen priesterlichen Altar, um mehr, als bisher, alles Selbstsüchtige und Leidenschaftliche zu verzehren, und kräftiger soll wirken unser Eifer für die Wohlfahrt des öffentlichen Gemeinwesens, auf daß unser Volk immer deutlicher fühle den lebendigen Pulsschlag unserer Liebe".

„Und in dieser Stimmung und Gesinnung laßt uns gehen an unser Tagewerk, und in aller Demuth, aber auch in voller Zuver-

sicht den göttlichen Segen für dasselbe erbitten. Heiliger Gott und himmlischer Vater, der du einen hellen Strahl deines wunderbaren Lichtes in unser Herz gesendet hast, und hast uns den Muth verliehen, in diesem Lichte zu handeln, denn wir wissen, daß ohne deine Hülfe, ohne deine Gegenwart, all' unser Thun umsonst ist. Darum kommen wir vor dein Angesicht und bitten dich, du wollest nach deiner Gnade und Macht mit uns sein, du wollest die, welche reden, sowie die, welche hören, weihen und heiligen, auf daß unser gemeinsames Werk ein lebendiger Baustein werde für den Tempel der zukünftigen Christengemeinde. Amen."

Der achte Protestantentag in Wiesbaden, 28. bis 30. September 1874, war der erste, an welchem ich nicht mehr wie bisher mit meiner Familie Theil nehmen konnte. Am 28. Juni 1874 war meine Ingeborg eingegangen in die Ruhe, nach welcher sie sich von Herzen sehnte. Bisher hatten wir drei auf allen Protestantentagen Freude und Leid mit einander getheilt. Nach dem Tode meiner Ingeborg schrieb mir eine Freundin: „Ihren besten Kameraden haben Sie verloren." Das ist ein wahres Wort. Man hat mich zuweilen einen Märtyrer genannt, ich muß diesen christlichen Ehrentitel ablehnen, aber für meine Ingeborg möchte ich diese Ehre annehmen. Sie ist es, welche die meinem Namen angethane Schmach, die mir widerfahrene Ungerechtigkeit und Verfolgung in der allerschmerzlichsten Weise gefühlt und getragen hat. O, wie oft muß ich mit meinen Gedanken noch nach langen Jahren stille stehen vor manchen Momenten, vor manchen Scenen, welche das Herz meiner Ingeborg an der empfindlichsten Stelle verwundeten! Und keine Klage kam über ihre Lippen. Beschreiben läßt sich das nicht, nur einen Zug will ich erwähnen. In der Zeit, als ich 18 Wochen im Gefängniß saß, hat kein Mensch meine Ingeborg besucht! Aber auch in trüben Tagen hatte sie die Kraft, durch heiteres Spiel unser Kind vor Verbitterung zu bewahren. Sie mußte scheiden, während die Wolke der Verlästerung und Verfolgung noch immer über uns schwebte, aber in stillem, auch nicht einen Augenblick gestörten Frieden ist sie heimgegangen in der festen Zuversicht, daß ich in unserer Tochter eine Stütze und Hülfe haben werde, und ich muß es alle Tage als ein Geschenk Gottes preisen, daß unser Kind in demselben Augenblick, in welchem die Mutter entschlief, mit un-

bedingter Hingebung und Entschlossenheit an die Stelle der Mutter trat. Getrennt von der Mutter fühlte meine Tochter in der großen Versammlung sich zu isolirt, daher pilgerte ich einsam nach Wiesbaden.

Zu dem Thema: „Abnahme des theologischen Studiums," über welches der jetzige Professor und Doctor der Theologie P. Schmidt in Basel das Hauptreferat hatte, habe ich als Correferent am 30. September 1874 Folgendes ausgeführt: „Seit lange schon befindet sich unsere Theologen- und Pastorenschaft nicht mehr auf der Höhe des weltüberwindenden und welterneuernden Glaubens. Den Meisten fehlt der Blick für die großen Verhältnisse des öffentlichen Lebens, das Gefühl für des Volkes Bedürfnisse und Nothstände, das Verständniß für die sittlichen Aufgaben des Reiches, und wo eine bessere Erkenntniß dieser großen Angelegenheiten vorhanden ist, da gebricht es an heiligem Mannesmuth, ohne Menschenfurcht die in Betracht kommenden Dinge mit rechten Namen zu nennen und ungescheut auf offenem Plan, wo die Christenpflicht es erheischt, in den Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt zu handeln."

„Als die sieben Göttinger Professoren in dem Conflict ihrer Gewissenhaftigkeit mit der rohen Gewalt des Welfenkönigs als Opfer fielen, da haben Christoph Dahlmann und Jakob Grimm vergebens die geistlichen Wächter des öffentlichen Gewissens angerufen. „Ungescheut und eingedenk der Freimüthigkeit Luther's," sagt Jakob Grimm, „hätten die Theologen ihre Zornschalen ausschütten sollen über den geschehenen Frevel." Ich habe mich in der Literatur jener Tage vergebens umgeschaut nach einem Acte des heiligen Zornes, wohl aber habe ich gelesen, wie man damals vom „christlich germanischen Standpunkt" die Missethaten des Welfenkönigs zu beschönigen suchte"[1].

„In der letzten Reichstagswahl, bei welcher das ganze deutsche Volk wußte, daß es sich nicht zum Geringsten um den großen Kirchenconflict handelt, haben die 14 Millionen Katholiken 23 Priester gewählt, dagegen die 24 Millionen Protestanten nicht einen einzigen

---

[1] Der jetzige Präsident des hannoverschen Consistoriums, Otto Mejer, vertritt im Jahre 1885 nicht den mannhaften Standpunkt Dahlmann's. (S. Deutsche Biographie XXII, 463—467. Protestantisches Sonntagsblatt 1886, 827—829.)

amtlichen Vertreter ihrer Kirche. Das protestantische Volk hat keine Fühlung mehr mit seinem officiellen Kirchenthum. Eine Kluft von unermeßlicher Tiefe und Breite that sich auf vor unseren Augen zwischen dem Thun und Streiten unserer kirchlichen Theorie und Praxis einerseits und dem Leben und Bewußtsein unseres protestantischen Volkes andererseits. Und die Moral dieser höchst betrübenden Erscheinung ist: es liegt vor eine Gesammtschuld unseres theologischen und pastoralen Standes. Und ich bitte Sie, meine geehrten Standesgenossen, möge sich Niemand ausschließen, wir alle haben uns durch große Versäumnisse an unserem Volke versündigt."

„Wir müssen und können zu dieser Generalbeichte um so williger sein, da wir an einem Wendepunkte stehen, welcher uns die Aussicht auf eine bessere Zukunft eröffnet. Stehend hier auf preußischem Boden, begehen wir am letzten September dieses Jahres den letzten Tag einer nunmehr abgeschlossenen Periode kirchlicher Verirrung. Am morgenden Tage wird im ganzen preußischen Staat die kirchliche Einsegnung der Ehe und die heilige Taufe des Kindes dem wahren Lebenselement der Kirche, nämlich der persönlichen Freiheit zurückgegeben. Wir nehmen wahr, daß Viele, denen das religiös-sittliche Leben des Volkes am Herzen liegt, dieser Wendung mit Sorge und Furcht entgegensehen. Unserem Verein geziemt es, über diese Schwäche und Beschränktheit weit erhaben zu sein. Wir wissen, daß das ursprüngliche reine Christenthum recht eigentlich die Religion der persönlichen Freiheit ist und jeden Zwang in der Beziehung des Menschen zu Gott verabscheut. Uns gebührt es daher, die Periode des Staatskirchenthums am heutigen Tage mit Bewußtsein und Anstand zu begraben und den morgenden Tag als den Anbruch einer besseren Zukunft mit Hoffnung und Freude zu begrüßen".

„Die Freude über den vorhandenen Wendepunkt ist aber mit einem bitteren Tropfen von Beschämung gemischt. Die Kirche ist es gewesen, welche zweimal den Zwang des Staates in ihr Heiligthum eingelassen hat. Es wäre ihre Aufgabe, durch ihre Initiative den eignen Fehler wieder gut zu machen. So aber ist es nicht geschehen, die Kirche hat die Freiheit nicht gefordert und wieder erobert, sondern der preußische Staat hat die genannten Erstlinge der Freiheit der passiven und indolenten Kirche octroyirt. Es ist dies eine große Schwäche, welche uns die Aufgabe, uns mit der

Grundkraft der christlichen Freiheit zu umgürten, sehr nachdrücklich verschärft. Ganz anders als bisher müssen wir uns eintauchen und vertiefen in die Anschauung der christlichen Anfänge. Wir müssen uns hüten vor einem deutschen Aberglauben, der Gedanken, Begriffe und Lehren gar leicht ohne Weiteres für Kräfte und Realitäten hält. Gesprochene und geschriebene Irrthümer kann man allenfalls durch Lehren auf Druckpapier berichtigen, aber die bloß in Wort gefaßten Irrthümer sind nicht die schlimmsten, das Hauptverderben der Menschheit steckt immer in den Irrthümern, die in hundert- und tausendjährigen Sitten, Gebräuchen, Institutionen und Gesetzen sozusagen versteinert sind. In diesen versteinerten Irrthümern bestand das Verderben der jüdischen und heidnischen Welt, und darum mußte Christus leiden und am Kreuze sterben, und so ist es noch heute. Und darum reichen auch heute Reden und Schriften nicht aus, nur die Worte können Etwas ausrichten, welche den unmittelbaren Eindruck machen, daß die ganze Persönlichkeit ohne Vorbehalt für sie eintritt und es aufnimmt mit den Mächten der Lüge. Um zu dieser Höhe zu gelangen, muß unsere Theologie getauft werden mit dem Feuer und Geist des ersten Christenthums; in den Gedanken und Lehren der heiligen Urgeschichte müssen wir uns die göttlichen Kräfte aneignen, welche dort walten".

„Hier glaube ich die Pflicht zu haben, meinen geehrten Vorredner (Herr Doctor P. Schmidt) nicht bloß ergänzen, sondern ihm auch widersprechen zu müssen. Wenn nämlich der Referent der Meinung ist, und ich glaube, er ist es, daß die aufgeklärte Naturwissenschaft die Möglichkeit und Wirklichkeit des Wunders ausschließt, dann muß ich mich dahin erklären, daß allerdings sowohl ihm, wie allen Gleichgesinnten, diese wunderverneinende Gottes- und Weltanschauung vollkommen freisteht, daß aber diese Negation niemals als das Bekenntniß des Protestantenvereins angesehen werden darf. Da nun, wie ich glaube, diese Negation hier ausgesprochen ist, so nehme ich das Recht in Anspruch, mich zu der entgegengesetzten Position zu bekennen. Es ist jetzt nicht die Stunde, meinen Glauben zu begründen, wohl aber ist die Stunde, ihn zu bezeugen als den Glauben an das weltgeschichtliche Hauptwunder der Person Jesu Christi, der empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria in die Welt gekommen ist, nicht bloß die Mensch-

heit vom Irrthum zu befreien, sondern vor Allem die Sünder zu retten und selig zu machen."

„Ich lebe der Ueberzeugung, je ernster wir mit einander, je mehr die Theologen und die Laien sich bestreben, mit ihren Gedanken und Anschauungen, mit ihren Gefühlen und mit ihren Gebeten heimisch zu werden in der Erstlingszeit des Christenthums, desto mehr und desto bälder werden wir geschickt und befähigt sein, die großen Versäumnisse der Vergangenheit wieder gut zu machen, und zwar so, daß unser deutsches Volk es wiederum merkt und fühlt, nicht bloß, daß es noch eine Kirche gibt, sondern auch, daß diese Kirche ihm Etwas leistet, was keine andere Anstalt und Kraft leisten kann, und was ihm doch zu seinem Gedeihen nöthiger, als das tägliche Brod. Wohlan, lasset uns mit einander trachten, diese Höhe zu erreichen, dann wird der theologische Stand zu einer neuen Ehre und Würde erhoben werden und diesem heiligen Dienst an der öffentlichen Wohlfahrt wird dann der gebührende Lohn nicht entgehen"[1].

An dem neunten deutschen Protestantentag in Breslau, 28. bis 30. September 1875, habe ich zu dem Thema „Der öffentliche Gottesdienst" Folgendes bemerkt:

„Wir bedürfen, damit die Predigt leiste, was sie erreichen soll, eine Steigerung der sittlichen Kraft unseres Gemüthes. Das Staatskirchenthum übt einen Druck auf den Prediger, und das muß aufhören. Luther predigte in Schmalkalden vor den protestantischen Fürsten, und zwar nicht in der Zeit der sogenannten Sturm- und Drangperiode, sondern 1537 in der Zeit seines ruhigen Wirkens, Folgendes: „Wenn wir einen Fürsten sehen, so denken wir wunder welch' ein Ding es ist, ein Fürst zu sein und vergessen ganz, daß Mensch sein ein viel höherer Titel ist, als Fürst sein. Denn ein Fürst ist ein nachgemachtes Ding, den Menschen hat Gott gemacht, den Fürsten hat der Mensch gemacht." Diese Höhe und Freiheit der Anschauung müssen wir in der Predigt erringen, dann gewinnen wir auch die Volksseele wieder. „Und nun liegt mir noch ein

---

[1] Am 1. October 1874 war ich auf dem Niederwald am Rhein an der Stätte, an welcher das große Siegesdenkmal errichtet ist. Dort habe ich in aller Stille allein die durch das preußische Gesetz vollzogene Aufhebung des kirchlichen Zwanges gefeiert.

anderer Punkt auf dem Herzen. Ich lese, höre und spreche das apostolische Symbolum von Anfang bis zu Ende ohne Zwang und Künstelei, und an jedem Satze dieses Symbols erbaue ich mich. Ich stehe also ganz anders zu demselben, als die meisten Vorredner. Das wird sich nicht ändern, ich bin seit 10 Jahren im Protestantenverein, und es hat sich mein Verhältniß zu diesem Bekenntniß nicht geändert, im Gegentheil, meine Herzensstellung zu demselben ist nur immer inniger geworden. Da fühle ich mich denn gedrungen, dieser Versammlung die Frage vorzulegen, wie sie meine Theilnahme an diesem Vereine ansieht, ob sie mich noch trotzdem als vollberechtigtes Mitglied ansieht, denn bloß geduldet will ich nicht sein. Darauf erfolgte allgemeine Zustimmung und der Ruf: „Ja wohl.“ Zu der Verhandlung über die Civilehe stellte ich auf diesem Protestantentag folgenden Antrag:

„Die in Eisenach versammelte außerordentliche Conferenz der deutschen Kirchenregimente hat trotz der vorangehenden Erklärung, in Zukunft nur klare und unzweideutige, dem neuen Civilstandsgesetz vollkommen entsprechende Formulare für die kirchliche Einsegnung der Ehen zuzulassen, dennoch in These 6 den einzelnen Landeskirchen anheimgegeben, die bisherigen Formeln des kirchlichen „Zusammensprechens“ und „Bestätigens“ der Ehen beizubehalten. Dadurch haben die Eisenacher Vertreter der deutschen Kirchenregimente in ihrer großen Mehrheit sich in offenen Widerspruch mit dem Reichsgesetz gestellt, und statt den Gemeinden in der neugewonnenen christlichen Freiheit belehrend voranzugehen, zur Verwirrung der Gewissen und zur Verdunkelung der Wahrheit auf einem wichtigen Rechtsgebiet beigetragen. Dieser verhängnißvolle Beschluß hat bereits Pastoren und Pastoralconferenzen ermuthigt, im Bunde mit den politischen Vertretern der Reaction den clericalen Widerstand gegen die gesunde Entwickelung des deutschen Reiches ungescheut fortzusetzen. Wider dieses Vorgehen erheben wir angesichts der deutschen Christenheit feierlichen Protest und fordern die evangelischen Gemeinden und ihre Vertreter auf, darüber zu wachen, daß das Gesetz zu seinem vollen Rechte komme und die Wahrhaftigkeit am Altare gewahrt bleibe“.

Diese Resolution wurde einstimmig genehmigt.

An dem zehnten Protestantentage in Heidelberg, August 1876

an dem letzten, an welchem ich mich betheiligt, war mir die zweite Festpredigt übertragen. Ich habe dieser Predigt das Wort Christi: „Was heißet ihr mich Herr, Herr und thut nicht, was ich sage?“ zu Grunde gelegt. Auf der Kanzel der Petruskirche in Heidelberg habe ich gesagt: „Wenn wir das züchtigende Wort, mit welchem der Herr auch unsere Gegenwart straft, recht beherzigen, dann wird uns dasselbe eine enge Pforte zum neuen Leben“.

„Mitten in der Herrlichkeit dieser unserer Weltepoche mehren sich die Klagen, welche aus allen Ecken und Winkeln, aus allen Höhen und Tiefen des deutschen Reiches die Luft erfüllen und mit Ungestüm Abhilfe fordern. Wer auf diesen wüsten Chor der Klagstimmen genau achtet, vernimmt einen sehr ernsten Grundton: nicht zuerst bessere Gesetze und Einrichtungen, nicht zuerst Unterricht und Bildung brauchen wir, sondern zuerst vor allem Anderen brauchen wir schöpferische Kräfte und Persönlichkeiten, welche unser Volk sittlich begeistern und stählen, daß es gegen die aus dem Abgrund auftauchenden Verführungen siegreichen Widerstand leisten könne, daß es für die neuen großen Aufgaben des öffentlichen Lebens ein Vollmaaß an Muth und Kraft gewinne. Und dazu ist Christi Kirche gesetzt, diese schöpferischen Kräfte in das Völkerleben einströmen zu lassen. Denn ein falscher Wahn ist es, daß das Christenthum in der Weltgeschichte sich ausgelebt und ausgewirkt habe. Grade für das genannte dringende Bedürfniß liegen im Christenthum noch ungebrauchte Wunderkräfte. Und ebenso falsch ist es, daß in unserm Volk alle Empfänglichkeit für die Religion erschöpft sei. Die deutsche Volksseele wird an dem üppigsten Gastmahl des Ruhmes, der Macht und der Aufklärung nimmer satt, ihr Verlangen ist gerichtet auf das höchste Gut, sie dürstet nach dem lebendigen Gott. Aber damit das Volk diesen Durst stillen könne, muß die Kirche nicht bloß Herr, Herr sagen, sondern durch ihr öffentliches Handeln die Kraft des lebendigen Gottes dem Volke sichtbar machen. Die Zeit des bequemen Stilllebens für die Kirche ist vorüber, sie muß wiederum auf dem freien Plan zeigen, was sie kann, und was sie leistet, und muß erwarten, daß sie lediglich nach dem, was sie für die großen sittlichen Bedürfnisse leistet, geschätzt und behandelt wird. An Büchern über Dogmatik und Ethik ist kein Mangel, aber die Heerstraße des Glaubens und der Liebe liegt wüste, die unsichtbare Ge-

meinde muß sichtbar werden, diese Feuersäule muß das Volk durch die Wüste führen. — Wollte Gott, daß ich nicht nöthig hätte, das traurigste Stück des deutschen Lebens zu enthüllen. Aber es ist besser, daß wir hier im Heiligthum der bitteren Wahrheit ins Angesicht schauen, als daß wir den Spöttern draußen das Wort überlassen. Jene großen Versammlungen der leitenden evangelischen Kirchenmänner haben der aufhorchenden Welt Nichts so offenbar gemacht, wie die Furcht vor den Wehen, aus denen die That geboren wird und als Folge dieser Feigheit Unsicherheit, Ohnmacht und Zerrissenheit. Anstatt in dem ritterlichen Geiste ihres Ursprungs die neue Zeit zu begrüßen, welche die Aussicht gewährt, daß die unheilige Vermischung der beiden Reiche ein Ende nehmen wird und welche uns ermahnt, den Rost, der im Laufe der Zeit unsere Geistesrüstung angefressen hat, abzuthun, anstatt den wüstgewordenen Weg des Handelns aus dem Geiste neu zu pflastern und die Führerschaft zu übernehmen, steht dieses Kirchenthum zagend und klagend in dieser Zeitwende, kein Hauch von schöpferischer Kraft und That und wo ein Staatsgesetz mit zwingender Macht auf eine neue Zeit hinweist, findet man sich in knechtischem Geiste nothdürftig ab mit dem Buchstaben dieses Gesetzes. Anstatt mit Freudigkeit in die neu eröffnete Bahn einzutreten, durch die himmlischen Kräfte der Liebe das verlorene Vertrauen des Volkes wieder zu erobern, winselt und murrt dieses verzärtelte bettelhaft gewordene Kirchenthum, daß der selbständig gewordene Staat nicht mehr mit der bisherigen Blindheit das Kirchenamt ehrt und pflegt. — Was macht denn diese heute Verzagten morgen so trotzig? Es ist das „Herr, Herr sagen.“ Diese Kirchenmänner wähnen, das rechte Bekenntniß und die reine Lehre zu besitzen, und mit dieser Selbstgerechtigkeit bedecken sie ihre Sünden und Schanden. Und immer leerer und gehaltloser wird das „Herr, Herr sagen“, und die selbstgerechten Schulformeln gebären immer neue Spaltung und Ohnmacht. Anstatt den heiligen Namen, zu dem dieses Kirchenthum sich bekennt, durch neue Thaten mit einem neuen Ehrenkranz zu schmücken, bringt es durch seine Thatenlosigkeit diesem eine lästerliche Unehre, welche durch apologetische Bücher nicht auszutilgen ist. Die That aus Gehorsam und in der Kraft des Herrn, das ist das Wunderkind aus der Vermählung des göttlichen Geistes, mit dem in der jedesmaligen Weltlage

gegebenen irdischen Stoffe. Diese That ist das einzige unverfälschbare Siegel der göttlichen Wahrheit, und wo diese fehlt, da ist das „Herr, Herr sagen" ein tönendes Erz und eine klingende Schelle (1. Kor. XIII, 1). Das „Herr sagen" eines Kirchenthums, welches zwar allerlei Werke hat, aber nicht die That, welche der Herr in dieser Zeit gebietet, ist hohler gespenstischer Schall in der öden Leere einer verständnißlosen Wüste".

„In diese ungeheure Lücke hat unser Verein gewagt, seine Kraft einzusetzen. Auch wir sagen „Herr", denn es ist Niemand unter uns, dessen Mund nicht die Beugung des Herzens vor des Menschen Sohn ausspricht; wer das ehrlicherweise nicht kann, der gehört uns auch nicht an". Wir haben aber in richtigem Verständniß unseres Textes weiter gesagt: „Das christliche Bekenntniß muß durch öffentliche Thaten vor dem Gewissen der Menschheit ausgeprägt werden. Alle Zeichen der Zeit weisen darauf hin, daß die Kirche eine Gestalt erhalten soll, welche innerhalb dieser Weltlage ihrem Wesen entspricht. Nicht Stück- und Flickwerk kann der Kirche helfen, sondern nur ihre Erneuerung aus dem Geiste ihrer Geburt. Dafür zu wirken, das ist das Ziel, für welches wir unser Wort verpfändet haben. Wir haben uns entschlossen, die Küsten menschlicher Satzungen und weltlicher Pläne zu verlassen und im unbedingten Vertrauen auf des Herrn Geist und Wort zu „fahren auf die Höhe". Wir sind dadurch den Einen ein Aergerniß und den Andern eine Thorheit geworden. Wir wissen aber, daß unsere Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich gewesen ist, und sind entschlossen, auf diesem Wege fortzufahren. Aber gerechtfertigt vor dem Wort des Herrn in unserem Texte sind auch wir keineswegs. Wollen wir feste Schritte thun auf unserem Wege, wollen wir dem großen Ziele näher kommen, dann muß Jeder in der Stille sich beugen vor dem Wort des Herrn: „Ihr thut nicht, was ich euch sage," dann muß Jeder inne werden der Sünde, die ihn noch immer zum Knechte macht, und muß in der Kraft Christi von dieser seiner Sünde frei zu werden suchen. Aber nicht bloß hat ein Jeder unter uns sich von seiner eigenen Sünde zu reinigen, es giebt auch eine Gesammtschuld unserer Vereinigung, an der wir alle Theil haben, so lange sie nicht gesühnet ist. Diesen Flecken unseres Vereines müssen wir tilgen, und sollte es mit unseren Thränen geschehen. Es haben

vor etlichen Jahren 15 evangelische Christen dieser Stadt, zur Befriedigung ihres geistlichen Bedürfnisses, um den Mitgebrauch einer Kirche gebeten. Diese Bitte ist ihnen abgeschlagen worden, und ein hervorragendes Mitglied unseres Vereines, der seinerseits von dem jenseitigen Fanatismus viel erlitten hatte, hat für diese Abweisung jener Christen die öffentliche Vertheidigung übernommen. Diese That, geschehen an dem Vorort unseres Vereines, liegt seitdem wie ein Bann auf unserem gemeinsamen Werk. Die Gleichberechtigung aller Protestanten, welche Christum ehrlicherweise ihren Herrn nennen, das ist die Seele unserer Vereinigung, und mit der ehrlichen Verwirklichung dieser Gleichberechtigung wollen wir der kirchlichen Wahrheit und Thatkraft wiederum freie Bahn machen. Dann aber müssen wir selbst mit der strengen Uebung dieses Grundsatzes voranleuchten und den Weg zeigen. Dagegen ist in jenem Fall, in Folge einer leidenschaftlichen Aufregung gesündiget worden. Wundert Euch nicht, meine Brüder, daß ich diese Angelegenheit zur Sprache bringe; jene Abgewiesenen sind in besonderem Sinne meine Glaubensgenossen. Ihr alle wißt es, daß ich oft, wenn von jener Seite gegen unseren Verein oder gegen einzelne Glieder gesündigt worden, ohne Ansehen der Person diese Missethaten öffentlich gerügt habe. Damit aber habe ich auch die Pflicht übernommen, daß, wenn von uns gegen jene Seite gesündigt wird, ich gleichermaßen nicht schweigen darf. Ich bitte Euch insgesammt, meine Brüder, um Christi willen, vereinigt Euch mit mir und saget Euch los von dieser Schuld, auf daß wir „nicht Anderen predigen und selbst verwerflich werden" (1. Kor. IX, 27). Wir können in keiner bessern Stimmung an unser heutiges Tagewerk gehen. Je tiefer wir uns beugen vor dem Einen, der allein ohne Sünde ist, desto kräftiger wird er, ohne den wir Nichts thun können (Joh. XV, 5) und ausrichten."

Dieses Schlußwort meiner Predigt ward durch das, was sich daran anknüpfte, der Anlaß, daß ich gewissenshalber genöthigt wurde, mich von dem deutschen Protestantenverein loszusagen.

XXXIII. Für den Protestantenverein in Bremen und Berlin.

Es war mir mit dem Protestantenverein ein voller Ernst. So lange dieser Verein an seinem Grundgedanken festhielt, kannte ich keine Vereinigung, welche der Anbahnung der Kirche der Zukunft besser diente, als dieser Verein, welcher mit dem Bekenntniß zu dem urkundlichen Christenthum die Bekämpfung und Besserung der offenkundigen Schäden der Kirche öffentlich als seine Aufgabe hingestellt hatte. An keinem der zehn ersten Protestantentage habe ich gefehlt, an keinem habe ich gefeiert. Aber auch außerdem habe ich für den Protestantenverein gearbeitet und gekämpft, entweder auf besondere Aufforderung oder aus freien Stücken. Es sind ungefähr dreißig Städte, in denen ich aufgefordert als Mitglied des Vereins geredet und gepredigt habe; der angefochtenen Glieder Schwalb, Schröder, Hanne junior habe ich mich wiederholt privatim und öffentlich angenommen. Was ich in dieser Richtung in Bremen und Berlin gethan, ist der Gegenstand dieses Capitels.

Pastor Dr. Schwalb in Bremen hielt im Protestantenverein einen Vortrag über das Thema: „Der alte und der neue Glaube an Christus." In diesem Vortrag leugnet Schwalb Alles, was die kirchliche Lehre Uebernatürliches an unserem Herrn behauptet, erklärt aber daneben: „Wir geben zu, daß unser Glaube an Christus noch manche Unvollkommenheiten und Lücken habe, denn unser Wissen und unser Glaube ist Stückwerk." Er erklärt ferner, „mit den Bekennern des alten Glaubens gemeinschaftlich arbeiten, Christum verehren und Gott dienen zu wollen". Gegen diesen Vortrag, noch ehe er gedruckt vorlag, als man nur noch „das Wesentliche" desselben kannte, erhoben sich 21 Bremer Pastoren, denen sich nachher noch vier anschlossen, und erklärten öffentlich, „auf den sechs Thatsachen, welche Dr. Schwalb leugnet, ruht der christliche Glaube, mit ihnen steht und fällt er," sie erklären den, welchen sie der „unverhüllten Leugnung dieser christlichen Grundthatsachen" bezichtigen, für einen abtrünnigen Irrlehrer. Darauf warf die Neue evangelische Kirchenzeitung die Frage auf: „Kann

ein offenbarungsgläubiger Theologe, z. B. Baumgarten, solchem Verein, in dessen Mitte Schwalb jenen Vortrag gehalten, noch ferner angehören, ohne sich fremder Sünde theilhaftig zu machen?" Damit war ich nun in diesen Bremer Kirchenstreit verwickelt und somit genöthigt, mich öffentlich darüber zu erklären. Ich habe in Nr. 18 der Protestantischen Kirchenzeitung 1868 mich ausführlich über meine Stellung zu jener aufgeworfenen Frage ausgesprochen und später den weiteren Gang des Bremer Kirchenstreits verfolgt in „Ein Wort zum Frieden in dem Bremer Kirchenstreit" (Separatabdruck aus dem Norddeutschen Protestantenblatt. Bremen 1869), ferner in dem Jahrbuch des deutschen Protestantenvereins S. 31—41.

Ich glaube an die Wirklichkeit jener sechs Thatsachen, welche Schwalb leugnet, eben so fest, wie nur irgend Einer der Fünfundzwanzig, und ich gestehe, wenn ich wüßte, daß dieser Glaube in wahrhaft schriftmäßiger Kraft und Wahrheit in den Kreisen dieser Bekenner waltete, dann hätte ich jene Erklärung auch unterschreiben können. Aber nun weiß ich aus tausend Erfahrungen, daß es allenthalben an dieser dem Worte Gottes entsprechenden Kraft und Lebensgestalt des kirchlichen Bekenntnisses fehlt. Damit ändert sich aber die ganze Sachlage. Allerdings kann Einer, der jene sechs übernatürlichen Thatsachen der Geschichte Jesu leugnet, ein entschiedener Nichtchrist sein. Es kann aber auch der Fall sein, daß der Leugnende eben jenen allgemein verbreiteten Mangel an Wahrheit, Kraft und Leben des kirchlichen Bekenntnisses im Sinne hat, dann kann der Mann in großem Irrthum sein, aber ein Antichrist ist er noch nicht, vielmehr vertritt er möglicher Weise eine leicht verkannte, aber sehr nothwendige Seite des wahren Christenthums. Mit einem Wort, man soll die Geister prüfen und nicht die Artikel zählen. In dieser Beziehung ist der Bremer Kirchenstreit außerordentlich lehrreich, wer denselben gründlich studirt, hat für eine der schwierigsten Fragen Licht gewonnen.

Jene 25 Prediger haben sich um die Persönlichkeit Schwalb's nicht weiter bekümmert, sie haben in dem Auszug jenes Vortrags die Leugnung von sechs fundamentalen Glaubensartikeln gefunden, und damit ist ihr Urtheil über den Mann unwiderruflich fertig. Mit einer tumultuarischen Eilfertigkeit verurtheilen sie den Mann, ehe sie ihn gehört haben. Dieses Verfahren beruht auf einer ganz

falschen, nämlich einer pharisäischen Voraussetzung von dem kirchlichen Gesammtzustande. Wie Viele giebt es, welche jene sechs Artikel laut bekennen und dem heiligen Namen, den sie im Munde führen, zur offenbaren Unehre gereichen! Wie die Voraussetzung nicht christlich, sondern pharisäisch ist, so ist auch das Verfahren selber schriftwidrig; denn die Fünfundzwanzig, indem sie ihren Collegen öffentlich des Abfalls von der Schrift bezichtigen, haben mit derselben That selber die Schrift gebrochen. Denn Tit. III, 10 heißt es nach berichtigter Uebersetzung: „Einen ketzerischen Menschen meide, nachdem du ihn ein- und zweimal ermahnt und somit erkannt hast, daß ein Solcher abtrünnig geworden ist und sündigt, indem er sich selbst verurtheilet.“ Es ist wohl zu beachten, daß hier nicht bloß eine Vorschrift gegeben wird, sondern zugleich die Begründung derselben, und zwar ist diese Begründung von dem Wesen der christlichen Gemeinschaft hergenommen, und ist ebendeswegen diese Vorschrift als eine allgemein verbindliche anzusehen. Der Apostel geht offenbar von der Voraussetzung aus, daß die Auflösung der christlichen Gemeinschaft eine sehr ernste Sache ist, daß deshalb diese Auflösung nur vollzogen werden darf, wenn das Gewissen das Zeugniß hat, daß alle Mittel der Verständigung erschöpft sind. Diese gewissenhafte Ueberzeugung kann nur vorhanden sein nach persönlicher Berührung und Ansprache. Eine ein- und zweimalige Ermahnung wird verlangt. Es soll aber eine solche eindringende, das Innerste des Ketzers an's Licht ziehende Ansprache sein, daß der Ermahnende nicht bloß die Vermuthung, sondern die Gewißheit (εἰδὼς) erhält, daß Jener in dem Zustand selbstbewußter Sünde ist. Diese Gewißheit kann der Ermahnende nur dann gewinnen, wenn er sich mit der Selbstverleugnung der Liebe und mit der Kraft der Wahrhaftigkeit in den Seelenzustand des Anderen versenkt, und dann mit seinem Wort die innersten und verborgensten Gedanken des Menschen hervorlockt. Die Aufkündigung der christlichen Gemeinschaft beruht also nach Paulus nicht auf einer arithmetischen oder juristischen oder logischen Operation, sondern auf einer ethischen That im tiefsten Sinne des Wortes.

Ich habe mich bei den 25 Zeugen genau erkundigt, ich habe erfahren, Keiner von ihnen hat den Versuch gemacht, mit Pastor Schwalb über seine Lehre in persönliche Verhandlung zu treten.

Frägt man jene Pastoren und die ihnen anhängenden Laien, so wissen sie von Pastor Schwalb weiter Nichts, als jene sechs gedruckten Leugnungen. Diese sechs Punkte verbinden sie nun nach der Logik und Psychologie des Orthodoxismus mit Hilfslinien, gestalten daraus einen Menschen und streichen denselben aus aus dem Buche des Lebens.

Ich habe mich durch die sechs Leugnungen nicht abhalten lassen, mir den Mann selber näher zu betrachten und sein Inneres zu erforschen. Als ich das erste Mal mit ihm in Berührung kam, habe ich ihm gesagt: „Als Philippus Natanael fand, sagte er: „Wir haben den Messias gefunden, Jesum, Joseph's Sohn," aber ohne Zweifel hat Philippus später Jesum den Sohn Gottes genannt; diesen Fortschritt hoffe ich auch an Ihnen zu erleben."

Ich habe später Pastor Schwalb oft gesprochen, ich habe ihn in seinem Hause und unter den Seinen gesehen, ich habe ihn in Gesellschaft beobachtet, ich habe ihn im Protestantenverein und in seiner Kirche gehört. Ich habe einen stillen, denkenden und in sich gekehrten Mann gefunden, der auch dann gelassen und leidenschaftslos blieb, wenn ich ihm meinen Tadel über seine Irrthümer und über seinen Unglauben, wenn ich ihm meinen Unwillen über seine exegetischen Gewaltsamkeiten, Aergernisse und Sünden aussprach. Ich habe ihn nach seiner inneren Entwicklung gefragt, er hat mir bekannt, daß seine Bekehrung unter der Anleitung des seligen Pastors Meyer in Paris in Gebet und Beichte bestanden, sein dogmatisches Bewußtsein habe sich erst später entwickelt, in Gebet und Beichte bestehe auch jetzt noch sein Christenthum. Ich habe ihn gefragt, welchen Beweis er mir geben könne, daß er es ehrlich meine, wenn er erkläre, mit denen, welche er die Altgläubigen nenne, Gemeinschaft halten zu wollen; er hat mir darauf gesagt: „Ich fühle meinen Mangel an Frömmigkeit, an Erkenntniß, vor Allem an Gerechtigkeit, ich bedarf der Hilfe Anderer, und ich weiß, daß ich freilich nicht in der Erkenntniß, aber in der Frömmigkeit und Gerechtigkeit von den Altgläubigen lernen und empfangen kann, ich liebe sie, und die Strengsten sind mir die Liebsten; ich erbaue mich außer in der Schrift am liebsten im Thomas à Kempis und in den alten Kirchenliedern." Auf meine Erkundigung nach seiner pastoralen Wirksamkeit antwortete er: „Ich kann erst dann

auf eine gedeihliche Wirksamkeit rechnen, wenn eine Anzahl Eltern wiederum beginnt, mit den Kindern die Bibel zu lesen und zu beten, ich sinne darauf, collegia pietatis (fromme Versammlungen) einzurichten."

Mein Ergebniß ist: Pastor Schwalb glaubt nicht viel, aber was er glaubt, damit ist es ihm ein so heiliger Ernst, wie ich selten eines Menschen Ernst wahrgenommen. Vor Allem ist es ihm Ernst mit der Liebe zu Jesus, dem Herrn. Seine Schrift „Die Lehre Jesu nach den drei Evangelien. Leipzig 1869" hat folgenden Schluß: „Ich bin vor Jesus niedergefallen, und wie jenes kranke Weib, so habe auch ich die bestaubten Quasten seines jüdischen Kleides mit brennenden Lippen geküßt und habe gefühlt, daß von ihm, dem Messias, obwohl er schon vor 1800 Jahren im fernen Lande gestorben ist, eine Kraft ausgeht, die heute noch gesund und froh und selig macht. Manchmal falle ich in meine frühere Unnatur zurück, so oft mir aber das geschieht, blickt er mich ernst und liebevoll an, wie ein Riese des Geistes und der Liebe einen Zwerg ansehen muß, und auch zu mir sagt er: „Du Kleingläubiger, willst du mich verlassen?" Und ich, gedemüthigt und gestärkt, antworte: „Nein Herr, wir lassen Dich nicht. Wohin sollten wir denn gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben erkannt und geglaubt, — geglaubt und erkannt, daß Du bist der Christus, der Sohn Gottes, unser erstgeborener Bruder!"

Wenn Schwalb in so unzweideutiger Weise Jesum seinen Herrn nennt, so ist das nach Paulus (1. Kor. XII, 3) nicht ohne den heiligen Geist, und ist mithin ihm von den 25 Pastoren großes Unrecht gethan. Und wider Willen haben diese Eiferer ihr Unrecht selber eingestehen müssen. Denn nach dem gewaltigen Anlauf, den dieselben mit ihrem Anathema am 2. Februar 1868 genommen, mußte man erwarten, daß sie ihre Bahn mit raschen und kräftigen Schritten bis zum Ziel verfolgen würden. Was haben sie denn seitdem gethan? Im Mai 1868 haben fünf Mitglieder des reformirten Ministeriums in einer Eingabe an den Senat eine Vorstellung von fünf Gemeindegliedern gegen Pastor Schwalb befürwortet und um die Vorbereitung einer synodalen Organisation der Bremischen Kirche gebeten. Siehe: „Herr Dr. Schwalb und

das Bremische Kirchenregiment. Bonn 1868.“ Also nach Verlauf von drei Monaten haben fünf aus der Zahl der Fünfundzwanzig einen neuen Schritt gethan. Was haben denn inzwischen die Zwanzig gethan? So viel ich weiß: Nichts. Hat denn die Verbrüderung am 2. Februar so wenig Tragkraft, daß schon im Mai kein gemeinsames Handeln zu ermöglichen war? Weiter, jene Fünf sind vom Senat am 19. Juni 1868 abschlägig beschieden. Seitdem sind nun 20 Jahre verflossen, und ich habe nicht vernommen, daß von den 25 Bekennern zur Hebung dieses von ihnen als unerträglich bezeichneten Nothstandes der Bremischen Kirche irgend Etwas geschehen ist. Nach ihrer Auffassung müßte der Nothstand seit dem 19. Juni 1868 noch unermeßlich gesteigert sein, denn wenn das Kirchenregiment einen erwiesenen Irrlehrer und Verführer in Schutz nimmt („Herr Dr. Schwalb und das Bremische Kirchenregiment S. 39—41“), dann ist die Bremische Kirche nach der Auffassung der Fünfundzwanzig ein Babel geworden, und es bleibt nach dieser Auffassung nichts übrig, als auszuscheiden. Das ist die unabweisliche Consequenz, wenn der erste Schritt richtig war. Da nun die Fünfundzwanzig den Muth zu dieser Consequenz nicht gefunden, so haben sie ihren ersten Schritt thatsächlich selber verurtheilt. Nachdem das Kirchenregiment den Abtrünnigen in Schutz genommen, da mußten nach christlichen Grundsätzen die Bekenner ihre Thatkraft einsetzen. Aber an dem Punkt, wo das eigentliche christliche Handeln beginnen sollte, legen sie die Hände in den Schoß. „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“

Während meines Aufenthaltes in Bremen 1868—1869 habe ich durch mündliche Verhandlung mit der orthodoxen Seite der Bremischen Geistlichkeit einen Friedenszustand herzustellen mich bemüht. In einer Versammlung von 20 Pastoren der bezeichneten Richtung (Anfang April 1869) im Hause des Pastors Victor legte ich einen Entwurf für ein provisorisches Statut der evangelischen Kirche in Bremen zur Begutachtung vor. Der Entwurf lautete:

I. Die Bremische evangelische Kirche in Bremen ist unabhängig vom Staat und verwaltet ihre Angelegenheiten durch freigewählte Vertreter.

II. Mitglied dieser Kirche ist jeder im Bremischen Staat Angesessene, welcher erklärt, daß er Jesum als seinen Herrn anerkennt und der evangelischen Kirche angehören will.

III. Der bestehende Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten hört auf, und eine Union der evangelischen Brüder wird begründet.

IV. Angesichts der gegenwärtigen Versuchungen des Aberglaubens und Unglaubens, angesichts der Gefahren, welche fortwährend von Seiten der confessionellen und politischen Parteien die Einheit unseres Volkes und Vaterlandes bedrohen, angesichts des in der Bremischen Kirche hervorgetretenen Gegensatzes wird das gegenwärtige Kirchenregiment ersucht, sich mit Vertrauensmännern von beiden Seiten des kirchlichen Gegensatzes in's Einvernehmen zu setzen, damit sobald als möglich die Herstellung einer ebenso christlichen wie deutschen Volkskirche auf dem Bremischen Gebiete in Angriff genommen werde.

Allein das gegenseitige Mißtrauen, namentlich auf Seiten der Orthodoxen war so groß, daß mein Vorschlag abgewiesen wurde. Trotz der Feigheit und Ohnmacht der Orthodoxen in Bremen, ihrem Anathema gegen Schwalb thatsächliche Folge zu geben, ist es allgemeine Sitte in den kirchlichen Kreisen geworden, Schwalb als ein Monstrum des Unglaubens hinzustellen. Diese Ereiferung erscheint mir sehr unecht, weil ich sehe, daß dieselben Eiferer an den himmelschreienden Missethaten Solcher, die für Säulen gelten, wie Philippi, Krabbe, Kliefoth, mit voller Seelenruhe und Gelassenheit vorübergehen und somit jene Missethaten in Schutz nehmen und sich an denselben mitschuldig machen.

In Bremen war es eine Coalition des Orthodoxismus, welche in dem Anathema gegen Schwalb den Protestantenverein zu vernichten suchte, in Berlin war es ein hochgestellter Hierarch, der sein vielvermögendes Votum gegen unseren Verein einsetzte. So lange der Verein seinem Grundgedanken treu blieb, mußte ich als meine vornehmste Pflicht innerhalb des Vereins ansehen, die ungerechten Angriffe gegen den Verein, welche von der rechten Seite kamen, nach Kräften abzuwehren.

In der Zeit, als der Protestantenverein in Bremen tagte, wurde in unseren Kreisen bekannt und viel besprochen die Verur-

theilung des Protestantenvereins, welche der Hof- und Domprediger, Generalsuperintendent Hoffmann in seinem Buch: „Deutschland einst und jetzt" veröffentlicht hatte. Hier wird von dem Protestantenverein behauptet: „Er giebt alle Dogmen auf, und er hat gebrochen mit dem historischen Christenthum, er kann sich mit Mohammedanern, Juden und Heiden uniren, in der Landeskirche steht er wie die Freigemeinden, selbst nur wie die Juden." Obwohl diese vernichtenden Beschuldigungen nur behauptet sind und eine Begründung nicht einmal versucht ist, war man doch der Meinung, daß wegen der hohen Stellung ihres Urhebers dieser Angriff nicht dürfe unbesprochen bleiben, und so wurde mir der Auftrag, im Namen der rechten Seite unseres Vereins dieses falsche Zeugniß abzuweisen. Ich habe diesen Auftrag ausgeführt, indem ich (Rostock, 19. Juni 1868) meine Erklärung schließe: „Gebe Gott, daß der einflußreiche und hochbegabte Mann, der uns so schweres Unrecht gethan, bald in sich gehe, sein Unrecht erkennen und wieder gut machen möge."

Für das nächste Jahr, für 1869, wurde der Protestantentag nach Berlin berufen. Hier nun kam der Protestantenverein in das schärfste Feuer der Anfechtung. Die drei Städte, welche ihn bis dahin aufgenommen, hatten ihm willig ihre Heiligthümer geöffnet. Auf der Höhe des deutschen Protestantismus verschlossen die bestellten Wächter des Heiligthums unserem Verein die Thüren, indem sie meinten, daß durch seine Reden und Verhandlungen das Haus Gottes entweiht würde. Für den vornehmsten intellectuellen Urheber dieses Bannes wurde im Allgemeinen derjenige hohe Kirchenmann angesehen, der im vorhergehenden Jahre den Protestantenverein mit den Juden gleichgestellt hatte. Es war auch in Berlin mein Loos, den Verein gegen diesen Kirchenbann zu vertheidigen und demnach den Kampf gegen Dr. Hoffmann fortzusetzen. Die Zurüstung auf diesen Kampf war ein Vortrag, am 4. October 1869 im Hotel Arnim, zu welchem ich aufgefordert worden war. (Abgedruckt in der Broschüre „Herr Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann vor dem Richterstuhl der deutschen Christenheit. Berlin 1869. Reimer. S. 9—281"). Meine Frage war: „Was ist die Pflicht des deutschen Protestantenvereins in Ansehung seiner Feinde zur Rechten und zur Linken?" und die Antwort: „Freudiger

Muth, willige Rechenschaft, gewinnende Liebe." Die Metropole der protestantischen Kirche ist zugleich die Metropole der Intelligenz, und wie es Solche giebt, welche wähnen, des Himmelreiches Schlüssel in Pacht zu haben, so finden sich auch Solche, welche die Intelligenz als ihre ausschließliche Domäne zu besitzen vermeinen. Also zur Rechten ist der Bann, zur Linken ist der Spott. Wie es in jenem heiligen Liede heißt, daß Jehovah lacht über die vergeblichen Anstrengungen seiner Widersacher, so hoch erhaben müssen wir uns dünken über Alles, was unsere Stellung von rechts oder links anzutasten sucht, und ein unwillkürliches Lächeln muß aus unserem inneren Bewußtsein quellen über die heilige Einfallt sowohl, wie über die frivole Blindheit. Tragen wir doch in uns das unversehrte Siegel des Geistes, daß wir in festgeschlossenem Zusammenhang stehen mit den Helden des Geistes, welche die heiligen Kriege der Menschheit geführt haben, und daß, weil wir mit beiden Füßen stehen auf dem Felsengrund dieser heiligen Vergangenheit, auch die Zukunft die unsrige sein muß; ist es doch das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir mit unserem Streben im Einklang stehen mit dem ewigen Willen, der die Zügel der Weltregierung führt. Nun, so mögen sie denn das schwere Geschütz des Bannes gegen uns aufführen, oder mit den Pfeilen des Spottes uns verfolgen, jeder Drohung und jedem Angriff gegenüber erhebt sich in uns ein wachsender, steigender, schwellender Muth."

„Wer ein gutes Gewissen hat, freut sich, wenn er Gelegenheit erhält, sich zu verantworten. Diese Gelegenheit wird uns geboten in den Vorwürfen, mit denen man uns das Recht der Existenz streitig machen will, wir heißen diese Gelegenheit willkommen. Man hat behauptet, wir hätten gebrochen mit dem historischen Christenthum und mit dem evangelischen Glauben. Das ist ein falsches Zeugniß. Denn wir anerkennen zwei unantastbare Heiligthümer, das eine gehört der objectiven Welt an, das andere der subjectiven Welt, das Heiligthum der Geschichte ist Christus, der Herr, das Heiligthum des Gemüthes ist der protestantische Glaube. In unvergleichlicher Hoheit, Kraft und Reinheit leuchtet uns aus der Geschichte der Jahrtausende die Gestalt Jesu hervor, mit ihm schließt sich die Nacht der alten Zeiten, und er ist uns der Eckstein einer neuen Welt, denn er ist der vollkommene Mensch, die mensch-

liche und geschichtliche Offenbarung des himmlischen Vaters, und insofern nicht bloß der Mensch Gottes, sondern auch der Gottmensch, und darum beugt sich vor ihm, als dem ewigen Herrn und einigen Meister, in tief empfundener Ehrfurcht unser Aller innerster Geist."

„Dadurch aber hat Christus die neue Welt gegründet, daß er die menschliche Entwicklung von außen nach innen verlegt. Durch seine Erscheinung hat er eine bis dahin verdeckte Tiefe des menschlichen Wesens entsiegelt. Der überwältigenden Macht dieser Persönlichkeit gegenüber wird der Mensch zu einer lauteren, aber lebendigen Empfänglichkeit für die Gemeinschaft und Einwirkung Gottes, und diese den ganzen Menschen umschließende Empfänglichkeit ist der Glaube. Staunen muß ich darüber, daß die rechtschaffenen und frommen Vertreter der herrschenden Kirchlichkeit nicht längst erfüllt sind von heiligem Abscheu, Zorn und Ekel gegen diesen immer zahlreicher und immer zudringlicher werdenden Troß von kirchlichen Nachbetern und Miethlingen, welche die göttliche Kraft und Herrlichkeit des Christenthums zu einem Geschwätz und zu einer Carricatur erniedrigen; staunen muß ich, daß diese von mir hochgeachteten Männer immer noch nicht begreifen können, daß, so lange man rasch zu lernende Stichworte, leicht zu leistende Uebungen und Werke als vollgültige Legitimation für die Einreihung in die Schar der Auserwählten behandelt, der von allen Heiligen zu allen Zeiten am meisten verabscheute Greuel der Heuchelei vor den Kirchenregimenten immerdar angelockt und förmlich groß gezogen wird. Vor diesem Unheil des kirchlichen Gebahrens und des damit verbundenen geistlichen Sykophantenthums giebt es keine andere Rettung, als wenn man wieder zurückgreift auf die ursprünglichen Bestandtheile der christlichen Denkweise und die Schätzung jedes Christen abhängig macht von persönlicher und lebensmäßiger Auswirkung und Offenbarung der christlichen Gesinnung.

Es steht in Gottes Hand, eine Zeit herbeizuführen, in welcher die Menschheit wiederum aus dem ewigen Born der Gottbegeisterung in frischen, kräftigen Zügen trinkt. Aber Menschen können und sollen dem Herrn der Geister die Bahn bereiten, und das ist es, was wir nach unserem Vermögen unternehmen. Demnach steht es mit unserer viel angefochtenen Sache so, daß wenn wir zur Rechten gewendet die Freiheit fordern, wir nicht, wie jene uns vor-

werfen, Christenthum und Kirche zerstören, sondern vielmehr bauen, und wenn wir denen zur Linken gegenüber Christenthum und Kirche vertreten, wir nicht, wie diese wähnen, der freien Geistesentwicklung abtrünnig werden, sondern im Gegentheil nach äußerstem Vermögen helfen, daß der wahren Cultur der Gegenwart der nöthige Schutz gewährt werde und die Cultur der Zukunft einer schöpferischen Epoche entgegengehe. Das ist die Rechenschaft, zu welcher wir nach beiden Seiten hin bereit sein sollen."

„Ein Verein, wie der unsrige, muß entweder untergehen, oder er muß erobern. Die erobernde Macht ist die Liebe, welche die Herzen gewinnt. Wer vor den klaffenden Riß der Menschheit tritt und sich bemüht, ihn zu heilen, der gewinnt die Palme. Unsere innere Stimmung gegen unsere Ankläger muß beherrscht sein von dem Gedanken: „Sie wissen nicht, was sie thun," aber eben weil sie es nicht wissen, so müssen wir es ihnen sagen, damit sie von der Sünde, die sie thun, frei werden. Die große Sache, die wir vertreten, ist nicht darnach angethan, daß wir auf reichliche Nachsicht rechnen können, nur durch überbietende Leistungen können wir die Kritik stumm machen. Unserem Verein ist bei seiner Geburt die Nothwendigkeit eingeboren, daß er bei seinem Gange durch die rauhe Welt auf allen Stationen sichtbare Denkmäler seiner siegenden Kraft errichten muß. Mir ist es nun nicht gegeben, mit Befriedigung auf unsern bisherigen Gang zurückzuschauen. Ich freue mich, daß unser Verein nach rechts und links an Zuwachs gewonnen hat, aber auf das hohe Ziel gesehen, welches wir uns gesetzt haben, vermisse ich immer noch das richtige Verhältniß unseres Wachsens. Christus spricht: „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde hernieder zu bringen." Dieses himmlische Feuer muß kräftiger und heller in uns brennen, um alle Eigensucht und Eitelkeit, alle Zaghaftigkeit und Trägheit zu verzehren, dann wird die gewinnende Liebe nach rechts und links noch ganz andere Eroberungen machen als bisher." Das war der wesentliche Inhalt meiner Rede in Arnim's Hotel.

Nachdem nun der vierte Protestantentag, dem die Kirchthüren in Berlin verschlossen waren, in der Turnhalle seinen Gottesdienst gehalten und drei hervorragende Mitglieder ihr unzweideutiges Bekenntniß zu Christus dem Herrn abgelegt, hielt ich mich verpflichtet,

den vornehmsten Urheber des gegen den Protestantenverein thatsächlich ausgeführten Bannes öffentlich zur Rede zu stellen. Ich veröffentlichte: „Herr Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann in Berlin vor den Richterstuhl der deutschen Christenheit gestellt.“ Berlin 1869. Reimer; mit Fortsetzung ebendaselbst, wozu als Schluß: „Eine abgenöthigte Erwiderung“ in Protest. K.-Z. 1870 Nr. 4.

Zu meiner Legitimation in diesem Streit habe ich geschrieben: „Es ist das Allergefährlichste und Verderblichste, wenn das Böse sich hoher und edler Persönlichkeiten innerhalb des heiligen Gebietes bemächtigt. Aller Kampf um die sittlichen Güter der Menschheit, und vor Allem der kirchliche Kampf, muß deshalb persönlich werden, alle kritischen Epochen der heiligen Geschichte haben diesen Charakter. Weil man sich aber seit langen Zeiten von diesem Ernst auf Tod und Leben entwöhnt hat, so hat derjenige, den sein Gewissen zwingt, sich da, wo die Noth treibt, in jenem altchristlichen Waffengang zu versuchen, mit den schwersten Vorurtheilen nicht etwa bloß der Schlechten, sondern eben der Besten zu kämpfen. Seit ich die Signatur der gegenwärtigen Zeiten im Geiste geschaut, ist es mir bei verschiedenen Anlässen zur inneren Nothwendigkeit geworden, nach meinen geringen Kräften mich in jener Kampfesart zu versuchen. Nicht als ein Neuling, nicht als ein Unberufener, unterziehe ich mich jetzt dieser ernsten Arbeit, die Freunde oder Feinde mögen darüber denken und reden, was sie wollen, ich bin gebunden im Geiste. Was hier vorliegt ist Folgendes: Einem Verein, der sich zu Christus, dem Herrn, bekennt, ist das widerfahren, was Christus als die That der Verfolgung gegen die Seinigen bezeichnet, nämlich die Ausschließung von der Stelle der gottesdienstlichen Versammlung (Joh. XVI, 1). Und zwar ist dies geschehen an dem Ort, auf den nothwendig der Blick der Gläubigen sich richten muß, vornehmlich in einer Zeit, in welcher Aberglaube und Unglaube, Papstthum und Atheismus die Sache der Religion als die brennende Frage auf die Tagesordnung setzen. Das drohende Vorgehen von Rom, das in den nächsten Wochen beginnende vaticanische Concil, lenkt unwillkürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Mittelpunkt des deutschen Protestantismus und mahnt die christlichen Gewissen, daß nicht dieses Anti-Rom durch byzantinischen Ungeist zum Neu-Rom werde. Es ist seit

lange im protestantischen Volk die Meinung verbreitet, daß die kirchliche Leitung und Verwaltung eine Hinneigung zum Papstthum hat. Dieses vorhandene Mißtrauen ist, wie selbst Kliefoth bekennt, das größeste Hinderniß für alles kirchliche Wirken. Muß nicht dieses böse Mißtrauen stark genährt werden, wenn das Consistorium in der protestantischen Metropole angesichts des vaticanischen Concils den Schein eines papistischen Ketzergerichtes auf sich ladet?

Ich habe gefragt, wer ist denn der Mann, der sich unterfängt, im Namen der Kirche dieses unchristliche, die Volksseele immer noch mehr vergiftende Werk zu thun? Man hat mir in Berlin gesagt: Der Mann ist es, der in dem Brandenburger Consistorium, welches die Thüren der Kirche in der preußischen Hauptstadt verwaltet, die erste theologische Stimme hat, der zugleich in der obersten Kirchenbehörde der Monarchie eine bedeutende Autorität repräsentirt, der endlich in den letzten Decennien, als geistlicher Rathgeber, der höchsten Stelle des Staates nahesteht. Der Mann, der vor einem Jahr den Protestantenverein öffentlich verdammt hat, trägt für diesen Bann die Hauptverantwortung. Wie ich vor einem Jahr ihn wegen seiner Verketzerung des Vereins zur Rede gestellt, so darf ich nicht unterlassen, ihn wegen einer gegen den Verein gerichteten öffentlichen Missethat zur Verantwortung zu ziehen.

Indem ich den Protestantenverein gegen die consistoriale Excommunication in Schutz nehme, will ich vor Allem aber nicht zu bemerken unterlassen, daß meine Meinung gar nicht ist, als ob Alles, was auf dem vierten Protestantentage vorgekommen, nur löblich und herrlich gewesen; ich muß gestehen, daß mir einige Töne zum Lobe unseres Vereins viel zu hoch gegriffen schienen, daß auch ein und anderes Wort gefallen ist, welches nach meinem Bedünken dem wachsenden heiligen Ernst unserer Sache nicht entsprach, und ich wünsche dringend, daß wir in Zukunft strenger verfahren mögen. Wir sind schwache Anfänger auf einer neuen, unwegsamen Bahn (S. 29. 30).

In meiner Appellation an Hoffmann war es mir vornehmlich darum zu thun, auf die kirchliche Gesammtlage aufmerksam zu machen und demnächst zu zeigen, was für heillose Wirkungen die geschehene Excommunication des Protestantenvereins in der öffent-

lichen Meinung zur Rechten und zur Linken erzeugen müsse. Zwiefach ist diese Wirkung. Das Interdict über den Protestantenverein wirkt eine sehr schlimme Vermehrung des bereits vorhandenen pharisäisch-pietistischen Sauerteigs. In den sogenannten christlichen Gesellschaftskreisen gilt allermeist als unantastbare Autorität das bekannte Organ mit dem Zeichen des Kreuzes. Wäre das wahre Kreuz in den Herzen dieser Bekenner aufgerichtet, längst hätten sie sich mit Abscheu von diesem gefälschten Kreuz lossagen müssen. Der Ausschluß des Protestantenvereins aus der Kirche nährt den pharisäischen Hochmuth dieser kirchlichen Kreise. Dagegen wird in der Masse des Volks durch diese kirchenregimentliche Maßregel eine heillose Saat des Mißtrauens und der Verbitterung ausgestreut. Das Mißtrauen gegen die kirchlichen Organe, welches, wie schon bemerkt, aber niemals genug betont werden kann, ohnehin im Volke schon groß genug ist, wird durch eine solche Maßregel zu einer unübersteiglichen Mauer für sehr viele bessere und edlere Elemente des großen allgemeinen Volkslebens.

Darum rufe ich den verantwortlichsten Urheber jener kirchenregimentlichen Unthat öffentlich zur Buße, und dieser mein Bußruf ist wahrlich nicht eine scheinheilige Formalität, um eine hochgestellte kirchliche Persönlichkeit öffentlich zu beschämen und zu erniedrigen. Denn ich lebe der festen Zuversicht, nicht aufhören wird der Geist Gottes, die Gewissen zu züchtigen, bis die Hirten aus ihrem tiefen Schlaf erweckt und geläutert durch das Feuer der Buße in göttlicher Kraft die verwahrloste und verirrte Heerde aus der Wüste auf die grüne Aue führen werden. Wenn ich denn nun Solches fest glaube, warum soll ich denn nicht hoffen dürfen, daß in dem vorliegenden Fall eines öffentlichen Aergernisses eine dem Geist des biblischen Christenthums entsprechende Buße folgen könne? Der Mann, den ich zur Buße rufe, ist zwar gegenwärtig von einem Dunstkreis schlimmer Vorurtheile umfangen. Aber dieser Mann hat eine andere Vergangenheit, möge er sich in stillen Stunden zurückversetzen nach Korntahl und Basel, mögen die Geister vergangener Weihestunden ihn umgeben, damit er genau schaue, wo er gegenwärtig steht. Petrus hat sich nicht geschämt, vor Paulus und der Antiochenischen Christengemeinde seinen Fehltritt wieder gut zu machen. Die heilige Opferflamme, in welcher ein hoch-

gestellter Kirchenmann in der protestantischen Metropolis sein öffentliches Unrecht auf dem Altar der ewigen Wahrheit Christi verbrennt, leuchtet weit hinein in die Welt und ist ein Osterlicht auf hohen Bergen, welches eine neue und bessere Zeit der Christenheit verkündet!"

Das war meine christliche Hoffnung, das war mein heiliger Ernst, mit welchem ich meine Appellation an Hoffmann entsandt habe. Anstatt der Buße, auf welche ich als Christ von einem Christen hoffen durfte, sendet mir Hoffmann in Nr. 45 der neuen evangelischen Kirchenzeitung 1869 „eine Empfangsanzeige, in welcher er wohlgemuth mittheilt, daß er meine Schrift an seinem Geburtstag empfangen habe". Ich hatte ihm eine Schrift von reichlich drei Druckbogen geschickt, die Empfangsanzeige von einer Octavseite ist die Antwort des Herrn Generalsuperintendenten. Angeheitert von der fröhlichen Geburtstagslaune, wird es ihm nicht schwer, die kleine Wolke, welche sie trüben wollte, wegzublasen, den Feuerfunken, der das Fundament seines Hochkirchenthums fassen wollte, mit dem Fuße auszutreten. Hier ist Nichts von Kornthal und Basel, der Ton dieser Antwort klingt hofmeisterlich. Ich habe auf diese Empfangsanzeige mit der Fortsetzung meiner Appellation geantwortet. Ich habe gezeigt, daß meine Behauptung von der Unbußfertigkeit so vieler Geistlichen („Dr. Hoffmann vor dem Richterstuhl" S. 41—44) durch dieses neueste sehr traurige Beispiel bestätigt wird. Ich habe sodann bewiesen, daß diese Empfangsanzeige mit drei neuen Sünden behaftet ist, mit Unwahrheit, mit Feigheit und mit Frivolität. Wen es interessiert, möge nachlesen, er wird sich von der Richtigkeit meines Beweises überzeugen. Weil Hoffmann meinen Beweis nicht widerlegen konnte, hat er in der Kreuzzeitung von mir lächerlicher Weise Widerruf verlangt, wenn er mich nicht für krank halten sollte, worauf ich ihm in der Protestantischen Kirchenzeitung 1870 Nr. 4 das Nöthige erwidert habe.

Wir haben gesehen, daß die Bremer Pastoren ihr Anathema über Schwalb nicht auszuführen vermocht, und damit die Richtigkeit ihres Bannes selber in Frage gestellt haben. Dasselbe begegnet uns bei dem Conflict des preußischen Kirchenregiments mit dem Protestantenverein. Das verdammende Urtheil Hoffmann's über den Protestantenverein und die consistoriale Ausschließung des

Vereins aus den Kirchen ist niemals zurückgenommen, im Gegentheil, die ganze Haltung des officiellen Kirchenthums in Preußen stimmt noch heute mit jenem Banne überein. Die gewissenhafte Folge dieser Haltung und dieses Interdictes über unseren Verein fordert, daß alle Prediger, welche diesem Vereine angehören, ihrer kirchlichen Aemter zu entsetzen seien, allen Gemeindegliedern, welche sich zu diesem Vereine halten, die kirchlichen Rechte abzusprechen seien, mit denjenigen Landeskirchen ferner, welche die Grundsätze des Vereins anerkennen, die kirchliche Gemeinschaft aufzuheben sei. Nur diese nothwendige Consequenz wäre der einzig gültige Beweis, daß es mit dem Anathema ein wirklich gewissenhafter Ernst gewesen ist. Zu diesem Muth der That hat sich aber das preußische Kirchenregiment bis heute also in all' den Jahren nach dem Ausschluß des Vereines aus den Kirchen Berlins sich nicht erheben können, und dieser Mangel an Muth zeigt sich schon in der von mir nachgewiesenen Feigheit in der „Empfangsanzeige". Ist aber dieser Muth nicht vorhanden, wie es aller Welt offenkundig vorliegt, dann verurtheilen Hoffmann und das preußische Kirchenregiment selber ihr eigenes Anathema über den Protestantenverein. Mit dieser offenbaren unchristlichen Zweizüngigkeit endet der Anlauf des Ketzergerichtes gegen den Protestantenverein in Berlin nicht minder, wie in Bremen.

Was Schleiermacher vor einem halben Jahrhundert gesagt: „Der ganze faule Sumpf bleibt stehen," das wiederholt sich auf's Neue. Aber es wird nicht immer so bleiben, kommen wird ein frischer Wind aus Morgenland, der den Sumpf in Bewegung setzt und die giftigen Dünste vertreibt. Dann wird das große Schuldbuch der Priesterschaft, die alte und die neue Kirchengeschichte, aufgeschlagen, und die Acten der kirchlichen Kämpfe werden revidirt, und die gefälschten Urtheile werden corrigirt. Wohl Allen, welche urtheilen nicht nach dem Schein und nach der Gewohnheit, sondern nach der Wahrheit und Gerechtigkeit!

Die Gassenbuben in Kopenhagen nennen Sören Kierkegaard: „Entweder—Oder" und bezeichnen damit diesen Mann als ein bedeutsames Zeichen für unsere Gegenwart. Denn diese unsere Zeit leidet an der Scheu vor einer ernsten, durchgreifenden Entscheidung. An dieser kranken Scheu leidet auch der erste Geistliche in der

preußischen Landeskirche, denn zur Rede gestellt über seine Stellung zum Protestantenverein mußte er entweder sein Verhalten zu diesem Verein vertheidigen, rechtfertigen und durchführen, oder auch sein Anathema widerrufen, aber er thut weder das Eine, noch das Andere, er thut ein Drittes, was nicht erlaubt ist, und zeigt damit Mangel an Muth und Ueberfluß an Trotz. Alle, welche in dem Protestantenverein ein berechtigtes und heilsames kirchliches Princip erkennen, müssen verlangen, daß diese Angelegenheit nicht in der Schwebe beharre.

Ich freue mich, daß Gott mir den Muth gegeben, nach der unfruchtbaren Verhandlung mit Hoffmann einen letzten Versuch zu wagen, nämlich an die Majestät des Königs Wilhelm eine offene Schutzschrift für den gesammten Protestantenverein zu richten. Es ist das geschehen am 11. Januar 1870; es ist diese Schutzschrift darauf erschienen unter dem Titel: „An Seine Majestät Wilhelm I. Ein nothgedrungenes Wort zum Schutz des deutschen Protestantenvereins. Berlin 1870. Lüderitz.“ Ich habe mich in der Protestantischen Kirchenzeitung 1870 Nr. 24 über diesen Schritt ausgesprochen und muß auch heute nach 18 Jahren meiner damaligen Erklärung vollständig zustimmen. Ich habe gesagt: Nachdem mein Versuch, den ersten evangelischen Geistlichen der preußischen Monarchie zur Erkenntniß seines dem Protestantenverein angethanen Unrechtes zu bringen, ohne Erfolg geblieben, war es mir eine innere Nothwendigkeit, die Sache des verlästerten und gebannten Vereins vor dem Throne des thatsächlichen Inhabers des vornehmsten protestantischen Kirchenregimentes zu vertreten. Ich war mir der Ungewöhnlichkeit dieses Schrittes vollkommen bewußt, auch war mir nicht verborgen, daß auch Wohlmeinende mit der Ausführung desselben möglicher Weise nicht einverstanden sein würden. Indessen muß in solchen ernsten Fragen, wo es sich um pflichtmäßiges Thun und Lassen handelt, das eigene Gewissen den Ausschlag geben. — Ich habe mich mit äußerster Anstrengung und Selbstverleugnung bemüht, auf den gebahnten Wegen der gewohnten Ordnung meinen schuldigen Beitrag für die Förderung des Reiches Christi zu leisten, ich bin dabei auf unheimliche und finstere Hindernisse gestoßen, welche es mir seit vielen Jahren täglich bestätigen, daß wir uns mitten in einer furchtbaren Krisis der kirchlichen Entwicklung be-

finden, in welcher die hergebrachten Mittel und Wege schlechterdings unzureichend sind. Und was den Rath der Freunde betrifft, so ist es allerdings Pflicht, jeden wohlgemeinten Rath zu prüfen, aber je ungewöhnlicher die Zeiten sind, in denen wir wandeln, desto nothwendiger scheint es mir, daß in allen wichtigen Angelegenheiten Jeder sich zuletzt nach seiner innersten, vor Gott geprüften und erkannten Eigenthümlichkeit entscheiden muß, ohne sich locken oder schrecken zu lassen, sei es durch die Stimme der Freunde oder durch die Stimme der Feinde. Nach diesen mir in langer und schwerer Erfahrung bewährten Grundsätzen habe ich geglaubt, jenen ungewöhnlichen und Manchem bedenklichen Schritt thun zu müssen."

Ich habe mich auf zwei Worte des Königs Wilhelm, jetzt[1] unseres allverehrten Kaisers, berufen, auf das Wort vom 8. November 1858, in welchem der Kampf gegen alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, alles Kirchenthum als Mittel zu egoistischen Zwecken angesagt wird, und auf das zweite Wort vom 21. October 1869, in welchem für Luther's Geburtstag ein außerordentlicher Gottesdienst wegen der „großen Bewegungen in dem religiösen Leben der Völker und der Nothwendigkeit ernster Entscheidungen auf dem Gebiet der evangelischen Kirche" vorgeschrieben wurde. Ich habe dann gezeigt, daß die drei großen Gebrechen der evangelischen Kirche, auf welche Spener vor 200 Jahren hingewiesen, noch heute nicht geheilt sind, daß auch die herrschende Theologie nicht im Stande ist, diesem kirchlichen Nothstand aufzuhelfen, daß aber der Protestantenverein, zurückgehend auf den Geist des urkundlichen Christenthums, eine neue Bahn betritt, deren Ziel ist die freie christliche Volkskirche deutscher Nation. „Der Protestantenverein ist nicht so verwegen, zu wähnen, daß er mit seinen dermaligen Mitteln der abgrundmäßigen Schwierigkeiten Herr zu werden vermöge, aber er scheut sich nicht, sich vor Gott und aller Welt zu diesem hohen Ziele zu bekennen und auf den Weg zu diesem Ziele nicht bloß hinzuweisen, sondern ihn auch muthig und freudig zu betreten."

Um deswillen ist die in Berlin verfügte Ausschließung dieses Vereins aus der Kirche eine Versündigung an der Grundordnung der evangelischen Freiheit, Wahrheit und Liebe, und wird der oberste

[1] 1887.

Schutzherr des deutschen Protestantismus angerufen, um die Urheber dieser offenbaren Sünde zur Rechenschaft zu ziehen.

Es sind 18 Jahre seitdem vergangen, und diese 18 Jahre haben die gewaltige Krisis, in welcher Christi Kirche schwebt, nicht erledigt, im Gegentheil nur noch mehr geschärft. Und der Protestantenverein hat das nicht gehindert, hat uns der christlichen Volkskirche nicht näher gebracht; aber nicht weil seine Idee falsch ist, sondern weil er seiner Idee nicht treu geblieben ist, wie später bewiesen werden soll. Es giebt auch heute noch kein anderes Ziel und keinen anderen Weg, als Beides in den echten und tiefen Grundgedanken des Protestantenvereins erkannt und ausgesprochen ist. Und darum ist es mir eine innere Genugthuung, daß es mir gegeben ist, das christliche Ideal des verketzerten Vereins vor dem Thron des ersten protestantischen Kaisers auszusprechen. Auch an äußerer Genugthuung hat es mir nicht ganz gefehlt. Von den Protestantenvereinen der folgenden fünf Städte, Greifswald, Stettin, Butterstedt, Wolfenbüttel und Thorn sind mir wegen meines Schreibens an den König von Preußen herzliche Worte der Anerkennung und Ermunterung zugegangen.

XXXIV. Anderweitige Schutzreden für den Protestantenverein.

Ich lebe des Glaubens, daß der Grundgedanke des deutschen Protestantenvereins eine kirchliche Zukunft hat. Da nun dieser Glaube ein Stück meiner inneren Geschichte ist, so kann ich nicht unterlassen, was ich bei verschiedenen Anlässen und in verschiedenen Städten über das Wesen des Protestantenvereins vorgetragen habe, hier zusammenzufassen. Ich finde mich dazu um so mehr veranlaßt, da sowohl auf der rechten wie auf der linken Seite das Wesen dieses Vereins immer noch nicht recht verstanden wird. Es ist aber weder nöthig noch thunlich, Alles, was ich zu diesem Behuf vorgetragen habe, zu recapituliren. Ich habe zwar nirgends

für den Protestantenverein öffentlich geredet, als wo ich dazu von competenter Seite aufgefordert war, diese Aufforderung ist mir aber von so vielen Städten zugegangen, daß meine Rede bei weitem nicht immer hat fixirt werden können. Als ich das erste Mal für den Protestantenverein die Feder ergriff, stand mir eine achtzehnwöchentliche Gefängnißstrafe bevor.

Der Norddeutsche Correspondent, das damalige mecklenburgische Regierungsorgan, brachte nach dem ersten Protestantentage, Juni 1865, mehrere Artikel, welche darauf berechnet waren, den Protestantenverein zu verurtheilen und mich, den von der Kirche Ausgestoßenen und vom Gericht Verurtheilten, vollends zu vernichten. In meiner allseitig bedrängten Lage war ich genöthigt, mich gegen diesen anonymen, aber officiösen Angriff in einer Broschüre zu wehren: „Der deutsche Protestantenverein und ein mecklenburgischer Dunkelmann, oder Unfug an hoher Stelle. Kiel 1865. Schröder.“ Meine, eines altgläubigen Theologen, Stellung zu dem Protestantenverein zu verstehen, war allerdings nicht Jedermanns Sache, indessen wenn Einer, wie jener Anonymus, meine Schriften zu kennen behauptet, sollte derselbe wenigstens den Eindruck davon tragen, daß mein Verhältniß zu dem Protestantenverein nicht auf Täuschung und Trügerei angelegt ist. Um ein Uebriges zu thun, habe ich in der genannten Schrift, mit Berufung auf meine öffentlichen Kundgebungen, dargelegt, wie ich zu dem Protestantenverein gekommen, und wie ich mein Verhältniß zu diesem Verein auffasse. Es kann nun Jemand der Meinung sein, daß ich mich irre, daß ich mich täusche, darüber läßt sich sprechen. Aber dieser Anonymus weiß es besser, er behauptet: „Baumgarten braucht ein Sophisma, welches er selbst sehr wohl als ein solches erkennt, durch eine Art von Mentalreservation sucht er sein Gewissen hinsichtlich einer klug berechneten Concession zu beruhigen.“ Dieser Mann illustrirt mein Verhalten auf dem ersten Protestantentage mit dem Beispiel eines sogenannten „ehrlichen Mannes, der in eine Diebesbande eintritt und seine anfängliche Gewissensregung der Majorität zum Opfer bringt“ (S. 9). Und solche rohe Verleumdungen schreibt der Mann zur Verherrlichung der reinen Lehre und des rechtgläubigen Kirchenthums! Dem Protestantenverein kann es nur zur Ehre gereichen, wenn ein solcher Eiferer seine blinde Wuth gegen ihn aus-

läßt, denn es beweist immer deutlicher, daß das fixirte Bekenntniß ein schlotterndes Gewand geworden ist, welches die häßlichen Mißgestaltungen verdeckt. Alle aber, denen kirchliche Wahrheit noch Etwas gilt, müssen sich von solch scheinheiligem Unfug mit Abscheu abwenden.

Am 4. März 1869 habe ich in dem Bremer Protestantenverein einen Vortrag über „die Nachfolge Jesu Christi" gehalten.

„Der deutsche Protestantenverein ist nicht gestiftet, um für den theologischen und kirchlichen Hader ein neues Streitfeld zu schaffen, im Gegentheil einen freien Raum will er herstellen, in welchem die, welche bisher kalt neben einander hergegangen sind, und sich daher schließlich gar nicht mehr verstehen, sich ihres gemeinsamen Ursprungs und Zieles bewußt werden und ihre Gemeinsamkeit in vereinter Arbeit an dem, was das christliche Gewissen aller Orten und mit lautester Stimme als das höchste christliche Gebot bezeichnet, vor der Welt zu bethätigen, entschlossen sind. Aber wehe uns, die wir feierlich kirchliche Thaten gelobt haben, wenn wir schließlich nichts als Wünsche, Vorsätze und Pläne zu bieten vermögen! Für das, was der Protestantenverein an die Stelle der veralteten und unfruchtbaren Grundlage der Bekenntnißformel setzen will, wird es keinen Ausdruck geben, der allgemein gültiger und unser Gewissen verpflichtender wäre, als das bezeichnete Thema meines eben genannten Vortrags.

Das klassische Alterthum spricht das Bedürfniß eines sittlichen Ideales aus, muß aber constatiren, daß ein solches Ideal nicht vorhanden ist. In Israel ist das Ideal ebenso wenig verwirklicht, aber Israel hofft auf die Verwirklichung in der Zukunft. In Jesu von Nazareth ist diese Wirklichkeit erschienen. Das Leben Jesu ist ein Gang durch alle Tiefen und aus den Tiefen in die Höhe. Das Christenthum ist das Wandeln in diesen Fußstapfen Christi. „Seit aber die Kirche begann, die Christuslehre mit theoretischer Einseitigkeit in Formeln zu fassen, wurde der ursprüngliche Gesichtspunkt, nach welchem Alles in der Person und Geschichte Jesu zur Nachfolge und Nachlebung bestimmt ist, sehr vernachlässigt. Die Hauptsorge ist immer, mit Unterdrückung der Menschheit die Gottheit Jesu sicherzustellen, und unter solchem Einfluß gestaltete sich eine Christologie, welche das Wichtigste in der Person

und Geschichte Jesu jeglicher Vergleichung mit menschlichen Kräften und Zuständen entrückte. Da man nun außerdem die Christenlehre mit dem Schutze des staatlichen Schwertes umgab, so blieb für das Kreuztragen, welches die urchristliche Zeit als das vornehmste Merkmal der Nachfolge Christi bezeichnet hatte, kein Raum mehr übrig, denn Alles, was mit einigem Recht den Namen des Kreuzes im neutestamentlichen Sinne führen kann, muß von der öffentlichen Gewalt auferlegt werden.“ Es ist ein Glück, daß der Kampf, der jetzt um die Person und Geschichte Jesu entbrannt ist, in eine Zeit fällt, in welcher nicht die Schulen, sondern die Völker das letzte Wort haben. Auf den Studierstuben, auf den Kanzeln und Lehrstühlen kann das Bild Christi auf mancherlei Weise verfälscht werden, aber vor dem Richterstuhl des Volksgewissens hält diese Falschmünzerei nicht Stand. Der Gang Jesu durch die Welt hat dem Erdboden so tiefe Spuren eingedrückt, seine Geschichte hat dem Gedächtniß der Menschheit die Grundzüge seines Angesichtes so unvertilgbar eingeprägt, daß das Volksgewissen überall, wo das wahre Bild Christi in Thaten sich ausprägt, mit Sicherheit dasselbe wiedererkennen, dagegen jedes falsche und trügerische Kunstwerk mit Mißtrauen betrachten wird.“ Unter so bewandten Umständen ist der deutsche Protestantenverein ein überaus zeitgemäßer Gedanke. Wir wollen das Bild Jesu nicht lehrend, sondern handelnd darstellen vor den Augen unseres Volkes, wir wollen die Kluft, welche die Schulen und die Kirchenregimente zwischen Christus und dem deutschen Volke befestigt haben, aufheben. Denn Alles, was wir uns nach unserem Statut als Zweck zur Erneuerung der Kirche vorgesetzt haben, hat schließlich keinen anderen Sinn, als daß der wahre Christus unserem Volke zur Anschauung komme, und daß das deutsche Volk seinen Beruf in der Gegenwart des Reiches Christi erfülle.

Was den Inhalt der Nachfolge Christi anlangt, so bezeichnen Frömmigkeit, Liebe und Gerechtigkeit die drei Stadien des heiligen Wandels, in dessen Spuren wir einhergehen sollen. „Je tiefer das betende Herz Jesu versenkt ist in die Gottesferne des Weltbewußtseins, desto kräftiger erhebt es sich und strebt empor, bis es ausruht an des Vaters Brust in seliger Stille. Dies ist das in kräftigen und reinen Athemzügen sich vollziehende Geistesleben Christi

in Gott, wie die Evangelien es jedem unbefangenen Leser veranschaulichen.“ „So geweiht ist der Blick Jesu, daß das ganze irdische All, selbst mit den Spuren der menschlichen Gemeinheit und Verderbtheit, als eine große Bildergallerie dasteht, damit bald dieses, bald jenes Bild ihm diene, um zu zeigen, daß die Mysterien der Ewigkeit mit dem Allernächsten und dem Alltäglichsten eine innere Verwandtschaft haben. Welch' eine wunderbare unvergleichliche Musik ist diese Sprache des frommen Weltbewußtseins Jesu! Er hört und fühlt die grellsten und schrillsten Töne als die Schmerzenslaute, die aus dem Verderben und dem Wehe des Alls unablässig emporsteigen, aber all' die schrecklichen Dissonanzen sind ihm durch die Kraft des vollendeten Glaubens aufgelöst in die Harmonie der heiligen Gewißheit, daß Gott ist und sein wird Alles in Allem.“

„Auf die Menschheit gerichtet ist die Gesinnung Jesu, und diese Liebe äußert sich nach zwei Seiten hin, als unerschütterliches Vertrauen zur Menschheit und als strenge Zucht gegen die Seinen. Jesus reißt die trennenden Mauern nieder, sein Appell geht an das Herz der ganzen Menschheit, und darum ist es gewiß, daß die himmlischen Accorde seiner Liebeswerbung irgendwie einen Widerhall finden werden. Der Spiegel, in welchem wir diese Liebe am deutlichsten anschauen, ist die Liebe der Sünderin. Diese tritt in den Saal der Pharisäer, Aller Blicke sind auf sie gerichtet und durchbohren sie, sie aber, ganz in sich versenkt, blind für Alles um sie, sucht den Meister, wirft sich vor ihm nieder, küßt seine Füße, benetzt sie mit ihren Thränen, trocknet sie wiederum mit ihrem Haar und salbt sie mit kostbarer Specerei, und das alles ohne Laut und ohne Wort (Luk. VII, 36—50). Wie tief muß der Strahl der Menschenliebe Jesu in das Herz dieses gesunkenen, verstoßenen und wunderbar emporgerichteten Weibes gedrungen sein!“

„So wie aber Jesus der Menschheit gegenüber sein Herz weit und offen hält, so übt er gegen die, welche sich ihm angeschlossen, strenge Zucht, und dieses ist so gut Liebe wie jenes. Seine Gemeinde soll nicht eine neue Partei bilden neben den alten, sondern, so klein sie sein mag, so soll sie in ihren kleinsten Bestandtheilen immer die Gestalt des Alles umfassenden Reiches haben. Darum muß in dieser Gemeinde Alles auf Wahrheit, Reinheit und innere

Gediegenheit angelegt sein, und darum offenbart sich die Liebe innerhalb dieser Gemeinde als strenge Zucht. Das sind die Fußstapfen Christi in dem Gebiet der Liebe, und wer entschlossen ist, dem Herrn nachzufolgen, kann dieses Weges nicht verfehlen."

„Drittens kommen wir auf den eigentlichen königlichen Weg, auf welchem Christus seine Krone erworben hat, und für welchen er vornehmlich unsere Nachfolge in Anspruch nimmt. Ehe Christus seinen Thron auf Erden aufrichtet, will er ihn zuvor in den Herzen seiner Unterthanen aufrichten, nicht wie einen Raub rafft er sein Königreich an sich, sondern er will es sich verdienen und erobern auf dem Wege der Gerechtigkeit, auf daß es hinfort keine Macht gebe, die es ihm wieder entreißen könnte."

„Ist nun aber nicht dieser Königsweg Christi so hoch angelegt, daß an eine eigentliche Nachfolge für den einzelnen Christen nicht zu denken ist? Keineswegs, wenn man nur nicht das Christenthum willkürlich herabdrückt, wenn man nur das Christenthum in seiner ursprünglichen Kraft und Reinheit erfaßt. Wie Jesus, als der Christ, seine Gerechtigkeit erfüllt (Matth. III, 15), so kann die Gerechtigkeit des göttlichen Königreiches, welche er von den Seinen fordert (Matth. VI, 33), keine andere sein, als die Nachfolge auf jenem Wege, auf welchem Jesus selber seine Gerechtigkeit offenbart. Nach den ältesten Urkunden ist jeder Christ ein von Gott Gesalbter (1. Joh. V, 20. 27), also ein mit dem heiligen Amtsgeist Begabter (Offenb. I, 6). Daß diese hohe amtliche Würde die unsichtbare Krone aller Christen ist, hat sich in dem Martyrium der ersten Jahrhunderte bewiesen. Aber seitdem hat sich die Christenheit durch einen Zaubertrank in Schlaf versenken lassen und träumt nun, daß Christus sein Reich auf den Höhen der Welt bereits aufgerichtet hat. Damit verliert das Christenthum den angeborenen Adel seiner Ritterlichkeit und Hoheit, die christlichen Tugenden bekommen alle einen schwächlichen Charakter, die Demuth, dieser himmlische Duft der christlichen Hoheit, erhält einen widerlichen Beisatz von knechtischer Denkweise. Die wahren Nachfolger der Gerechtigkeit Christi setzen erst da ein mit voller Kraft, wo die anderen ihre Hände erschöpft in den Schoß sinken lassen. Diese entfalten da ihre volle Thätigkeit, wo nach der allgemeinen Meinung nichts mehr zu erreichen ist. Alle anderen Beweise für das Christenthum

sind nur Hilfslinien, die Nachfolge Christi ist der einzige vollgültige Beweis, daß einst Christus gewesen ist. Die öffentlichen Thaten der Nachfolge Christi sind das rechte Alphabet, die monumentale Lapidarschrift für die wahre Apologie des Christenthums. Diesen Beweis verlangt die Welt, und mit keinem geringeren wird sie sich abfinden lassen. Man sollte endlich beginnen, anstatt der endlosen Bücher, der Welt diesen einfachen und überzeugenden Thatbestand anzubieten. Nun, kommen wird dieser Tag, und schön wird das Morgenroth dieses Tages sein. Wohlan denn, verehrte Genossen, der deutsche Protestantenverein ist seinem wahren Sinne nach das Bekenntniß zu der Nachfolge Christi. Lasset uns dieses Bekenntniß wahr machen, auf daß wir nicht in leeren Worten uns verzehren, lasset uns mit einander in dieser Stunde das Gelübde ablegen, daß wir unserem Herrn, der es um uns hoch und heilig verdient hat, nachfolgen wollen in unserer Frömmigkeit, in unserer Liebe und in unserer Gerechtigkeit, auf daß jene herrliche Zeit des wieder aufgerichteten Christenthums auch durch unser Thun und Werk heraufkommen möge" (Jahrbuch des deutschen Protestantenvereins. Herausgegeben von Hoßbach und Thomas. I. Elberfeld 1869. Seite 125—148).

Am 22. October 1871 habe ich in Stettin über das Thema: „Der deutschen Kirche Gefahr und Rettung" einen Vortrag gehalten („Aus den Verhandlungen des ersten pommerschen Protestantentages. Stettin 1871. S. 13—33").

Daß ich die allgemeine Freude und Begeisterung über die Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserreiches in vollem Maße getheilt habe, davon geben viele Kundgebungen in meinen Schriften aus dem Anfang der siebziger Jahre öffentlich Zeugniß. Aber andererseits gehöre ich zu den Wenigen, welche mit allem Nachdruck in den Tagen der allgemeinen Begeisterung auf die Nothwendigkeit einer Ergänzung der Großthaten auf dem äußeren Gebiete der Schachten und Diplomatenkünste auf dem Gebiete des Geistes hingewiesen haben. Mit schwerer Sorge Tag und Nacht habe ich in die Zukunft hinausgeblickt auf den Fall, daß diese nothwendige Ergänzung aus dem Reich des Geistes nicht geleistet werden würde. Ich habe auch nicht unterlassen, in dem Sinne dieser Anschauung öffentlich zu lehren, zu warnen und zu mahnen. Ich habe mit

diesen meinen Ansprachen wenig Eingang und Beifall gefunden, und das, was ich besorgte und befürchtete, ist geschehen. Es ist eine traurige Genugthuung, daß die Folgen der schweren Versäumnisse nunmehr vorliegen, wie eine Gebirgeslast, welche unser öffentliches Leben niederdrückt.

Soll es aber in unserer traurigen Lage eine Hoffnung geben auf eine bessere Zukunft, woran zu zweifeln ich für eine Sünde halten muß, dann wird immer der Anfang einer Wendung zum Besseren darin bestehen müssen, daß wir zurückschauen auf die Natur, die Anlässe und Ursachen der geschehenen Versäumnisse, damit wir uns demüthigen und da wieder ansetzen, von wo die Fehlgänge ihren Anfang genommen. Da es einen anderen Ausgang aus unseren gegenwärtigen Labyrinthen nicht giebt, so hat die Erinnerung an meinen Vortrag in Stettin über das bezeichnete Thema für die Gegenwart wie für die Zukunft einen sittlichen Werth, indem dieselbe hinweist auf den Weg der rechtschaffenen Buße und Besserung.

Unter der deutschen Kirche verstehe ich Alles, was sich in unserem Vaterlande als öffentliche Pflege des religiösen Lebens darstellt. Ich behauptete nun im October 1871, daß die deutsche Kirche in Gefahr steht, und die seitdem verflossenen 17 Jahre haben meine Auffassung bestätigt, ja, die Gegenwart beweist, daß die Gefahr noch immer im Steigen, und von Rettung noch Nichts zu sehen ist.

„Die Sünde wider Gott in der Gestalt des Aberglaubens und des Unglaubens ist die vornehmste Signatur der französischen Geschichte in den drei letzten Jahrhunderten, und diese Signatur ist die einzig mögliche Erklärung für das furchtbare Gericht, welches Gott der Herr durch das deutsche Volksheer an dieser Nation vollstreckt. Darin liegt eine Warnung und Mahnung, welche lautet: Die tödtliche Krankheit des religiösen Lebens ist das Verderben und der Untergang der Nationen. Ich rechne es zu den vielen Beweisen einer gnädigen Führung, mit denen Gott unser Volk von Anfang bis heute ausgezeichnet hat, daß wir gleich im Beginn der neuesten glorreichen Epoche unserer Geschichte mit sehr deutlichem Fingerzeig auf jene innere Gefahr hingewiesen sind.

In denselben Tagen des Jahres 1870 ist uns ein zwiefacher

Krieg erklärt: der eine gegen unser Land, der andere gegen unseren Geist. Den einen Krieg haben wir mit Muth und Geschick siegreich zu Ende geführt, in dem anderen hat die deutsche Nation bis zu dieser unserer Gegenwart die schimpflichsten Niederlagen erlitten, und es ist offenbar, daß, so lange nicht die Kriegführung auf dem geistigen Gebiet von Grund aus sich bessert, werden wir an Geist weit mehr verlieren, als wir an Land gewonnen haben. Der jetzige Papst hat die lästerlichen Anmaßungen aller früheren Päpste überboten, er hat sich vermessen, seine eigene Unfehlbarkeit bei Strafe der Höllenpein zum Glaubensartikel zu machen. Ein Attentat auf die himmlische Majestät und Krone Jesu Christi! Eine seelenverstrickende Versuchung für die Christenheit! Wer steht auf unter den 200 Millionen Katholiken, die alle nicht auf den Papst, sondern auf Christus getauft sind, für Christi Ehre und Königreich; wer wirft sich auf zum Schutz gegen die scheinheilige Seelenverführung? Das Gift des Jesuitismus hat die Lebenskraft wahrer Mannhaftigkeit und christlicher Selbständigkeit gelähmt und gebrochen. Der gesamte Episcopat in der alten wie in der neuen Welt unterwirft sich dem widervernünftigen und antichristlichen Dogma. Nicht ein einziger Bischof, nicht Straßmeier, nicht Kenvik, nicht Hefeler, nicht Henneberg hat Stand gehalten. Und in dem zahllosen Clerus sind es verschwindend Wenige, die den neuesten Papstcultus abweisen, unter ihnen aber, Gott sei Dank, eine hervorragende Kirchensäule, Ignatz Döllinger.

Aber die Gefahr der Kirche erstreckt sich nicht bloß auf den katholischen Weltkreis, die Gefahr des Protestantismus ist noch intensiver. Wo bleibt die christliche Liebe, wenn die neueste geistige Sclaverei und Finsterniß unserer katholischen Brüder uns Evangelischen so wenig zu Herzen geht, als wäre es eine uns ganz fremde Sache? Aber wo soll Kraft und Gesundheit unseres Protestantismus herkommen, so lange Diejenigen, welche die Zügel der protestantischen Kirchenleitung in Händen haben, anstatt der jüngsten Versuchung und Verführung des römischen Aberglaubens kräftigen Widerstand zu leisten, vielmehr sich nicht entblöden, römische Maximen in schwächliches Deutsch zu übersetzen? Ich habe 1871 in Stettin auf ein Symptom des preußischen Kirchenregiments aufmerksam gemacht, dessen Bedeutung die Folgezeit bis auf den

heutigen Tag in's Licht gesetzt hat. Das Consistorium der Kurmark hatte öffentlich die schwere Anklage erhoben, daß die gegenwärtige Judenschaft noch in demselben Hasse gegen Christum beharre, auf welchem ihre Väter ihn an's Kreuz geliefert hätten. Da diese Anklage großen Anstoß erregte, sah sich der Oberkirchenrath veranlaßt, am 17. April 1871, sich über diese Angelegenheit öffentlich auszusprechen. Diese höchste Kirchenbehörde ist nun keineswegs mit dem Consistorium einverstanden, hat im Gegentheil mit Befriedigung Kenntniß genommen von den gegentheiligen Versicherungen vieler eingegangener jüdischer Proteste. Aber anstatt daß nun der Oberkirchenrath darauf hätte dringen müssen, daß das Consistorium der beleidigten Judenschaft eine öffentliche Genugthuung leiste, ist die ganze Tendenz jenes Schreibens vom 17. April schließlich darauf gerichtet, den Erlaß des Consistoriums vor dem öffentlichen Tadel in Schutz zu nehmen. So schwanken die höchsten Kirchenbehörden hin und her. Der Oberkirchenrath hätte erkennen müssen, daß er verpflichtet war, das hier angefachte Feuer des höllischen Antichristenthums in seiner Entstehung auszutreten.

Wie schwer krank der officielle Protestantismus darniederliegt, das offenbarte die sogenannte Octoberversammlung im Jahre 1871, welche unter Führung hervorragender preußischer Kirchenmänner zeigen wollte, welche Stellung die protestantische Kirche in Deutschland zu dem neuen deutschen Reich und zu dem protestantischen Kaiserthum einzunehmen habe. Es kam in dieser Versammlung zu Tage die offenbare Unfähigkeit des herrschenden Protestantismus, der neuen Epoche der deutschen Nation irgend etwas Haltbares, Förderliches, Heilsames zu bieten.

Das unverhüllte Papstthum ist die Gefahr für 20 Millionen Deutsche, das verdeckte Papstthum ist die Gefahr für die übrigen 24 Millionen. Und wie könnte bei dieser Verdüsterung des religiösen Lebens das andere Extrem ausbleiben? Der religiöse Indifferentismus, der Materialismus des Alterthums, diese negativen Geister, welche das innerste Leben der Menschheit ausdörren und veröden, sie greifen immer weiter um sich und nehmen meistens die kräftigeren Naturen gefangen. Der Aberglaube verweltlicht das Göttliche und Heilige, der Unglaube entgöttlicht die Welt. Wird

diese Gefahr nicht überwunden, dann beginnt an dem Tage, an welchem das stolze Gebäude des neuen Reiches in dem Sonnenschein des Ruhmes am herrlichsten glänzt, der Wurm, der nimmer stirbt, im tiefsten Innern sein Zerstörungswerk, dann sind wir, indem wir den Sieg über das äußere Frankreich feiern, auf dem geraden Wege nach dem inwendigen Frankreich. Zahlreiche und öffentliche Thatsachen verkünden es laut: die Gefahr ist da, daß das Heiligthum, welches die Bestimmung hat, die deutsche Volksseele für ihren göttlichen Beruf zu erziehen, durch die beiden im steten Wachsen begriffenen Mächte des Aberglaubens und Unglaubens zerstört wird. Die Rettung muß von oben kommen, aber ausgeführt wird sie von Menschen. Ueber die Rettung habe ich in Stettin 1871 Folgendes gesagt:

„Das Erste, was uns obliegt, ist das rechte und wahre Gebet im Namen und Geiste Jesu. Die drei ersten großen Bitten des Herrngebets sollen aufsteigen aus dem tiefsten Herzensgrund, und sollen die ganze Menschheit und das Weltall umfassen. Wer aber aus Herzensgrund Gott anruft um Rettung in der geistigen Gefahr, wer wahrhaft und ernstlich betet um Hilfe in der großen, allgemeinen Seelennoth, der kann gar nicht anders, er muß selber auch Hand anlegen, um das zu bewirken, um was er betet. Wie Luther in der Kirchennoth den Laienstand anrief, so weist jetzt auch Alles darauf hin, daß die Gemeinden sich mit allem Ernst der Erneuerung der Kirche annehmen müssen. Diese Ueberzeugung ist die Geburtsstätte des deutschen Protestantenvereins. Was jüngst Pater Hyacinth an Döllinger schrieb, „die Tage der Worte sind vorüber, die Tage der Thaten sind gekommen," das muß auch unsere Losung sein. Wir müssen mit der That beweisen, daß unser Eintritt in den Protestantenverein gar nichts Anderes bedeutet, als die Erfüllung der Christenpflicht, welche wir mit der Taufe und Confirmation auf unser Gewissen genommen haben. Das protestantische Volk hat sich seit lange schon an die Unwürdigkeiten, Erbärmlichkeiten, Unwahrheiten und Unlauterkeiten des bestehenden Kirchenthums gewöhnt und hat durch diese schlechte Gewohnheit das bessere Gefühl auf eine unglaubliche Weise abgestumpft. Diese Stumpfheit ist eine tödtliche Krankheit. Aber eine scharfe Arznei

kann sie heilen. Wir, die wir uns verbündet haben, unsere christliche Protestantenpflicht zu erfüllen, wir müssen uns reinigen von dem Wust und Staub dieser schlechten und abstumpfenden Gewöhnung, indem wir täglich eintauchen in das heilige Bad, welches uns in den Schriften des heiligen Geistes bereitet ist. Zeigen wir also, wo wir gehen und stehen, mit der That, daß Christus in uns lebet, daß der Geist der heiligen Schriften uns regiert, dann geht von einem Jeden unter uns eine heilige Bewegung aus, und sie pflanzt sich fort von Herz zu Herz, von Provinz zu Provinz, und das protestantische Volk wird immer mehr inne, daß es sich handelt um das heiligste Gut, für welches die Väter einst ihr Bestes eingesetzt haben.

Aus dem muthigen und standhaften Kriege gegen den äußeren Reichsfeind ist das neue deutsche Reich geboren, aus dem tapferen Kriege gegen den inneren Reichsfeind muß die deutsche Volkskirche erstehen. Aus dem geistigen Kampf der wahren Protestanten und der wahren Katholiken gegen das Papstthum, das protestantische wie das römische, wird die erneuerte Kirche hervorgehen, und das ist die vollendete Rettung in der obschwebenden Gefahr."

Was ich im Herbst 1875 in der hannöverschen Landeskirche für den Protestantenverein gethan und erlitten habe, ist in meiner Schrift: „Protestantische Volkspredigt und Welfen-Scandal. Bremen 1876" zusammengefaßt. In der Stadt Hannover war 1868 die lutherische Conferenz gegründet und jenes antiprotestantische Statut, welches nicht die Bibel, sondern das geschriebene Symbol zur kirchlichen Norm erhebt, von 1900 Pastoren unterschrieben worden. Nun war von dem hannöverschen Consistorium in dem Colloquium mit Pastor Klapp nach diesem neulutherischen Statut verfahren worden, und dieser Vorgang hatte einen Protest von 14,000 Gemeindegliedern hervorgerufen. Dazu kam nun, daß dieses Neuluthertum in Hannover sich mit dem Welfenthum verbündete. Als nun der Vorstand des nordwestdeutschen Protestantenvereins mich aufforderte, meine unfreiwillige Muße zu Vorträgen für den Protestantenverein zu verwenden, bin ich dieser Aufforderung gerne nachgekommen. Ich wußte, daß diese meine Thätigkeit ein Kriegsdienst ist in dem Lager dessen, der gekreuzigt worden ist.

Nicht auf Dank, Ehre und Lohn darf hier gerechnet werden, wohl aber auf Schmach, Feindschaft und Verfolgung. Am 8. September 1875 kündigte ich meinen Vorsatz an, in dem genannten Sinne in der hannoverschen Landeskirche eine freie protestantische Thätigkeit zu eröffnen und mit einem Vortrag über das Thema: „Wie erwehren wir uns der Gefahr eines neulutherischen Papstthums?“ in der Stadt Hannover den Anfang zu machen. Zu derselben Zeit war in Hannover der Städtetag versammelt; da dieser Städteconvent die brennende Kirchenfrage gleichfalls auf seine Tagesordnung gesetzt hatte, richtete ich am 16. September 1875 an denselben eine öffentliche Ansprache, in welcher ich die hannöverschen Städte zu dem „sittlichen Muthe“ zu erheben versuchte, „das Joch eines neulutherischen Papstthums und Pfaffenthums zu brechen“. „Denn es ist,“ sagte ich, „die höchste Zeit, daß in dem protestantischen Volk ein heiliger Zorn erwache, der wie ein Wetter Gottes die schwüle, verpestete Kirchenluft reinige.“

Nach vier öffentlichen Kundgebungen wurde meine Thätigkeit in Hannover durch den Protestantentag in Breslau unterbrochen. Nach dieser Unterbrechung war die Fortsetzung meiner Thätigkeit in Hannover um so nothwendiger, da inzwischen die herrschende neulutherisch-welfische Partei die vorhandene Bewegung als einen Kampf zwischen dem wahren Glauben und dem offenbaren Unglauben in der Presse und in Versammlungen darstellte, und dadurch das Feuer eines Massenfanatismus anschürte. 17 Pastoren und 42 Kirchenvorsteher erließen am 26. September eine Erklärung gegen den „anmaßlichen Unfug des Protestantenvereins und seiner Genossen, welche selbst mit dem Glauben der Väter zerfallen, das Gewissen unseres Volkes unter die Herrschaft ihres widerchristlichen Geistes knechten wollen.“ An demselben Tage gestattete der Oberconsistorialrath Uhlhorn auf der Kanzel Niemanden, der sich nicht zu der hergebrachten christologischen Formel bekennt, Jesum seinen Herrn zu nennen, und wenn er es dennoch thut, beschuldigt ihn Uhlhorn des Götzendienstes vor versammelter Gemeinde. Dieser pastorale Bann ward nun popularisirt, auf den 29. September wurde eine lutherische Volksversammlung angesagt, für welche mit der Lärmtrommel geworben wurde: „Es gilt für den Glauben,

gegen den gottesleugnerischen Unglauben, heute darf Keiner fehlen!" In dieser Versammlung von 2000 Menschen wurde das verhängnißvolle Wort Luther's an die evangelischen Brüder aus der Schweiz „ihr habt einen anderen Geist" wiederholt und dazu gesagt: „das gilt noch heute". Wer dieses Wort in dem Geiste Christi erwägt, der muß den Lutheranern zurufen: „O, tretet zusammen und beklaget jenes die Liebe ertödtende Eiferwort, beweinet seine schrecklichen Folgen, auf daß ihr mit euren Thränen den Grimm des kirchlichen Hasses und Haders auslöschet und das lutherische Bekenntniß endlich reiniget von dem ihm anklebenden Blut." Anstatt dessen ruft nun das Neulutherthum in Hannover: „Das Wort gilt noch heute." Wahrlich, das heißt die Zeichen der Zeit verfälschen, wider Gott streiten und das Volk in die Irre führen! Da, wo das Feuer der Liebe brennen sollte, da häuft diese Rede das Eis der Gleichgültigkeit, da, wo der Glaube Berge versetzen sollte, da baut diese Rede auf den Sand eines kirchlichen Provisoriums, da, wo die Hoffnung den Seelen für die Zukunft Flügel geben sollte, da kriecht diese Rede in dem Staube einer armseligen Wirklichkeit! Und diese Volkspredigt will die Kirche bauen, und das arme Volk ist in dem Wahn, für den Glauben der Väter einzutreten!

Ich meinerseits hatte mich ja über den Sinn meiner protestantischen Thätigkeit in Hannover öffentlich und deutlich ausgesprochen, außerdem lag ja meine Vergangenheit jedem Theologen wie ein aufgeschlagenes Buch vor Augen. Trotz alledem sind diese Neulutheraner so beschränkten Geistes, daß sie meine protestantische Thätigkeit nur aus den allerschlechtesten Motiven herzuleiten im Stande sind. Sie nennen mich einen „Agitator aus Haß und Rache". Der von der Rostocker Facultät zum Doctor der Theologie erhobene Pastor Münkel schreibt: „Baumgarten leidet an einer krankhaften Leidenschaft, die leider in eine theilweise Geistesstörung umgeschlagen ist."

Zum 7. October kündigte ich „wider die Predigt des innerkirchlichen Hasses und Haders eine protestantische Volkspredigt" an. Es zeigte sich, daß die neulutherische, welfische und socialdemokratische Masse es darauf angelegt hatte, mich nicht zum Wort kommen zu lassen. Die Aufrufe zum Erscheinen bis zum letzten Mann gingen durch die Blätter, und constatirt ist es, daß man sich mit Lärm-

pfeifen und Steinen gerüstet hatte. Nachdem ich nun in meiner Rede das Wort von Claudius:

„Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht“

gesprochen hatte, erhob sich der Sturm, der nicht zu stillen war, ehe ich verstummte. Wie wüst diese Versammlung war, kam dadurch am deutlichsten zu Tage, daß der Doctor Bärens, ein welfischer Agitator, dem eine tumultuarische Abstimmung das Präsidium übergab, nicht im Stande war, auf meine Bitte mir Ruhe zu verschaffen.

Ich versuchte nun durch die Presse und durch Versammlungen wenigstens das zu erreichen, daß die wider den Protestantenverein und wider mich aufgetretenen Pastoren sich von jenem offenbaren Scandal einer sogenannten populären Glaubensdemonstration öffentlich lossagen sollten.

Als dies vergeblich war und anstatt dessen immer neue lügenhafte Berichte in den welfischen Zeitungen über mich verbreitet wurden, habe ich in einer öffentlichen Versammlung in Rostock am 6. November 1875 vor meinen Mitbürgern einen ausführlichen Bericht über meine Thätigkeit in Hannover abgestattet. Am Schluß desselben habe ich gesagt: „Wahrlich, nicht Haß und Rache treibt mich, wie meine blinden Widersacher schreiben, sondern was mich treibt, das ist die Stimme meines himmlischen Feldherrn, dem ich Treue geschworen bis zum Tode. Diese Stimme höre ich Tag und Nacht, und diese Stimme führt mich hin und her im deutschen Vaterlande. Da man mir hier Katheder und Kanzel genommen hat, so gehe ich hin, wo Gott mir eine Stätte bereitet, das, was mir zum Heile der Menschheit gewiß geworden, zu verkündigen. Lieben Freunde, folget meinem Beispiel, ein Jeder, wie es ihm sein Gott offenbar macht, verabscheut und bekämpft die scheinheiligen Lügen und tretet ein für die erkannte Wahrheit. Und damit Niemand ängstlich werde, sich ohne Vorbehalt der Führung des Geistes und des Gewissens zu überlassen, so bin ich so glücklich, zur Ehre Gottes abermals auf mein Beispiel hinweisen zu dürfen. Ihr wißt es, ich habe mich nicht geschont, aber der Gott, auf den ich mein Vertrauen setze, hat an mir und an den Meinen seine gnädige und treue Verheißung erfüllt; was Menschen auch über uns verhängt

haben, er hat uns allwege unter seinen Schutz und Schirm gestellt, und hat uns immerdar unverzagt erhalten, und auch jetzt sind wir trotz aller Lügen und Schmähungen unter Gottes treuer Hut und Gnade in guter Zuversicht und freudiger Hoffnung."

Die ausführlichste Schrift, welche ich dem Protestantenverein gewidmet habe, führt den Titel: „Der deutsche Protestantenverein, ein heiliges Panier im neuen deutschen Reich. Berlin 1871. Henschel." Wenn man den gegenwärtigen geringen Stand des Protestantenvereins mit diesem Titel zusammenhält, dann haben es die oberflächlichen Gegner zur Rechten und zur Linken sehr bequem, über meinen Enthusiasmus zu spotten. Indessen, nachdem ich soeben meine kleine Schrift wieder durchgesehen, kann mir der Abstand zwischen dem hier entworfenen Bilde und der Gegenwart des Protestantenvereins nicht entgehen, aber eine Ursache, mich meiner Begeisterung vor 17 Jahren zu schämen, kann ich keineswegs anerkennen. Es ist drinnen und draußen viel gesündigt worden, die Führer und Leiter des Vereines haben es an dem heiligen Ernst für die große Sache fehlen lassen, und die, welche verpflichtet waren, einzutreten, haben sich durch unberechtigtes Mißtrauen und durch Mangel an Muth abhalten lassen. Aber der unaussprechlich traurige Nothstand der Kirche hat sich im Wesentlichen nicht verbessert, sondern eher verschlimmert, und einen anderen Ausweg aus diesem chaotischen Zustand wird es nicht geben, als einen kräftigeren und heiligeren Anlauf, die Grundgedanken des Protestantenvereins in neue und zielkräftige Bewegung zu setzen. Ich glaube daher auch nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich an dieser Stelle auf den Hauptinhalt der genannten Schrift zurückweise. Die Schrift enthält folgende Abschnitte: I. Einleitung. II. Die Lüge im Heiligthum. III. Das Kirchenthum der Ehrlichkeit. IV. Des deutschen Kaiserthumes wahre Weihe. V. Protestantische Mahnung. In der Einleitung suche ich die Signatur der Zeit, in welcher ich geschrieben, deutlich zu machen. Es ist die Zeit, welche durch die beiden Namen Sedan und Vaticanum gekennzeichnet wird. „Das ist die schneidende Schärfe der gegenwärtigen Epoche, daß in denselben Tagen des vorigen Julius die beiden geschichtlichen Reichsfeinde uns einen Krieg auf Tod und Leben erklärt haben. Den einen Reichsfeind hat das deutsche Heer mit dem Schwert von Eisen er-

legt, aber wo ist das deutsche Christenthum und das Schwert des Geistes, um den inneren Reichsfeind zu besiegen?

Nachdem im zweiten Abschnitt der Kampf der Wahrheit und der Lüge auf dem Boden der Kirche geschichtlich dargelegt ist, schließe ich wie folgt: „Die Lüge ist in's Heiligthum gedrungen, und des Christenvolkes Seele wird gemordet (Joh. VIII, 44). Der Sänger des Paradieses hat bereits vor 200 Jahren gesagt: „So lange das Staatskirchenthum die Geistlichen anstellt, wird die Verfolgung nicht aufhören, und die Predigt wird dazu dienen, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen." Den Protestantenverein habe ich im dritten Abschnitt „Kirchenthum der Ehrlichkeit" genannt. In dem „bösen Stillstand der Jahrhunderte", den König Friedrich Wilhelm IV. beklagt, hatten sich innerhalb der protestantischen Kirche Gegensätze ausgebildet, die, weil es an gesunder Bewegung fehlte, sich immer mehr verfesteten. Es giebt positive Theologie und kritische Theologie, und zwischen beiden hört zuletzt aller Verkehr und alle Verständigung auf. Und in dem Gemeindeleben stehen sich gegenüber die sogenannten Gläubigen und die sogenannten Ungläubigen, und zwischen Beiden ist eine unübersteigliche Kluft. Die Positiven und die Gläubigen haben die starke Neigung, ihre Gegner auszuschließen, und verstärken damit die Lüge im Heiligthum. Nach dem gegenwärtigen Stand der Kirche gehören die Einzelnen zur Gemeinde durch Taufe und Confirmation. Es ist vollkommen unbefugt, die Gültigkeit dieser beiden Acte anders als auf ordnungsmäßigem Wege aufzuheben. Dieser kirchliche Ordnungsweg kennt nur zwei Möglichkeiten: den freiwilligen Austritt und die Ausschließung durch den Spruch der Gemeinde. Der Protestantenverein vertheidigt das kirchliche Bürgerrecht Aller, die nicht auf kirchenordnungsmäßigem Wege ihr kirchliches Recht verloren haben. Da nun der Verein reformatorisch wirken will, so müssen seine Mitglieder ihr Christenrecht auch öffentlich bethätigen. Dies geschieht, indem wir Ernst machen mit unserem Statut. Dieses Statut ist die Willenserklärung, an der Erneuerung der Kirche zu arbeiten, und es wird mit dieser Willenserklärung das Christenthum der Gegenwart unumwunden als Gesinnung und sittliche Kraft bekannt. Das Absehen des Statutes von aller dogmatischen Formulirung ist nicht seine Schwäche, sondern seine Stärke, denn nur auf diesem

Wege kommt wiederum volle Wahrheit und Aufrichtigkeit in das kirchliche Leben hinein. Ausgeschlossen ist nur, wer sich selbst ausschließt, wer also auf der rechten Seite die evangelische Freiheit und das Gemeindeprincip verleugnet, und wer auf der linken Seite von Christus, dem Herrn, und seiner Kirche nichts wissen will.

Gleich im Anfang unseres Vereines zeigte sich auf eine sehr einleuchtende Weise auf der einen Seite der Mangel an Wahrheit der Positiven und Gläubigen, und auf der anderen Seite die Nothwendigkeit eines ehrlichen Kirchenthums, welches der Protestantenverein anstrebt. Fast gleichzeitig mit dem Erstehen des Protestantenvereins erschien das bekannte Buch von Schenkel über Christus. Es entstand ein wahrer Sturm von Verketzerungen dieses Buches aus allen Landeskirchen. Offenbar war es auf einen Bann gegen Schenkel abgesehen. Es erfolgte aber das Gegentheil: das badische Kirchenregiment nahm Schenkel in Schutz. Demnach mußten diejenigen badischen Geistlichen, welche in Schenkel's Buch offenbar Antichristenthum gefunden, ihr Kirchenregiment für abgefallen halten, und mußten sich darnach verhalten, und die in Eisenach vereinten Kirchenregimente, deren vornehmste Repräsentanten sich an „der Bannbulle" betheiligt hatten, waren verpflichtet, eine christliche Rechtfertigung von Baden über jene Inschutznahme zu verlangen. Aber sowohl jene badischen Prediger, als auch die Eisenacher Kirchenregimente haben sich beruhigt und damit aller Welt klar gemacht, daß jene „Bannbulle" nicht aus dem Glauben, also aus der Sünde stammt (Röm. XIV, 23). Dem gegenüber erweist sich unser Statut als den Grundriß zu einem Kirchenthum der Ehrlichkeit.

Die Weihe des neuen deutschen Kaiserreiches besteht nicht in heiligem Salböl, nicht in einem Luxus von geistlichen Ceremonien, nicht in einem Pathos priesterlicher Worte, sondern in der stillen Kraft des Vertrauens, daß das, was dem Staat an religiöser Weihe und sittlicher Gesinnung für sein Bestehen und Gedeihen nöthig ist, von der Kirche am besten dann geleistet und ihm gewährt wird, wenn die Kirche ihrer eigenen freien Natur und Bewegung anheimgegeben ist. Das deutsche Kaiserreich verschmäht alle falsche Weihe des Staatskirchenthums und schmückt sich mit seiner inneren Weihe. Dann wird sich das gehemmte Gotteswerk der Reformation voll-

enden und seinen Weltlauf wieder aufnehmen, und die Völker rings-umher werden das deutsche Kaiserreich nicht fürchten, sondern segnen.

Die protestantische Mahnung richtet sich nach innen, wie nach außen. Der Protestantenverein ist eine Freischaar des protestantischen Geistes, die zum Handeln berufen ist. Nur Thaten in dem Geiste und in der treuen Nachfolge Christi sind im Stande, die die Geister befreiende und beseligende Anschauung Christi hervorzubringen. Wir müssen den Politikern durch Thaten deutlich machen, daß die Religion im Geiste des Menschen das Erstgeburtsrecht behauptet und daher in ihr die stärksten Motive zu allen großen geschichtlichen Bewegungen darreicht. Die Männer des gelehrten Standes müssen wir gewinnen für die Betheiligung an dem öffentlichen Leben, indem wir hinweisen auf den kranken und dünkelhaften Intellectualismus, der alle Schäden des öffentlichen Lebens durch Aufklärung heilen will und nicht weiß, daß die herrschende Krankheit weit mehr im Willen als im Verstande sitzt. Unser Ziel ist die deutsche Volkskirche, die christliche Vereinigung des vom Staatskirchenthum befreiten Protestantismus und des vom Papstthum befreiten Katholicismus auf deutschem Boden; ist dieses Ziel erreicht, dann hat der deutsche Protestantenverein sein Tagewerk vollbracht und kann abdanken."

XXXV. Schleiermacher-Feier.

Als dem ersten Empfänger des zum Andenken an Schleiermacher gestifteten Stipendiums war es wohl geziemend, daß ich bereits im Jahre 1861 an das im Jahre 1868 bevorstehende Fest des hundertjährigen Geburtstags Schleiermacher's öffentlich aufmerksam machte. Ich hielt 1861, wie bereits erwähnt, vier öffentliche Vorträge „über Schleiermacher als Theologen für die Gemeinde der Gegenwart", welche nachher gedruckt sind (Berlin 1862.

Springer). In dem ersten Vortrag habe ich Schleiermacher's Kämpfe und Siege geschildert. Er begrüßt als Dreißigjähriger das neue Jahrhundert mit dem Gelübde „ewiger Jugend". Er hat damit die feindliche Welt des Jahrhunderts herausgefordert und ihr seinen Mannesmuth entgegengestellt. Er erringt sich im Kampfe mit der hergebrachten Frömmigkeit eine selbständige bahnbrechende religiöse Ueberzeugung. Man spricht von einer romantischen Periode Schleiermacher's, und in der That war er durch seine geniale Umgebung in eine romantische Verirrung verstrickt, aber wie gründlich er sich von dieser Verirrung befreit und einen von seinen Genossen gänzlich verschiedenen Geist aufweist, zeigen seine dem Kundigen verständlichen nachherigen Bekenntnisse (Predigten über den christlichen Hausstand S. 42; Predigten IV, 456—471; Nachlaß VI, 49; Praktische Theologie. 457. 458). Aber selbst aus der sogenannten romantischen Periode haben wir den unmittelbaren Beweis, daß Schleiermacher von einem streng sittlichen Ernst beseelt war, davon zeugen die aus seiner Candidatenzeit stammenden, später herausgegebenen Predigten, sowie die ersten von ihm selbst veröffentlichten Predigten, und auch sein Sendschreiben in der Judenfrage. Wie ein inspirirter Seher verkündet er der in die Welt versunkenen Generation das himmlische Mysterium der Religion, und als ein scheinheiliger Servilismus sich erfrechte, die Volksbegeisterung für die Freiheit zu schmälern, hat Schleiermacher wie ein alttestamentlicher Prophet die Schale seines Zornes über das Haupt jenes Sünders ausgegossen. In dem zweiten Vortrag habe ich gezeigt, daß das Geheimniß seiner Kraft in dem lebendigen Glauben an Christus ruhte. Der dritte Vortrag hat das Thema: „Seine Wissenschaft". Die, welche die jetzt häufige Redensart führen, die Theologie ist keine Wissenschaft, kann man getrost auf Schleiermacher verweisen. Es ist anerkannt, daß dieser Theologe mit den Heroen der deutschen Wissenschaft in den allerschwierigsten Disciplinen gewetteifert hat. Trotzdem sagte dieser Mann: „Nichts geht mir über mein Amt", und unter seinem Amt verstand er vorzugsweise die Predigt. Der vierte Vortrag: „Seine Verkündigung" sucht zu zeigen, daß in keiner Leistung die innerste Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit Schleiermacher's so tief und so allseitig sich offenbare, wie in seinen viel zu wenig bekannten Predigten.

Neander kündigte seinen Zuhörern Schleiermacher's Tod mit den Worten an: „Mit diesem Mann wird eine neue Epoche der Theologie beginnen." Aber schon in der Vorrede zur zweiten Auflage des Antignosticus, 1849, klagt Neander, daß man die Bahn Schleiermacher's verlassen und deshalb auf Abwege gerathen sei. Auch an Schleiermacher bewahrheitet sich, daß der Prophet eher außerhalb seines Vaterlandes anerkannt wird, als innerhalb. Eine so verständnißvolle, herzliche und großartige Huldigung, wie 5 Monate vor seinem Tode Schleiermacher in Kopenhagen dargebracht wurde, ist ihm in Deutschland nicht zu Theil geworden. Das sehr schöne deutsche Lied auf Schleiermacher ist von einem jungen dänischen Theologen (Aus Schleiermacher's Leben II, 475. 476), welcher nach Martensen's Andeutung (Aus meinem Leben I, 84) wohl kein Anderer ist als Martensen selber.

Als nun der hundertjährige Geburtstag Schleiermacher's herannahte, erkannte der deutsche Protestantismus aller Orten, daß es Pflicht schuldiger Dankbarkeit gegen Gott und gegen den Mann sei, das Gedächtniß des großen Theologen zu feiern. In Berlin trat eine Vorconferenz von angesehenen freigesinnten Protestanten zusammen, um die Bedeutung Schleiermacher's für das gesammte deutsche Volksleben zu feiern, und zu dem Ende eine Versammlung in die Singakademie zu berufen. Im Namen dieses Vereines erließ Dr. Sydow die ehrenvolle Aufforderung an mich, für diese Versammlung die Festrede zu halten. Ich fühle noch heute, wie drückend mir die Schwierigkeit dieser Aufgabe auf der Seele lag, da ich mir aber sagen durfte, daß ich mit besonderer Vorliebe und Begeisterung mich mit der nationalen Bedeutung Schleiermacher's beschäftigt hatte, so hielt ich es für meine Pflicht, meine Kraft an dieser Aufgabe zu versuchen, um das in mich gesetzte Vertrauen zu ehren. Das Thema und der Inhalt meiner Rede war: „Schleiermacher, eine ihrer Erfüllung entgegengehende Weissagung der deutschen Volkskirche" (Berlin 1868. Reimer).

Nicht bloß beschreibt Schleiermacher die Zukunft, er selber stellt sie dar, seine persönliche Gegenwart ist eine Vorausdarstellung der kommenden Zeit. „Der Mensch gehört der Welt an, die er machen half, diese umfaßt das Ganze seines Wollens und Denkens. So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein

Fremdling, ein prophetischer Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeder Gedanke.“ Der Charakter der Zukunft besteht darin, daß das, was in dieser „schlechten und finstern Zeit“ auseinander ist, geeinigt erscheint. Die Nationalen sind unkirchlich und die Kirchlichen sind unvolksthümlich. Ursprünglicher- und schöpferischerweise ist Nation und Kirche Eins in Christo, in welchem die Nationalität und die Heiligkeit vollendet ist. Diese Einheit ist in Jedem abgeleiteter- und vermittelterweise, in welchem Christus Gestalt gewonnen hat. Auf hervorragende Weise zeigt sich Beides in Schleiermacher: als Derselbige erscheint er uns als deutscher Volksmann auf offenem Plan und als christlicher Kirchenmann im Heiligthum. In ihm ist also vorgebildet und geweissagt die Zukunft der deutschen Volkskirche.

Wenn aber Schleiermacher eine Weissagung ist auf die Kirche der Zukunft, dann kommt es vor allen Dingen darauf an, was er gelebt und gethan hat, und nicht bloß und nicht vornehmlich darauf, was er gelehrt und geschrieben hat. Darauf gesehen ergiebt sich, daß Schleiermacher nach seinem eigenen Maßstab gemessen sich eines großen Versäumnisses schuldig gemacht. Die Censur dieses Versäumnisses beleuchtet die universalkirchliche Bedeutung Schleiermacher's in einem neuen Licht.

Es ist bekannt, daß Schleiermacher einen 15jährigen Kampf über Liturgie und Agende mit dem staatskirchlichen Regiment zu bestehen gehabt und daß er im Jahr 1829 diesen Kampf mit einem theilweisen Nachgeben geendet hat. Jonas und Schenkel, zwei Kämpfer für kirchliche Freiheit und Selbständigkeit, sind durch dieses Ende befriedigt (Aus Schleiermacher's Leben IV, 487. Schenkel: Friedrich Schleiermacher S. 550). Diese Befriedigung ist nur möglich, wenn man die Agendenfrage isolirt und außerdem Schleiermacher nicht nach seiner offenkundigen Gesammtbedeutung, sondern lediglich als Prediger an der Dreifaltigkeits-Kirche betrachtet, das heißt also etwas ganz Wesentliches bei dieser Frage außer Acht läßt. Die Frage über Annahme oder Ablehnung der vom König vorgeschriebenen Agende ist nur der letzte Ausläufer der Verhandlung über die kirchliche Verfassungsfrage. In der Denkschrift an den König von den zwölf Protestirenden, mit Schleiermacher an der

Spitze, in der Vorstellung derselben an den Minister von Altenstein ist die Agendenfrage mit der ganzen Kirchenfrage in Verbindung gesetzt. Und was Schleiermacher betrifft, so war er längst allgemein bekannt als der protestantische Hauptkämpfer in der schwebenden Kirchenfrage. Er selber hat auch über das Ende des Agendenstreites eine keineswegs freudige Genugthuung, ihm war es nicht ein reinliches, sondern ein „klebriges Ende, an dem der Schmutz der Unklarheit und Halbheit hängen blieb". Es wurde den zwölf Protestanten und natürlich vor Allen deren Führer, Schleiermacher, mitgetheilt, daß sie es nur der Gnade des Königs zu verdanken hätten, daß nicht eine Criminaluntersuchung über sie verhängt worden; ihre Verbindung wurde als „Complott" gebrandmarkt, und ihnen wurde ein strenger Verweis ertheilt, und die Gegenvorstellung gegen diesen Verweis, wenn sie überhaupt erlassen ist, durfte öffentlich nicht erscheinen. Kurz, wenn man dieses Ende des 15jährigen Kampfes in seinem geschichtlichen Zusammenhange betrachtet, dann ist dasselbe die Niederlage der kirchlichen Freiheit und der Sieg des sogenannten Summepiskopates. Dieses traurige Ende ist aber die Folge des verfehlten Anfanges.

Als Schleiermacher im Jahr 1804 mit seinem anonymen „Glückwünschungsschreiben an die liturgische Commission" den kirchlichen Kampf eröffnete, hatte er bereits eine reiche Erfahrung unter seinen Füßen. In den Reden über die Religion findet sich Nichts, was so unmittelbar und so stark den Eindruck einer höheren Erleuchtung macht, wie der Catonische Spruch gegen die bestehende Verbindung von Kirche und Staat. Die diesem Spruch zu Grunde liegende Anschauung läßt sich durch alle seine Schriften und Predigten verfolgen. Martensen berichtet, daß Schleiermacher in Kopenhagen wenige Monate vor seinem Tode feierlich erklärte: „Die Theologie muß von der Philosophie und die Kirche vom Staat getrennt werden, sonst kommen wir zur Scholastik zurück." Und wie gründlich ernsthaft und praktisch Schleiermacher mit diesem Grundgedanken umging, das hat er schon gesagt, noch ehe das vorige Jahrhundert zu Ende ging, indem er schrieb: „Ich wollte, wir könnten Alle, die nur um des westphälischen Friedens willen zur Kirche sich bekennen, auf gute Art los werden, und ich bin schon lange damit umgegangen, annehmliche Vorschläge deshalb zu thun (Werke: Theologie

S. 5, 22). Und als er im Anfang des neuen Jahrhunderts sich in der protestantischen Kirche etwas umgeschaut hatte, schrieb er „Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens". Was er gefunden hat in diesem staatskirchlichen Zustand, das deutet er im Voraus an mit den ergreifenden Worten: „Es ist der Schrei des Schmerzes, den ich ausstoße. Wozu ist die Luft? Wozu hat der Mensch eine Stimme und seine Brüder Ohren? Und wer hat mehr Recht zu rufen, als der, dem das Herz brechen will?"

Die göttliche Züchtigung und die dann folgende wunderbare Befreiung des deutschen Volkes hatte die Hoffnung einer neuen kirchlichen Aera erweckt. Der fromme König von Preußen hatte keinen dringenderen Wunsch, als der Erneuerung der Kirche mit seiner königlichen Auctorität und Macht zu Hilfe zu kommen. Zu dem Ende ernannte er eine Commission zur Herstellung einer einheitlichen Liturgie. Dieser Anfang einer neuen kirchlichen Bewegung hatte ja für viele Wohlmeinende einen frommen gewinnenden Schein. Wem aber dieser Anfang einer kirchlichen Reform schlechterdings nicht gefallen konnte, das war Schleiermacher. Wird denn eine einheitliche Form der Liturgie den bewegenden schöpferischen Geist der Predigt, dessen wir so sehr bedürfen, nicht dämpfen? Und dieser kirchliche Anfang trägt wiederum den Stempel der königlichen Majestät, von deren unheiligem Einfluß in religiösen Dingen die Geschichte und Gegenwart unserer Kirche so viele traurige Spuren aufweist! Und der König ernennt diese Commission, ohne daß er das Urtheil der Sachverständigen vernommen! Hier ist Schweigen Verrath, dachte Schleiermacher. Aber anstatt mit offenem Visir aufzutreten, wählt er die Anonymität, und wie absichtlich er diese Form wählt, zeigt er damit, daß er in diesem kirchlichen Kampf mit der höchsten weltlichen Auctorität diese Form noch zweimal gewählt hat. Er war durch die von oben her empfangene Ausrüstung und durch seine bisherigen kirchlichen Leistungen vor Gott und aller Welt legitimirt, mit seinem offenen Namen in diesen Kampf einzutreten. Des ungeachtet nun die Anonymität vorziehen, hieß den ganzen Ernst der Lage nicht vollständig würdigen. Und zu diesem Versteckspiel der Anonymität stimmt sehr wohl der hie und da angeschlagene Ton einer ironischen Ueberlegenheit. Schleiermacher ist sich dessen vollaus bewußt, daß er den Männern der von dem König

ernannten liturgischen Commission an theologischer Tüchtigkeit weit überlegen war, aber diesen Vorzug in witzigen Wendungen geltend zu machen, war mehr attisch, als kirchlich. Es wäre also sehr zu wünschen gewesen, daß dieser erste Gegenschlag christlicher Freiheit gegen den neuen Anlauf staatskirchlicher Bevormundung und Eigenmächtigkeit in den innersten Angelegenheiten der christlichen Gemeinde mit einer höheren kirchlichen Würde sich ausgestattet hätte. Um den weiteren Gang des angesponnenen Kampfes zu verstehen, muß man achten auf die Erfahrungen, welche Schleiermacher in Folge des von oben her wirkenden staatskirchlichen Druckes, insbesondere an der Geistlichkeit zu merken Gelegenheit hatte. Gewöhnlich denkt man in dieser Beziehung nur an „die düsteren Larven, welche auskriechen," an die Verächter der Vernunft und der Wissenschaft, aber die Schäden der Gesinnung und des Charakters sind an sich und auch für Schleiermacher viel schmerzlicher, als die intellectuellen Nachtheile. Es ist der Mühe werth, die desfallsigen Bemerkungen Schleiermacher's zusammenzustellen. „Der ganze faule Sumpf bleibt ja stehen in Staat und Kirche unverrückt." „Die Leute in den Consistorien sind alle so miserabel, daß es unaussprechlich ist." „Bei uns wird es täglich bunter und verrückter" (Act. 1816—1819). „Was für eine Masse von Niederträchtigkeit, Kleinlichkeit und Unwissenheit in allen kirchlichen Dingen offenbart sich in unserer Geistlichkeit. Und wie wenig Anschein ist, daß es damit besser werde" (Aus Schleiermacher's Leben 1824. Bd. IV S. 325)." „Die Servilität in dem Cultusministerium ist ungeheuer" (S. 345). „Die faulste Stelle in meinem Leben ist die Gesangbuchscommission — ich schäme mich, mit ihnen zusammen zu sein und ein Stück Brod mit ihnen zu essen" (S. 347). „Es ist eine immer weitergehende Demoralisation des geistlichen Standes zu erwarten" (S. 353). „Die meisten öffentlichen Vertheidiger der neuen Agende haben äußere Triebfedern" (S. 443) cfr. S. 452. „Das Ministerium wird immer despotischer nach unten, je kriechender es wird nach oben und außen, und das zieht sich dann durch die Consistorien hindurch, ja ich glaube, auch die Superintendenten werden davon angesteckt."

Diese scharfen Urtheile sind vertraulicher Natur, aber nicht weniger streng dem Inhalt nach sind folgende Aeußerungen Schleiermacher's über den geistlichen Stand in Eingaben an die höchsten

Behörden. „Die Geistlichen haben sich bei Annahme der neuen Agende von dem Bestreben, sich den Vorgesetzten gefällig zu bezeigen, leiten lassen.“ Ueber die moralischen Folgen von dem ungeistlichen Verfahren des Kirchenregiments bei der Einführung der Agende braucht Schleiermacher in seiner Eingabe an den Minister von Altenstein folgende starke Ausdrücke: „Jeder kann nicht anders, als mit blutendem Herzen an die Folgen dieser Verfügung denken,“ „es ist ein letzter Angstruf um Hilfe,“ „es ist nicht genug zu beklagen, und wer es verschuldet, mag es vor Gott verantworten,“ „vor den drohenden Uebeln muß man zurückschaudern,“ „die Prediger, welche mit unverantwortlichem Leichtsinn die Agende angenommen, sind die schlechtesten,“ „was haben wir nach solchem Verfahren für einen Geist im geistlichen Stande zu erwarten?“ „wir würden unser Gewissen beladen, wenn wir in diesem letzten Augenblick noch schwiegen,“ „eine in unserer Kirche entstehende Verwirrung und Bedrängniß ist unvermeidlich“.

Aber auch öffentlich hat Schleiermacher sein strenges Urtheil über den moralischen Verfall der Geistlichkeit in Folge des freiheitsfeindlichen staatskirchlichen Verfahrens mehrfach in den Anmerkungen zu den Reden über die Religion ausgesprochen. „Mit den kirchlichen Angelegenheiten kann es nicht auf demselben Punkt bleiben,“ eine Aeußerung aus dem Jahr 1822, die sich 1826 buchstäblich wiederholt (Reden, 4. Aufl., S. 244. Werke: Theol. I, 5, S. 621). „Wenn nicht bald ein frischer Gemeingeist sich entwickelt, dann werden lebendige Frömmigkeit und freisinniger Muth aus dem geistlichen Stande immer mehr verschwinden. Die Zeichen, die dies verkünden, sind deutlich genug, aber aussprechen sollte doch Jeder bei jeder Gelegenheit, daß er sie sieht zum Zeugniß über die, welche ihrer nicht achten.“ „Vorhanden sind die Zeichen eines tief eingewurzelten krankhaften Zustandes in dem religiösen Gebiet, auf welchen mit Liebe, aber auch mit strenger Festigkeit gewirkt werden muß, wenn nicht daraus dem Ganzen der Gesellschaft mehr Nachtheil erwachsen soll, als das erweckte religiöse Leben Einzelner ihr geistigen Gewinn bringt.“

Es entgeht natürlich Schleiermacher nicht, daß dieser beklagenswerthe Kirchenzustand in einzelnen Persönlichkeiten sehr handgreiflich zum Vorschein kommt. Auf eine wahrhaft meisterliche Weise hat

Schleiermacher dieses nachgewiesen in seinem Sendschreiben an den Oberhofprediger von Ammon. „So lavirt das Schiffchen, so schläft der Pol." Schleiermacher berichtet, daß der Professor Augusti sich so weit vergessen konnte, zu sagen: wenn der König nur erst 30 Renitenten abgesetzt hätte, dann würden die Uebrigen sich schon fügen. Marheinecke, der College Schleiermacher's in der Facultät und an der Dreifaltigkeits-Kirche, bewies auf speculativem Wege das absolute liturgische Recht der Fürsten. Der Bischof Eilert, des Königs rechte Hand in den Agendesachen, hat nicht umhin können, eine wahrhaft scandalöse Geschichte von dem Verhalten einer Superintendentur in der Agendeangelegenheit zu erzählen (Friedrich Wilhelm III., Band III, 1, S. 359—361).

Die ganze innere Stellung Schleiermacher's zu der preußischen Landeskirche, die er einmal im Unmuth Hofkirche nennt (Werke: Theol. I, 5, 60), spricht sich aus in dem Worte Schleiermacher's an Gaß, in welchem er ihr gemeinsames Schicksal beklagt, daß sie bei ihrem Scheiden die Kirche Christi in einem so traurigen Zustande zurücklassen müßten.

Es ist kein leeres Wort, wenn Schleiermacher im Hinblick auf die kirchlichen Zustände von seinem blutenden Herzen spricht. Er ist anders gesinnt, als die gelehrten Theologen der Gegenwart, welche sich in ihrem Studium und in ihrem Bücherschreiben durch die seelenverstrickenden Wirren der brennenden Kirchenfragen nicht stören lassen oder, wenn sie einmal auf Synoden erscheinen, entweder stumm bleiben, oder auch einen undeutlichen Ton angeben. Schleiermacher hat auch studirt und hat auch Bücher geschrieben; aber er sagt von seinem größten literarischen Werk, seiner Dogmatik, daß es für sich nicht viel wirken kann (Aus Schleiermacher's Leben IV, 298). Seine Zeit, als dessen Bürger er sich ankündigt, ist immer noch nicht erschienen. Er hört nicht auf seine Freunde, die ihn zum Bücherschreiben antreiben. Es ist ihm eine höchst unangenehme Empfindung, Etwas von sich gedruckt zu sehen. „Was hilft das Schreiben, es ist Nichts damit ausgerichtet, und ich komme mir recht erbärmlich vor, daß ich es nicht lassen kann." „Ich bin zum Schriftsteller nicht gemacht." „Das Schreiben ist ein großes Elend."

Mit dem Leben hat es Schleiermacher zu thun, nicht mit den todten Buchstaben. Der fünfte Band der ersten Abtheilung zur

Theologie enthält 16 Schriften, welche alle mit der lebenden Gegenwart, mit kirchlichen Tagesfragen sich beschäftigen, und zwar gehen sie diesen Tagesfragen ordentlich zu Leibe. Wir haben dies bereits an dem Glückwunschschreiben an die liturgische Commission nachgewiesen, es gilt dies noch in höherem Maße von den beiden Schriften: „Das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten (1824)" und „Gespräch zweier selbstüberlegender evangelischer Christen über die Schrift: Luther in Bezug auf die neue preußische Agende". Diese beiden Schriften durchkreuzen die allgemein bekannten kirchenregimentlichen Intentionen des Königs Friedrich Wilhelm III.; die erste Schrift bekämpft das sogenannte liturgische Recht der Fürsten, die zweite ist gradezu eine Streitschrift gegen den königlichen Schriftsteller, denn es ist außer Zweifel gestellt, daß die Schrift: „Luther in Bezug auf die neue preußische Agende" Friedrich Wilhelm III. zum Verfasser hat (Eilert T. W. III, S. 334). In diesen beiden Schriften setzt Schleiermacher einen casus belli (Kriegsfall). Von dem jus liturgicum sagt er: „Nur der hält sein Gewissen rein, welcher niemals durch Wort oder That stillschweigend oder ausdrücklich in irgend etwas willigt oder an einer Handlung theilnimmt, welche sich auf ein solches Recht stützt. Von den Geistlichen, wenn sie nicht in jedem solchen Fall die bestimmteste, eifrigste und beharrlichste Protestation einlegen, muß man leider sagen, daß sie Miethlinge sind, welche fliehen, wenn der Wolf kommt" (Werke: Theol. I, 5, 565). Die zweite Schrift stellt einen Bruch in Aussicht. „Wenn das erst Ueberzeugung geworden ist, daß mit einem solchen Zustand der Geist der evangelischen Kirche nicht bestehen kann, dann fordert das Gewissen mehr. — Es kommt ein Augenblick, wo der Funke hervorbricht, und Alle fühlen den elektrischen Schlag und sind wie zu einer Kette verbunden. Und es sollten sich nicht so Familien finden und nicht ein Geistlicher, der es wagen könnte, den Dienst des Wortes nur als eine Nebensache zu behandeln?" (ebd. S. 613). Also eine Ausscheidung nach Art der Brüdergemeinde. Schleiermacher nennt dieses Gespräch ein letztes Wort, oder ein erstes, nämlich, ein letztes, wenn der bisherige Zustand ohne Gewissensverletzung noch zusammenhält, ein erstes, wenn es Ernst wird mit dem neuen Anfang. Der erste Fall ist eingetreten, da Schleiermacher den Compromiß angenommen hat.

Ohne Frage steht Schleiermacher in jenen Zeiten allgemeiner Schwachheit und Feigheit in den theologischen und pastoralen Kreisen da als ein tapferer Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit der evangelischen Kirche. Er, der nicht zu den Weichlichen und Aengstlichen gehörte, hatte fortwährend die Vorstellung und sprach sie auch aus, daß er mit Amt und Existenz in ernstlichster Gefahr schwebe (Briefe II, 352. 367. 382. 398. 399. 401. 402. 403. 404). Und doch bleibt es eine offene Frage, ob Schleiermacher in jener Krisis wirklich das gethan hat, wozu er sich nach seiner inneren und äußeren Stellung für berufen halten mußte. Er selber ist nicht sicher, „ob er ganz seine Schuldigkeit gethan"; er schreibt am 9. April 1824: „In den kirchlichen Angelegenheiten habe ich Nichts gethan, als was ich mußte, und ich glaube fast auch Alles, was ich mußte (Briefe II, 352)."

Wir haben gesehen, daß Schleiermacher von dem wachsenden sittlichen Verderben, welches in der evangelischen Geistlichkeit durch die absolutistische weltförmliche Behandlung der Kirchenangelegenheiten erzeugt und verbreitet wird, ein kräftiges Bewußtsein gehabt hat. Er weiß, daß die einzelnen Verderbnisse dieser Art ihre Wurzel haben in der „Vermischung von Staat und Kirche" (Werke I, 5, 614), „in dem Zwitterwesen von Staatsdienst und Kirchendienst" (a. a. O. S. 603, 605), „in welchem die beiden Schwerter nicht gesondert sind" (S. 614), „wodurch die Kirche den Charakter eines politischen Instituts erhält" (S. 597). Wozu anders hat Gott ihm die heilige Nothwendigkeit der Scheidung der beiden Regimente so tief in's Herz gesenkt, daß er mit der Stimme eines heiligen Wächters vom Himmel seinen Catonischen Spruch in die Morgenstunde des neuen Jahrhunderts hinausrufen und demnächst in dem Geiste dieses Spruches auf offenem Plane wirken sollte? War er nicht bestellt, wie der Prophet Ezechiel, zum Wächter über das Haus Israel? Und als er nun, wie wir nachgewiesen, das Schwert kommen sah, mußte er da nicht mit seinem Namen offen hervorgehen und im Angesichte des ganzen Volkes vor den Riß treten? Ist es nicht eine große Verfehlung, daß Schleiermacher sogar in Bezug auf die Schrift über das liturgische Recht der evangelischen Fürsten, in welcher er mit großem Nachdruck auf das Gewissen der Geistlichen sich beruft, selbst seinem Freunde Gaß seine Autorschaft

zu verhehlen sucht? Und dieser schwächlichen Anonymität jener Schrift entspricht es, daß dieser pacificus sincerus da, wo er sich auf's Höchste versteigt, nichts Größeres verlangt, als die „beharrlichste Protestation", als wenn ein mit höchster Gewalt bewaffneter staatskirchlicher Befehl durch eine Protestation unwirksam gemacht werden könnte. Nun, die dritte anonyme Schrift verlangt wirklich eine That, aber eine solche, welche der vorausgesetzten Situation nicht im allerentferntesten entspricht.

Es wird vorausgesetzt, daß die kirchliche Cabinetsregierung noch weiter vorgeht, dann soll die rettende That darin bestehen, daß der Geistliche mit einer kleinen Anzahl von Familien ausscheidet, und man kann nicht anders sagen, den Weg der Sectenbildung betritt. Nein, eine so hervorragende kirchliche Kraft, wie Schleiermacher, ist für etwas Größeres geschaffen und berufen. Das Lob der Bescheidenheit wird hier durch den Mangel an Glauben erstickt. Wenn eine solche Gewissensnoth, wie angedeutet ist, eintritt, dann muß der erleuchtete Theologe nicht in anonymen, halbironischen, schwerfälligen Schriften seinen Dissensus kundgeben, sondern angethan mit der ganzen Gottesrüstung im scharfen Gegensatz gegen das falsche Kirchenthum die göttliche Heiligkeit, Hoheit und Herrlichkeit der wahren Kirche vor allem Volk anschaulich machen, dergestalt, daß eine Entscheidung erfolgen muß, entweder so, daß das falsche Kirchenthum Buße thut und umkehrt, oder sich verhärtet und zur Verfolgung entschließt. Hätten die anonymen polemischen Schriften Schleiermacher's diesen hohen reformatorischen Kirchencharakter, dann ist allerdings anzunehmen, daß eine Kirchenregierung, welche eine streng gewissenhafte Vereinigung von Geistlichen ein „Complott" nennt und mit strengem Verweis bestraft und außerdem mit Criminalverfahren droht, mit Amtsentsetzung und Gehaltsentziehung vorgegangen wäre. Schleiermacher kennt nicht bloß diesen Weg des gewaltsamen Abbruchs der geordneten und gewohnten christlichen Thätigkeit, sondern hat ihn auch gesegnet als die strengste Nachfolge Christi (Predigten X, 184—190).

Wir stehen jetzt im Ganzen und Großen noch unter denselben Zeitverhältnissen und können daher auch die Folgen dieses angenommenen Falles übersehen. Wir setzen also den Fall, daß Schleiermacher seinen christlichen Mannesmuth und sein großes theologisches

Rüstzeug aufbietet, um die falschen Propheten in Schafskleidern, welche den wohlmeinenden, aber unkundigen König verleiteten, vor allem Volk zur Rechenschaft zu ziehen und er in Folge davon ein Opfer geworden wäre. Es konnte nicht fehlen, in jener Zeit, welche noch in der Luft der begeisterten Freiheitsbewegung athmete, würde sich um diesen glaubensmuthigen und geistvollen Führer eine Phalanx von theologischen Genossen gebildet, und die freiheitliche Gesinnung in den Laienkreisen würde an dem leuchtenden Vorgang Schleiermacher's einen christlichen Halt gefunden haben. Aus dem deutschen Protestantismus hätte sich eine auserwählte Freikirche gebildet, aber mit ausgeprägtem volksthümlichen Kirchencharakter. Jetzt leidet Schleiermacher's Theologie unter der Wucht unzähliger Mißverständnisse und Mißdeutungen, und seine Proteste in dem Sendschreiben an Lücke haben ihm wenig genützt. Jene That dagegen würde eine Masse von wohlgemeinten oder boshaften Einwendungen mit einem Schlage vernichten. Und so wie Luther in dem Kampf mit dem Papstthum über seine ersten Anfänge hinausgeführt worden ist, so auch würde es Schleiermacher ergangen sein, wenn er in dem weiteren Kampf um's Dasein mit der verfesteten Staatskirche seinen Geist hätte üben müssen. Nothwendig hätte seine Lehre von der Sünde sich vertiefen müssen, und in der steten unmittelbaren Berührung mit dem falschen Kirchenthum, in welchem Lüge und Bosheit sich mit der Gewalt bekleidet, würde er die biblische Voraussetzung von der Existenz und Macht des Fürsten dieser Welt verstehen und würdigen gelernt haben. Und in diesem, durch tägliche Erfahrung verstärkten Lichte, würde ihm auch das Verständniß des biblischen Wunders aufgegangen sein. Auf diesem Wege der thatsächlichen Erfahrung, also nicht auf dem Wege des Buchstabens, sondern auf dem Wege des Geistes, wäre Schleiermacher's Theologie biblisch geworden.

Wie ganz anders würden die Jahre 1838 und 1848 in unserer deutschen Culturgeschichte dastehen, wenn Schleiermacher, anstatt sich mit einem armseligen Compromiß zu begnügen, dem Kirchenregiment ein protestantisches Ultimatum übergeben hätte! Wie hell glänzt die That der 7 Göttinger Professoren! Es handelt sich um die Heiligkeit des Eides; wo sind die Theologen, die Wächter des Gewissens, die Hüter des Heiligthums? Vergebens rufen Jakob

Grimm und Christoph Dahlmann, und der Letztere ist bis an sein Ende der öffentliche Ankläger gegen die herrschende Theologie und Kirchlichkeit geblieben. Wo ist Lücke, der begeisterte Schüler und Freund Schleiermacher's? Während die Sieben als arme Exulanten nach tapferer That zur Abreise rüsten, irrt Lücke rath- und thatlos in Göttingens Straßen. O, wäre es doch zu einer kirchlichen Neugestaltung gekommen, diese Gemeinde hätte durch begeisterte kraftvolle Zustimmung die That der Sieben zu einem neuen Anfang der öffentlichen Moral geweiht. Und was wäre es für ein Segen gewesen, wenn das stürmische Jahr 1848 auf deutschem Boden einen aus dem Geiste erneuerten Anfang des Protestantismus vorgefunden hätte! O, diese schreckliche Verwirrung, Wüstheit und Ohnmacht in der protestantischen Kirche jener Tage. Hätte Schleiermacher's Theologie einen organischen Leib gehabt, dann hätte es in jenen wüsten Tagen einen festen Halt gegeben, um welchen sich gesunde freiheitliche Entwickelung gestalten konnte. Man sage nicht, daß diese Rückschau unfruchtbar ist. Ueber die Irrthümer, Versäumnisse, Sünden, Aergernisse und Schanden der Kirche wird im Himmel genau Buch gehalten, und der Geist läßt nicht ab, das Gewissen der Gläubigen zu erwecken, bis sie das Schuldbuch der Vergangenheit lesen, verstehen und mit den Thränen ihrer Reue die Flecken auslöschen.

Es bleibt dabei, was ich am Schleiermacher-Fest 1868 behauptet habe, Schleiermacher ist eine Weissagung der zukünftigen Volkskirche, und diese Weissagung geht ihrer Erfüllung dergestalt entgegen, daß wir, was er in seiner Zeit versäumt hat, in unserer Weise wieder gut zu machen suchen.

XXXVI. Gottes Wege auf deutscher Erde.

Große Ereignisse und große Gedenktage habe ich erlebt, bin Gott dankbar für die in diesen großen Thatsachen enthaltenen Mahnungen und Anregungen. Da ich die Zerrissenheit und Ohnmacht unseres deutschen Vaterlandes schmerzlich und persönlich erfahren

hatte, habe ich unter dem Jubel meines Herzens die Auferstehung des neuen deutschen Reiches und den Beginn des protestantischen Kaiserthums begrüßt. Andererseits ist es mir auferlegt, die Steigerung des antichristlichen Papstthums stufenweise anzuschauen. Neben und außer Schleiermacher's und anderer hochverdienter deutscher Männer Gedenktag hat mir geleuchtet das hohe Fest des großen Luther. Je mehr ich im tiefsten Innern an diesen Ereignissen und Erinnerungen Theil genommen, desto mehr ist mein Gemüth erschüttert im Auf- und Niederwogen von Freud und Leid, von Hoffnung und Furcht. Die Seele bedarf eines Gegengewichtes, einer Beruhigung.

Aber es giebt auch eine künstliche Ruhe. Wenn die Flügel der Begeisterung für das Große in den Ereignissen und Erinnerungen ermatten, wenn der Haß und der Abscheu gegen das obwaltende Böse sich abstumpft und durch Angewöhnung sich allmählich beschwichtigt, dann ziehen Viele ihr Interesse an dem öffentlichen Wesen und Leben zurück und beschränken ihre Theilnahme und ihre Thätigkeit auf die engen Kreise des Privatlebens. Man kann wohl sagen, daß dies gegenwärtig die herrschende Stimmung ist, die natürliche Abspannung nach großen jahrelangen Aufregungen in den politischen, kirchlichen und socialen Gebieten. Diese künstliche Ruhe in der drückenden Schwüle der öffentlichen Atmosphäre ist eines Volkes, ist der Menschheit unwürdig.

Zu allen Zeiten steht dem Volke Gottes eine Ruhe zu Gebote, welche nicht künstlich und nicht weichlich ist, denn sie ist eine Erquickung nach der Arbeit und eine Stärkung für die künftige Thätigkeit. Der Geist kann sich erheben aus den Labyrinthen der unmittelbaren Gegenwart und der nächsten Vergangenheit in das Reich der Thaten Gottes, welche sich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende erstrecken. Wer mit empfänglichem Sinn herantritt, schaut in dem großen göttlichen Drama der Menschheit- und Völkergeschichte ein wunderbares Licht, welches für diese unsere Schülerbank der Gegenwart hinreichendes Verständniß gewährt. „Er hat seine Wege Mose wissen lassen und die Kinder Israels sein Thun" (Ps. CIII, 7). Die Geschichte Israels, verzeichnet in dem classischen Denkmal der göttlichen Offenbarung, giebt die Anweisung, die Wege und Spuren Gottes in den Geschichten der Völkerwelt zu verstehen. Wir Deutsche sind von Gottes Gnaden in dieser Hinsicht bevorzugt,

indem es uns vor Anderen erleichtert ist, an der Hand der Bibel in unserer Volksgeschichte Gottes Führungen zu erkennen und zu verstehen. Dieser Vorzug ist aber auch mit einer schweren Verantwortlichkeit verbunden, denn wenn wir uns dieses Vorzugs unwürdig erweisen, dann werden die Ersten die Letzten werden.

Seit ich nun erkannt habe, daß jeder deutsche Mann, zumal ein Theologe, den Beruf hat, an der Mission, die unserem Volke von Gott gegeben ist, thatkräftig mitzuarbeiten, habe ich mich ernstlich bemüht, durch das, was Gott an unserem Volk gethan hat, die Bestimmung, welche uns in der Völkergeschichte von höchster Hand aufgegeben ward, zu verstehen und mir anzueignen.

Jeder Strahl, den ich aus diesem Heiligthum der göttlich-menschlichen Geschichte empfangen habe, hat mir über die quälenden Räthsel der verwirrten Gegenwart Licht gegeben und hat mir in dem, was ich als meine persönliche Aufgabe erkennen muß, Trost, Kraft und Hilfe gewährt. Als nun mein Freund, der Prediger Hülle in Berlin, mich aufforderte, für seinen „Evangelisch-kirchlichen Anzeiger" eine Reihe zusammenhängender Artikel über die Aufgabe der kirchlichen Gegenwart zu schreiben, habe ich es gewagt, in dem oben erörterten Sinn in 8 Abschnitten „die Wege Gottes auf deutscher Erde" zu beschreiben (Gottes Wege auf deutscher Erde. Abdruck aus dem Evangelisch-kirchlichen Anzeiger. Berlin 1880).

Sehr beschämend und demüthigend ist die Wahrnehmung, daß die Kirche Christi vielfach die Bahnen der Welt betreten und in denselben noch heute beharrt, aber tröstend und ermuthigend ist die andere Wahrnehmung, daß Gott mit sichtbaren Fußtapfen seine Wege in unseren deutschen Boden eingegraben hat. Es ist jetzt die Stunde der großen Weltenuhr, daß die deutsche Christenheit sich besinnen soll über ihren bisherigen Gang, um durch Anschauen und Beherzigen der Wege Gottes auf deutscher Erde ihre Irrgänge in das Weltwesen hinein durch den Schmerz wahrer Buße und durch ungesäumtes Eingehen in die handgreiflichen Winke und Zeichen Gottes, die Versäumnisse und Missethaten der Vergangenheit zu sühnen und somit aus der unvollkommenen Gegenwart unter dem immer bereiten Beistand des heiligen Geistes eine bessere Zukunft herbeizuführen.

An demselben Tage, an welchem das vorbildliche Volk Gottes

geboren wurde, offenbarte sich auch das Geheimniß der Wege Gottes auf Erden. Ein flammendes und schirmendes Zeichen geht dem Volke Gottes voran; dieses Zeichen führt Israel durch die grausige Wüste und durch große Wassertiefen. Dieses Zeichen der Gegenwart Gottes bezeichnet und beschreibt den Weg Gottes als die himmlische Führung und Wegbahnung für Israel. Das ist uns zum Vorbilde geschehen und geschrieben.

Man wähne nicht, daß das Erkennen der Wege Gottes nur den Weisen und Klugen vorbehalten sei, nein, es ist aufgeschlossen für Alle, welche glauben, und namentlich auch für die Einfältigen. Freilich, die träge und gleichgültige Einfalt schaut Gottes Wege und Werke nicht, sondern die kindliche Einfalt, welche mit angeborenem heiligen Verlangen nach Nichts begieriger fragt und forscht, als nach göttlichen Geheimnissen. Wohlan, laßt uns uns aufmachen und Gottes Wege auf unserem deutschen Boden aufsuchen! In diesen heiligen Höhen und Tiefen athmen wir Himmelsluft, die uns bewahrt und schützt vor den geistigen Dünsten, die über den Sümpfen der gegenwärtigen Welt sich entwickeln.

In den Anfängen der deutschen Christenheit stehen als bedeutsame Zeichen aufgerichtet die beiden Namen Ulfila und Gregor der Große. Die Sprachkenner und die Theologen sind darin einig, daß Ulfila's gothische Bibelübersetzung nicht das Erzeugniß einer Buchstabengelehrtheit ist, sondern aus dem Born eines tiefen Geistes geboren ist. Ulfila hat Christus geliebt und hat sein Volk geliebt, und die gothische Bibelübersetzung ist das Erzeugniß der Vermählung des christlichen Geistes mit dem ältesten Dialekt der deutschen Zunge. Das grundernstliche Bestreben Ulfila's ist darauf gerichtet, den biblischen Inhalt dem unmittelbaren Bewußtsein seines Volkes nahe zu bringen, zu dem Ende gebraucht er Ausdrücke des gemeinen Lebens, nöthigt aber den Leser, einen höheren Sinn hineinzulegen, wobei es charakteristisch ist, daß Ulfila zur Bezeichnung des christlichen Innenlebens deutsche Worte gebraucht, wie Glaube, Liebe, Sünde, dagegen zur Bezeichnung des äußeren Kirchenlebens fremde Ausdrücke entlehnt, wie Bischof und Priester. Gregor der Große sah auf dem römischen Sklavenmarkt sächsische Knaben von der britischen Insel. Diese Knaben von glänzend weißer Farbe, edlem Angesicht und schönem Haarwuchs kommen dem römischen Bischof

nicht wieder aus dem Sinn, und als er nun erfuhr, daß die Angelsachsen noch in den Finsternissen des Heidenthums wandeln, ergreift ihn tiefer Schmerz, daß unter der Stirn von solcher Anmuth eine Seele wohnt, die fern ist von der Gnade. Als Gregor Papst geworden, sendet er nach Britannien Missionare, und von der blühenden christlichen Pflanzung unter den Angelsachsen wird die folgenreiche Bekehrung der Deutschen bewirkt. Ein späterer Papst schrieb an den König der Angelsachsen: „Die göttliche Barmherzigkeit hat sich herabgelassen, die kalten Herzen der Völker an den Enden der Erde mit dem Feuer des heiligen Geistes zu seiner Erkenntniß zu entflammen."

Es ist, als ob der Herr aus dem schweigenden Geheimniß der Ewigkeiten hervortritt und unseren deutschen Boden mit seiner Gnadengegenwart berührt. Die Augen und die leuchtende Stirn deutscher Jugend entflammt in einem christlichen Herzen die thatkräftige Hoffnung auf eine neue geheiligte weltgeschichtliche Volkskraft. Und nicht weniger göttlich ist jenes frühere Zeichen, daß ein Deutscher den himmlischen Ruf vernimmt, aus dem tiefsten Schacht unserer angeborenen Sprache das reinste Gold heraufzuholen, um damit die göttliche Offenbarung in unserer Zunge zu deutschen Herzen reden zu machen.

Wenn wir den Gang Gottes auf unserem Boden weiter verfolgen, so tönt uns entgegen das begeisterte Wort in der Vorrede zum salischen Gesetz: „Es lebe Christus, der die Franken liebt." Christus hat Eingang gefunden in deutschen Herzen, er hat seinen Thron aufgeschlagen in der ältesten deutschen Kirche. Es ist für die deutsche Christenheit wohlthuend, daß unser erster deutscher Kaiser erklärt, jener heidnische Cäsarcultus, den auch die ersten christlichen Kaiser in Byzanz, Rom und Ravenna nicht abgethan, müsse mit der Wurzel ausgerissen werden. Wir besitzen zwei Denkmäler aus den Zeiten, welche auf die ersten Anfänge des Christenthums auf deutscher Erde folgen, die uns den thatsächlichen Beweis liefern, daß das Christenthum der ältesten deutschen Kirche Gemüther gefunden, die nicht bloß mit tiefem Verständniß das Evangelium aufgenommen, sondern auch volksthümliche Herolde des wahren und lebendigen Christus für ihre Stammgenossen geworden sind. Es

sind zwei aus freiem Geiste geschaffene Dichtungen, welche in deutscher Sprache die evangelische Geschichte dem Volksverständniß entgegenbringen: die eine stellt das Christenthum in der treuen Nachfolge des himmlischen Königs als die vollkommene sittliche Thatkräftigkeit und Tapferkeit dar, die andere ist geeignet, das deutsche Gemüth für die mystischen Tiefen des Evangeliums aufzuschließen. In diesen beiden Dichtungen des neunten Jahrhunderts, im Heliand und im Krist, finden wir veranschaulicht, was der Elsässer Karl Candidus in dem Titel seiner sinnigen Dichtung: „Der deutsche Christus" im neunzehnten Jahrhundert andeutet.

Obwohl Christus durch zweimaliges Gericht über Jerusalem der Menschheit kund gethan, daß eine bleibende Verbindung seiner Kirche mit einem bestimmten Ort der Erde in eine unerlaubte Verweltlichung seines himmlischen Reiches ausschlägt, hat doch die scheinheilige Erhebung Roms zur Ehre eines zweiten Jerusalems stattgefunden. Obwohl Gregor der Große den Titel „eines allgemeinen Bischofs" für das Zeichen eines satanischen Hochmuthes erklärt, hat der Papst Gregor VII. sich das alleinige Recht beigelegt, diesen Titel zu führen. Aber lange vor der deutschen Kirchenreformation hat die deutsche Zunge gegen das römische Papstthum protestirt und ein Zeichen gegeben, daß auf deutschem Boden die Schlacht gegen den scheinheiligen Romanismus geschlagen werden wird. Der Erzbischof Eberhard von Salzburg hat 1241 in einer geistlichen Versammlung folgende Klage erhoben: „Vor 170 Jahren hat Hildebrand (Papst Gregor VII.) unter dem Schein der Religion das Fundament des antichristlichen Reiches gelegt. Wir Deutsche, Angehörige der christlichen Nation, sind Knechte jener babylonischen Priester; wären wir Männer wie unsere Väter, dann würden jene uns fürchten; unsere Laster sind es, auf denen ihre Macht beruht."

So tief ist die Kirche des Mittelalters in die Welt versunken, aber um so wunderbarer sind die Stimmen, welche aus der Tiefe emporsteigen und mitten in der deutschen Wüste Gottes Fußstapfen offenbaren. An dem Tage, als der Papst sich mit des Kaisers Schwert verbündet, hat der Engel vom Himmel gerufen: „Heute wird im Heiligthum Gift ausgeschüttet", und Walter von der Vogelweide ruft: „Der Engel hat uns wahr gesagt, und alle Zungen sollen Wehe rufen und Gott bitten, daß er nicht länger wolle

schlafen.“ Tauler predigt: „Alle, die Gottes werden wollen, müssen in sich selber einkehren.“ Heinrich Suso ermahnt: „Sammle dich aus aller Aeußerlichkeit in stilles Schweigen“ und die deutsche Theologie lehrt: „was Adam und Christus sei und wie Adam in uns sterben und Christus erstehen soll.“ In dieser Verinnerlichung einer stillen unartikulirten Hoffnung deutscher Herzen enden im Mittelalter Gottes Wege auf deutscher Erde.

Weder konnte das Wort Sünde aus dem Sprachgebrauch, noch das Zeichen des Kreuzes aus der Erscheinungswelt getilgt werden, aber Beides war in der päpstlichen Kirche gefälscht. Das ist nun das Wesen der Kirchenreformation, daß Gott die Wahrheit jener beiden in Rom gefälschten Merkmale des Christenthums in der großen Seele Luthers so aufgerichtet hat, daß die Menschheit an dieser Offenbarung Gottes sich wiederum zurecht finden kann. Wer, wie Luther, den Blitz der heiligen Majestät in der Tiefe der Seele gefühlt hat, der kommt nicht eher wieder zur Ruhe, als indem er in derselben Tiefe der Seele die heilige Gottesoffenbarung in dem Gekreuzigten mit unzweifelhafter Gewißheit erfährt und erlebt. Weil Luther diese Erfahrung gemacht hat, nennt er sich einen Theologen des Kreuzes. Auf Grund seiner Erfahrungen nimmt Luther das große Instrument der deutschen Volkssprache in die Hand, stimmt dasselbe mit kunstreichem Geschick und läßt dann in den sanftesten und gewaltigsten Lauten deutscher Zunge das alte Evangelium als verjüngte, an die Gegenwart gerichtete Offenbarung erschallen. Und um diese Predigt in einer Sprache, die zum ersten Mal allen deutschen Stämmen mundgerecht war, sammelte sich eine Gemeinde, die sich frei von Rom und los vom Papstthum unter die alleinige Herrschaft Christi und seines heiligen Geistes stellte.

Die Reformation hat zwar das apostolische Wort wieder auf den Leuchter gestellt, aber die Mahnung des Petrus in Betreff des prophetischen Wortes (2. Petr. 1, 19) hat sie nicht beherzigt. Und so wandeln wir noch heute hinter dem Irrlicht einer falschen unbiblischen Weltanschauung, während es im Herzen finster ist. Nach dem prophetischen Wort ist das Weltreich, von dem babylonischen Nimrod an bis zu dem apokalyptischen Thier, im Besitz der Macht über die Erde. Während des gegenwärtigen Weltlaufs walten auf Erden zwei Geister, der Geist der Gottesordnung, welcher durch die

Obrigkeit von Gottes Gnaden das Böse straft und das Gute schützt und der Geist der Widergöttlichkeit, der die Gewalt zur Unterlage der aggressiven Gottesfeindschaft macht. Diese beiden Geister ringen mit einander, bis der widergöttliche Geist die gesammte Macht in die Hand bekommt und damit das Geheimniß der Bosheit vollendet, welche Vollendung des Bösen durch Vollendung des Guten in Geduld und Glauben der Heiligen überwunden wird. Die Napoleonische Weltherrschaft hat die schlafenden Völker wach gerufen und die scheinheilige Weltanschauung erschüttert. Der deutsche Glaube ist es gewesen, der den Fürsten des neuen Weltreiches überwunden hat. Aber unser Sieg über das neue antichristliche Weltreich ist noch immer bei weitem nicht vollständig. In dem Angesicht des deutschen Mannes, den Napoleon selber durch seine kaiserliche Acht als das Haupt der heiligen Schaar gezeichnet hat, zeigt sich immer mehr „ein tief verschlossener Schmerz", und als ein letztes Vermächtniß hat der Freiherr von Stein diesen gewaltigen Ernst vor unserem gegenwärtigen Kaiser Wilhelm I. in folgenden, noch heute gültigen Worten ausgesprochen: „Die Zeit ist nicht süß und sanft; die westfälischen Stände hätten den vollen Ernst und die ganze Furchtbarkeit, welche die Zeit in ihren Eingeweiden trägt und wie ihr nur mit starken, heroischen Mitteln zu begegnen ist, dem König mit ehrlichster, grader Offenheit schildern und darstellen müssen." Es ist noch Keiner gekommen, der dieses Wort des Freiherrn von Stein sich angeeignet und bethätigt hat.

Aber trotz alledem sei gelobet Gott, der Herr, daß er, wie in vergangener Zeit, so auch im Anfang dieses Jahrhunderts unseren deutschen Boden mit seiner Gnade aus der Höhe angesichts der Welt heimgesucht hat.

Von Luther's Rath an den Hochmeister Albrecht, eine falsche Geistlichkeit in eine vernünftige Weltlichkeit zu verwandeln, bis zu der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871, ist eine aufsteigende Linie, auf welcher die Großthaten unseres Gottes die Stationen bilden. Es ist nicht in unser Belieben gestellt, ob wir in dieser geschichtlichen Heerstraße die Wege Gottes erkennen wollen, oder nicht; wir sind als Christen verpflichtet, hier die Spuren Gottes auf unserem Boden zu schauen und anzubeten, und soll diese Anschauung ein Bestandtheil unserer Gesinnung werden. Das

hervorragendste Merkmal des neuen deutschen Reiches ist, daß unser kaiserliches Oberhaupt unabhängig von dem römischen Papstthum gestellt ist, und es kann somit die staatliche Natur des neuen Reiches ungetrübt durch die falsche Geistlichkeit römischer Satzungen zur Erscheinung kommen. Andererseits hat sich zu gleicher Zeit die Anmaßung des Papstthums bis zu der schwindelhaften Höhe der Unfehlbarkeit gesteigert. Damit ist nun die seit 1500 Jahren verfehlte Kirchenfrage auf die Tagesordnung gesetzt. Es ist für einen Gewinn zu achten, daß bei uns, nach Lage der öffentlichen Dinge, diese Frage so gestellt ist, daß sie in den engen Räumen der Schulweisheit oder durch die geheimen Künste der Diplomatie nicht erledigt werden kann; auf offenem Plan muß die entscheidende Verhandlung geführt werden, und das lösende Wort muß klar und licht sein wie der helle Tag. Das neue deutsche Reich ist eine mit Zeichen und Wundern ausgestattete weltgeschichtliche Thatsache. Die Kirchenfrage ist von Gott für das deutsche Gewissen auf die Tagesordnung gesetzt, und sie wird nicht eher von der Tagesordnung abgesetzt, bis das Gericht den Gemeinden die Antwort sagt.

Gottes Wege haben nicht bloß ein Ende, sondern auch ein herrliches Ziel. Das letzte Ziel heißt „eine Stätte Gottes bei den Menschen". Wer wird gelangen an dies heilige Ziel der Wege Gottes? Wer darf mit fester Zuversicht hinschauen auf diese Sttäte des ewigen Sabbaths? Wer von seinem Standort aus die ursächliche Verbindung der Bethlehemschen Nacht und Niedrigkeit mit jenem himmlischen Jerusalem, „der hochgebauten Stadt", vollziehen kann, der wandelt mitten unter den Finsternissen der Welt im Licht, der gelangt zum seligen Ziel. Wir sollen nur nicht vergessen, daß das Licht, das unser Herz erleuchtet, uns nicht gegeben ist, um darin auszuruhen, sondern um darin zu wandeln. Wer Jesu nachfolgt, der gelangt an's Ziel. Werde Licht, denn dein Licht kommt, das sei an jedem neuen Tage unser Morgenpsalm!

Die Anfänge des Verderbens in dem Papstthum und in dem Territorialismus auf evangelischem Boden haben im Lauf der Jahrhunderte ihr Maß erfüllt, und es naht nunmehr die Stunde, daß die wahren Christen beider Confessionen, um die Krone und Majestät Christi gegen die antichristlichen Usurpationen zu vertheidigen, sich sammeln müssen um das Panier: Los von jeder

Verweltlichung des Christenthums, sei es im Romanismus, sei es im Cäsareopapismus! Tacitus nennt drei Ideale der germanischen Stämme: „Wahrheit, Freiheit, Sittenreinheit". Die gegenwärtig herrschende Seichtigkeit und Verderbniß ist so groß, daß diese deutschen Ideale mit Vernichtung bedroht sind. Wir brauchen schöpferische Kräfte, welche durch hohe Beispiele in großem Stil, durch eine heroische Tugend eine neue religiös-sittliche Aera in's Dasein setzen. Diese Kräfte wohnen nicht in einer Secte oder einem Conventikel, sondern nur in einer volksmäßigen Gemeinde, welche in täglichem, ungehemmtem Verkehr mit dem oberen Heiligthum steht. In dieser Gemeinde, welche, wie Luther lehrt, nicht Kirche heißen sollte, sondern „das heilige Volk Gottes", werden die hohen deutschen Ideale erhalten und zur vollendeten Verwirklichung erhoben.

Wir Heidenchristen sind nach der Anweisung des Heidenapostels berufen, ein neues Alphabet zu schaffen, durch welches das Geheimniß Gottes den Juden wieder lesbar wird. Heilige Personen und in Gott gethane Werke, Beides auf den Höhen des öffentlichen Lebens, das sind die Buchstaben dieses neuen Alphabets. Diese Offenbarung wird das harte Herz Israels schmelzen wie Wachs, und sie werden niederfallen und bekennen: „Das ist der Gott Abraham's, der unter den Heiden sein Zelt aufgeschlagen, und wir wußten es nicht."

So helfe denn, wer die Wege Gottes schaut, daß wir diesem nächsten Ziele entgegenkommen, und wer beten kann, versenke sich in das unaussprechliche Seufzen des Geistes, daß das aus dem Geiste geborene Volk Gottes als die weltüberwindende Offenbarung Jesu Christi erscheine.

XXXVII. Protestantische Vorträge in Bremen.

Nachdem ich während des dritten Protestantentages, der um Pfingsten 1868 in Bremen abgehalten wurde, in der alten „Herberge Gottes", wie Bremen einst genannt wurde, Bekanntschaften bei

beiden kirchlichen Parteien angeknüpft, wurde ich von freigesinnten Kaufleuten und Advocaten aufgefordert, in dem kommenden Winter kirchliche Vorträge zu halten. Ich glaubte, meine unfreiwillige Muße nicht nützlicher anwenden zu können, als wenn ich dieser Aufforderung Folge leistete. Da ich auf beiden Seiten des kirchlichen Gegensatzes in Bremen achtbare und gewichtige Persönlichkeiten kennen gelernt, so schien es mir lohnend zu sein, wenn ich durch meine vermittelnde Stellung helfen könnte, die getrennten Parteien zu einer in Wahrheit begründeten gegenseitigen Anerkennung und zu einer in Liebe thätigen kirchlichen Gemeinschaft zu verbinden. Diesen christlichen Zweck glaubte ich aber auf keine Weise besser erreichen zu können, als wenn ich aus der Kirchengeschichte diejenigen Momente klar zu stellen suchte, bei deren Verfehlung die gegenseitig sich verneinenden Standpunkte ihren Ursprung haben.

Wie die Erforschung der Wege Gottes auf deutscher Erde mir für meinen einsamen Kampf Licht und Kraft gewährt hat, so gehören meine kirchengeschichtlichen Vorträge in Bremen gleichfalls zu der inneren Geschichte meines auf offenem Plan geführten Kampfes. Aus den „Zwölf kirchengeschichtlichen Vorträgen zur Beleuchtung der kirchlichen Gegenwart. Bremen 1869" werde ich, was zur Beleuchtung meines Kampfes dient, mittheilen. Diese Vorträge haben den Zweck, die in einer Krisis begriffene kirchliche Gegenwart zu beleuchten und den Weg zur heilsamen Erledigung dieser Krisis anzudeuten. Das Dasein einer kirchlichen Krisis in unserer Gegenwart ist die Voraussetzung alles richtigen kirchlichen Denkens, Lehrens und Handelns. Und zwar ist es nicht eine Krisis gewöhnlicher Art; der unbeschuhte Karmeliter Hyacinth wird Recht behalten: „Die Kirche schwebt in einer Krisis so tief, so groß, so schwer, wie noch niemals." Mit dem bildlichen Worte Krisis bezeichnet man einen Zustand, in welchem Leben und Tod mit einander ringen, einen Zustand, in welchem die Krankheit sich selbst überlassen den tödtlichen Ausgang herbeiführt, in welchem aber auch der Organismus, wenn er seine volle ursprüngliche Lebenskraft einsetzt, das Uebel nicht bloß überwinden kann, sondern sich auch zu einem neuen, gekräftigten Dasein erhebt.

Innerhalb des Protestantismus nun darf als berechtigte Voraussetzung gelten, daß die Kirchenfrage in erster Linie die Frage

der protestantischen Kirche ist, daß also der Pulsschlag der kirchlichen Krisis vorzugsweise in der protestantischen Kirche zu beobachten sein wird. Die Reformation ist ein Ereigniß, wie es kein zweites giebt, sie hat in der weltversunkenen Kirche den ursprünglichen Christusglauben neu belebt, und dieser erneuerte Christusglaube ist der Hauptfactor der modernen weltlichen Bildung, Sittlichkeit und Politik geworden. Nun wirft seit 1814, 1848 und 1870 das restaurirte und geistig verstärkte Papstthum seine finstern Schatten in die protestantische Kirche hinein und verdunkelt und verdeckt durch dieselbe die göttliche Majestät Jesu Christi, und in Folge dieser antichristlichen Verdunkelung Jesu Christi entsteht und wächst die christuslose Aufklärung und christuslose und wurzellose Humanität. Diese Krisis des deutschen Protestantismus ist die Todesgefahr der wahren allgemeinen Kirche. Das Dasein dieser gefährlichen Krisis der Kirche ist eine Mahnung, daß wir uns in der Geschichte der Kirche nach der Ursache dieser Noth umsehen müssen. Gleichwie der einzelne Christ, so oft er eine Hemmung des göttlichen Lebens in sich wahrnimmt, in seinem Gewissen nachforscht, welches der Anfang und Grund dieses bösen Hemmnisses ist, um, sobald er die Ursache des Uebels erkennt, dieselbe auszurotten, so hat die Kirche zu verfahren, wenn sie ihre heilige Kraft gelähmt, wenn sie sich von dem Weltleben so umstrickt fühlt, daß sie in ihrem Lauf ermattet. Dann hat die Kirche nachzusehen in den Tafeln ihres Gewissens, d. h. in ihrer Geschichte, um die Stelle zu finden, wo die Dämpfung und Trübung des Geistes begonnen, und wie sich dieser schlimme Anfang bisher weiter entwickelt hat. Da wir uns nun als protestantische Christen verpflichtet halten müssen, uns um die gegenwärtige Kirchenfrage ernstlich zu bekümmern, so werden wir es für eine christliche Aufgabe halten, vermittelst eines Ganges durch die Kirchengeschichte uns über die Frage und Noth der kirchlichen Gegenwart zu orientiren.

Um die neue Welt, die Schöpfung Christi, zu verstehen, ist es wichtig, das Ende der alten Welt richtig anzuschauen. Wir wollen nicht hinabsteigen in die finsteren Abgründe der Laster und Greuel, welche die letzten Zeiten des antiken Heidenthums kennzeichnen. Wir wollen uns vier hervorragende römische Männer der beiden ersten Jahrhunderte vergegenwärtigen; diese edlen Re-

präsentanten einer besseren Vergangenheit sollen uns als Gradmesser dienen, um die Hochfluth der allgemeinen Verderbniß zu bestimmen, diese sollen uns den Todtenschein über das Ende der alten Welt ausstellen.

Lucius Seneca ist einer dieser vier Männer. Auf meine Frage, was er von Lucius Seneca halte, antwortete mir Theodor Mommsen, der berühmteste Kenner der römischen Geschichte in der Gegenwart: „Von dem kann man gar nicht schlecht genug denken.“ Dieser selbe Seneca galt schon in der patristischen Zeit und vollends im Mittelalter für einen halb, wenn nicht ganz bekehrten Heidenchristen, und in der neuesten Zeit finden gelehrte Männer in den Schriften dieses Heiden nicht bloß Vorbereitungen, sondern auch echte Anfänge des Christenthums. Für dieses schroff entgegengesetzte Urtheil über denselben Mann giebt es auf beiden Seiten thatsächliche Anhaltsmomente. Ich habe in Seneca's Schriften ungefähr 200 Sätze gefunden, welche zu den Büchern des alten und neuen Testamentes überraschende Parallelen, zum Theil wörtliche, darstellen. Und was das Leben betrifft, so gewahren wir in Seneca von früher Jugend bis in's hohe Alter einen begeisterten Eifer, im Gegensatz zu der herrschenden Corruption, das Beispiel eines Weisen zu verwirklichen. Andererseits sind von Seneca berichtet, und zwar zum Theil durch seine eigene Hand, unzweifelhaft schandbare Dinge und Thaten, welche, da Seneca auf dem höchsten Platz in der Welt am Hofe Cäsars gestellt war, einen um so jäheren und tieferen Fall der Welt kundbar machten. Aus diesem grellen Contrast ergiebt sich die Lehre, daß auch die größte Anstrengung um Weisheit und Tugend auf der Höhe der Welt nicht mehr im Stande ist, sich vor dem jähesten Sturz zu bewahren. Daß Mommsen's verächtliches Wort nicht das letzte Urtheil über Seneca ausspricht, erhellt am deutlichsten aus der höchst merkwürdigen Erzählung des Tacitus über Seneca's Ende. Die Selbstbewußtheit, mit welcher Seneca seinem blutigen Tode entgegengeht, ist genau eben diejenige Selbstbehauptung der Seele angesichts des Todes, welche Seneca sich oft gelobt, für welche er sich in den ernstesten Augenblicken seines Lebens vorbereitet und eingeübt hat. Die letzte Anstrengung seines hinschwindenden Lebens ist das Dictat seines philosophischen Vermächtnisses an die Freunde und an

die Menschheit. Des sterbenden Sokrates' Reden sind von den Schülern überliefert; unter Nero ist die Weltverderbniß soviel weiter vorgerückt, daß das mit dem Vermächtniß Seneca's beschriebene Blatt von dem Winde der römischen Sinnlichkeit spurlos verweht ist, und die Glieder der Familie Seneca's, anstatt durch seinen Heroismus begeistert zu werden, in eine niederträchtige Todesfurcht hineingetrieben sind.

Der zweite Zeuge für das Ende der alten Welt ist der ältere Plinius. Der jüngere Plinius, dessen Neffe, schreibt: „Ich preise glücklich sowohl die, welchen es verliehen ist, zu vollbringen, was des Schreibens werth ist, als auch die, welche schreiben, was des Lesens werth ist, am glücklichsten aber sind die, welchen Beides zu Theil geworden," und zu diesen Glücklichsten zählt er seinen Onkel. Dieser ist ein hochgestellter Militär zu Land und zur See, ein vertrauter Staatsrath des Kaisers Vespasian, ein fruchtbarer Schriftsteller, ein leidenschaftlicher Forscher, und Opfer seines Forschertriebes. Der Standpunkt seiner Beobachtung und Beurtheilung ist Universalismus; Rom ist ihm das Centrum der Welt, Name und Begriff der Menschheit ist ihm geläufig. Er liebt es, im Namen der Menschheit zu sprechen, und wie findet er den Stand der Menschheit? Res humanae fessae ist sein Verdict, die Menschheit ist müde, matt und schlaff. Untergegangen ist der Werth der natürlichen Dinge und der wahre Gehalt des Lebens; nichts Anderes haben wir zu eigen, als die Lüste, „kein Sterblicher ist glücklich". Von allen Gütern der Natur ist keins besser als ein zeitiger Tod; und das ist dabei das Beste, daß Jeder ihn sich selbst geben kann, ein Vorzug der Menschen vor den Göttern, die solches nicht vermögen."

Der dritte Zeuge ist der Historiker Tacitus, einer der edelsten und tiefsten Menschen des ganzen Alterthums. Tacitus hat die Zeit des schrecklichen Domitian erlebt, er hat aber dann auch die bessern Tage geschaut, die mit Nerva und Trajan anheben und das sogen. glückliche Jahrhundert heraufführen. Tacitus blickt tiefer als sein Freund, der jüngere Plinius, der von den Tugenden Trajan's ganz bezaubert ist. Tacitus schreibt: „Es schleicht sich ein das süße Gift der Trägheit, und die Schlaffheit, welche Anfangs gehaßt wird, wird zuletzt angenehm." Tacitus hat keine Hoffnung mehr;

die letzte Kraft seiner starken Seele bietet er auf, seine Hoffnungslosigkeit zu beschreiben und zu begründen. „Den Göttern ist an der Erhaltung des römischen Wesens Nichts mehr gelegen, sie sinnen nur auf Rache." Der einzige Schutz der Römer ist der gegenseitige Haß der Germanen wider einander.

Der vierte Zeuge ist Marcus Aurelius Antoninus, der Philosoph auf dem Throne der Welt. Ist die alte Welt aus eigenen Kräften noch zu retten, dann muß es durch dieses platonische Ideal geschehen. In seinen Briefen an seinen Lehrer Fronto, in seinen Selbstgesprächen hat dieser Kaiser seine liebenswürdige Gesinnung dargelegt, und in der That hat er auf lange Zeit die Verehrung des römischen Volkes gewonnen; aber das, was allein helfen und retten konnte, das fehlt dem Philosophen auf dem Thron der Weltherrschaft. Die Hochfluth des Bösen hat alle Dämme eingerissen, das zeigt sich am meisten in der Umgebung dieses Kaisers; sein Mitregent ist ein ganz nichtswürdiger Mensch, seine Gemahlin ist die berüchtigte Faustina, und sein Sohn Commodus eine unmenschliche Wüstheit und Rohheit. Das Salz der Stoa ist dumm geworden, der philosophische Kaiser Marcus hält Haß und Abscheu gegen das Böse für unerlaubte Leidenschaften, und wähnt, die moralische Todkrankheit der Welt mit Sittensprüchen heilen zu können, weshalb ihn der Feldherr Cassius einen Dialogisten nannte. So erweist sich denn die höchste Gewalt, verbunden mit der höchsten Weisheit der alten Welt, als eine ausgemachte Ohnmacht gegen die sich vollendende Sünde der Welt.

Das herrliche Wort der Hoffnung verkehrt in dem Sprachgebrauch der letzten Zeiten der alten Welt seinen tröstlichen Gehalt in das Gegentheil; diese Verkehrung der Hoffnung in Furcht ist der mißtönende Schrei der Eule, welche das Verscheiden des antiken Tages bedeutet. Ja, noch ein deutlicheres Zeichen tauchte auf in der Hauptstadt der alten Welt. Es wird erzählt, daß in den Tagen des Marcus Aurelius ein unbekannter Mann auf dem Marsfelde in Rom einen Feigenbaum bestieg und verkündigte, daß Feuer vom Himmel fallen werde, und daß das Ende der Welt vorhanden sei.

Es ist eine sehr geläufige Vorstellung, daß an die Stelle der abgestorbenen antiken Völker die germanischen Stämme getreten

sind und die Weltgeschichte fortgesetzt haben, wobei dann für den Uebergang von der alten zur neuen Welt das Christenthum nur eine ganz beiläufige Rolle spielt. Es wird dabei übersehen, daß das Christenthum eben auf dem Boden der absterbenden antiken Völker seine erste weltgeschichtliche Mission erfüllen mußte und dadurch die germanischen Barbaren für ihren weltgeschichtlichen Beruf erzog. Das hat nun aber die Anschauung von dem Ende der alten Welt gelehrt, daß das Christenthum, welches eine solche erziehende Wirkung auf die Barbaren haben konnte, nicht aus den Kräften und Elementen der sterbenden Welt entstehen konnte. Göttliche und schöpferische Kräfte müssen gewirkt haben, Kräfte, welche im letzten Grunde in der Person Jesu Christi müssen beschlossen sein.

Die ganze Krisis, in welcher wir leben, bewegt sich um die Frage: „Was dünket euch von Christo?" Wie unsere ganze Bildung mit unwiderstehlicher Gewalt auf Geschichte hingewiesen, so ist die Lehre von Christus im eminentesten Sinne eine Frage der Geschichte, ja die Hauptfrage aller Geschichte geworden. Die Jahrhunderte haben gerungen um die wahre Antwort, und die aufrichtigen Seelen haben auch so viel davon erfaßt, als zu ihrer Seligkeit nöthig war. So scharf aber, wie jetzt die Frage gestellt ist, hat sie noch nie gestanden, und wir dürfen daher hoffen, daß, wenn wir ernstlich suchen, wir tiefer in das Geheimniß eindringen werden, als es bis dahin möglich geworden ist. Die irrthümliche Christuslehre leidet entweder an Ungeschichtlichkeit oder an Scheingeschichtlichkeit. Ungeschichtlich ist die Christologie, wenn sie zwar die Menschheit, ja auch mit Nachdruck die wahre Menschheit Jesu betont, aber seine Gottheit dergestalt in den Vordergrund stellt, daß seine Menschheit auf keine Weise angeschaut werden kann. Man pflegt diesen Irrthum dadurch zu verdecken, daß es leicht um so viel christlicher scheint, je stärker man die Gottheit Christi betont. Daß aber diese Christologie ungeschichtlich ist, beweist die neutestamentliche Schrift vor Allem in den Evangelien. Die unantastbare Basis der evangelischen Geschichte Christi, auch in dem vierten Evangelium, ist das menschheitliche Dasein, Leben, Wirken und Leiden dergestalt, daß, was Göttliches von ihm ausgesagt wird, offenbar und anschaulich wird in den Formen wahrer Menschheit.

Im Gegensatz zu diesem ungeschichtlichen Doctrinärismus ver-

hält sich die geschichtlich sein wollende Christologie skeptisch oder gar negativ zu allem Göttlichen und Uebernatürlichen in Christo, und bewegt sich ängstlich in den Schranken dessen, was sonst allgemein menschlich und geschichtlich ist. Dabei wird übersehen, daß eine weltgeschichtliche Persönlichkeit nicht als Mensch überhaupt, sondern nur innerhalb einer bestimmten nationalen und temporalen Umgebung, also nur als dieser Mensch angeschaut werden kann. Eine Christologie, welche Jesum nicht in dieser geschichtlichen Correctheit anschaut, kann einen geschichtlichen Schein haben, wahrhaft geschichtlich ist sie nicht. Jesus ist nicht Mensch überhaupt, sondern dieser bestimmte israelitische Mensch, welcher Christus ist, d. h. derjenige, in welchem sich die weltgeschichtliche universale Mission des auserwählten Volkes vollendet. Und diese Vollendung schaut die Menschheit als die einzige Rettung und Hilfe in der Geschichte Jesu Christi, wie die neutestamentliche Schrift dieselbe verzeichnet. Die scheingeschichtliche Christologie lehrt, daß das Christenthum dadurch Weltreligion geworden, daß Jesus das National-Israelitische als falschen Particularismus abgethan habe. Dagegen lehrt die biblisch-geschichtliche Christusurkunde, daß Jesus als Christ dadurch das Heil der Völker geworden, daß er die israelitische Nationalität geheiligt und vollendet. Die Stelle, welche Jesus in der Geschichte einnimmt, ist die scharf umgrenzte Lücke, welche die bisherige Geschichte seines Volkes aufweist. Es fehlt eben bisher diejenige Persönlichkeit, welche die Aufgabe des israelitischen Amtes erfüllen soll. Die durch die Geschichte seines Volkes bezeichnete Lücke, die ihm angewiesene Stelle, nimmt Jesus ein durch die Taufe, erfüllt sodann diese Aufgabe durch den Sieg in der Versuchung und schließlich durch den sich vollendenden Gehorsam am Kreuze. Israel ist nach seiner Bestimmung das Haupt der Völker (5. Mos. XXVIII, 13), insofern es die Völker wiederum zu Gott führen soll. Als der Christ erfüllt Jesus diese Bestimmung seines Volkes, als der Christ wird er das Haupt einer neuen, geheiligten Völkerwelt, einer neuen geheiligten Menschheit. Das nationale Element als heiliges Organ in dem Werke Jesu Christi ist bisher weder von der ungeschichtlichen, noch von der scheingeschichtlichen Christologie gewürdigt worden. Jetzt, wo die dämonischen Volksgeister wieder aufleben und seit dem Anfang dieses Jahrhunderts

ihre Schwerter gegen einander wetzen und zücken, jetzt ist es die höchste Zeit, daß der Christenglaube dieses nationale Organ in dem Werke Christi verstehen und schätzen lernt, um in den angestammten Völkern das Göttliche und das Widergöttliche zu unterscheiden, und um die große Friedensbotschaft, daß die Schwerter sollen in Pflugscharen verwandelt werden, mit ganzem Nachdruck verkündigen zu können.

Christus ist der individuelle Anfang, die apostolische Kirche ist der sociale Anfang der neuen Welt. „Einen anderen Grund kann Niemand legen" außer dem, in welchem allein alles Heil in Zeit und Ewigkeit beschlossen ist. Christus will aber Alles, was er hat, denen, welche er seine Brüder nennt, der Gemeinde, die er seine Braut nennt, mittheilen und Nichts für sich behalten. Diese Selbstmittheilung Christi zeigt sich am herrlichsten in der ersten Christengemeinde, in der apostolischen Kirche, in welcher die von dem Herrn Erwählten als die unerschütterlichen Säulen dastehen.

Die erste Erscheinung der Kirche ist ihre Selbstdarstellung an ihrem Geburtsfeste. Die Erstlinge der Christusgläubigen reden als Repräsentanten der Völker in den Sprachen der Nationen, und was der Geist durch die Gemeinde dereinst zur geschichtlichen Wirklichkeit erheben wird, das schafft er hier als vorlaufendes Zeichen. „Sie reden die Großthaten Gottes," nicht predigen sie, wie Luther übersetzt; es ist in diesem Reden keine Rücksicht auf Andere, sondern es ist das unwillkürliche Aussprechen des neuen Geistes und Lebens, das in ihnen ist, sie sind sämmtlich aus der Gottesferne in die Gottesgemeinschaft versetzt, der Geist Gottes ist ihr eigener Geist geworden, sie sind nicht entrückt in den Himmel, sondern ihr irdisches, leibliches Leben ist nun ein Leben und Athmen in Gott.

Durch die Predigt des Petrus erweitert sich sodann die Gemeinde, und in dieser Gemeinde ist die Macht der brüderlichen Gemeinschaft so stark, daß die sonst unüberwindlichen Gegensätze von Reichthum und Armuth hier thatsächlich ausgeglichen erscheinen. Wie Christus alle bösen Mächte überwunden, so soll auch seine Gemeinde alle Gewalten und Werke der Lüge und Bosheit überwinden. Das zeigt sich von allem Anfang her; das Schwerste, was die apostolische Gemeinde zu überwinden hat, ist die wachsende Herzenshärtigkeit und Feindschaft derer, denen das Heil zunächst

bestimmt war. Aber eben hier zeigt sich am deutlichsten die überschwängliche Kraft des Geistes in dieser Gemeinde: die Abwendung der Juden wird das Thor für die Bekehrung der Heiden, und wenn Israel nicht auf dem geraden Wege zu Christus kommen will, so wird es auf dem Umwege von Jahrhunderten der Heidenzeit zu seinem Heiland hingeführt.

„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" (1. Joh. V, 4), das ist der Triumph der apostolischen Kirche. In der nachapostolischen Kirche vollendet sich die Verstockung Israels, und die großen Helden des Glaubens und der Kraft, die Apostel, sind insgesammt verstummt, aber der die Welt überwindende Glaube lebt auch in der nachapostolischen Kirche, und errichtet am Ende der nachapostolischen Kirche als Siegeszeichen das Kreuz, vor welchem der Cäsar sich beugt. Die heidnischen und jüdischen Schriftsteller sprechen wenig oder gar nicht von der Christenheit der nachapostolischen Zeit. Diese Christenheit führt ein Stillleben, von dem die Gesellschaft des römischen Weltreiches keine Notiz nimmt. Aber dieses Stillleben ist das fruchtbare Samenkorn einer neuen Weltgeschichte. Als Veranschaulichung dieses freudigen und sittenreinen Stilllebens mag jenes Idyll gelten, welches Minutius Felix im Anfang seiner Schrift „Octavius" uns erzählt hat. Der in Rom wohnende Minutius, ein Rechtsanwalt, erzählt, wie sein College und Freund in der Provinz ihn besucht. Beide sind Christen, und wir schauen in ihrem gegenseitigen Verhältniß zugleich ein schönes Bild altchristlicher Freundschaft. Minutius ist ganz gerührt von dem Opfer seines Octavius, der zu Hause Gattin und Kinder in dem Alter des lieblichsten Plauderns zurückgelassen, um ihn in den Gerichtsferien zu besuchen. Nachdem die Beiden zwei Tage ihr Herz gegen einander ausgeschüttet, besuchen sie die geliebte Meeresküste bei Ostia. Hier lustwandeln sie in der Abendkühle und lassen sich, wie die Kinder, in dem weichen Sand von dem leisen Wellenschlag die Füße benetzen. Daneben schauen sie dem Spiel der Knaben zu, welche Scherben auf dem Wasser schillern lassen, und lachen über den kindlichen Scherz. Man sollte denken, als stände für diese Beiden das ganze Leben im sonnigsten Licht, als gäbe es am ganzen Horizont nicht eine einzige trübe Wolke. Und dennoch erhebt sich auf diesem harmlosen Boden ein sehr gewaltiger Ernst,

nicht bloß eine Disputation über Christenthum und Heidenthum, nein, ein Drama, in welchem auf der einen Seite die schwergerüstete Gewalt des finsteren Heidenthums steht, und auf der anderen Seite die leidende und blutende Christenheit. Wo die Heiterkeit so frei und frisch mit dem ungeheuersten Ernst zu spielen vermag, da haben wir ein sicheres Zeichen, daß nicht etwa nur eine neue Lehre, eine neue Gedankenverbindung aufgekommen ist, sondern daß neues Leben, daß frisches Blut in die Menschheit eingetreten ist.

Nicht lange konnte das christliche Stillleben unbeachtet und ungestört in dem römischen Cäsarreiche bleiben. Seit Julius Cäsar genoß der Imperator in Rom göttliche Ehre, und dieser Cäsarcultus steigerte sich dermaßen, daß nach den Satzungen der römischen Juristen, Alles und Jedes im römischen Reich den Stempel des Cäsars führen mußte, daß daher, wenn irgend Etwas sich als selbständig und frei geltend machen wollte, dieses als eine unleidliche und strafbare Störung gelten mußte. Mit diesem abgöttischen Cäsarcultus mußte der Christusglaube den Kampf um's Dasein bestehen. Es war nicht genug, daß wenn ein Christ die göttliche Verehrung dem Cäsar weigerte, derselbe diesen Ungehorsam mit dem Tode büßen mußte, es war diese Strafe darum nicht genügend, weil die Christen mit voller Ruhe nicht bloß, sondern oft mit sieghafter Freude in den Tod gingen und damit die unendliche Ueberlegenheit ihres Gottes über die eingebildete cäsarische Gottheit auf offenem Plan vor aller Welt offenbar machten. Um den Christen diese Siegespalme zu entreißen, ersann die gottlose Bosheit Marter, welche die Christen zur Verleugnung zwingen sollten. Das war das letzte Mittel, welches das römische Reich, aus dem, wie Gibbon richtig bemerkt, kein Entrinnen möglich war, gegen den Christenglauben aufbot, und zwar ohne den beabsichtigten Erfolg. Die Argumente der heidnischen Vernunft, die Pfeile des hochmüthigen Witzes, die Todesstrafen und die gräßlichen Marter des Nichttödtens, dieses Alles wurde in den beiden Jahrhunderten der nachapostolischen Kirche gegen die Christen in Bewegung gesetzt, und das Ende war, daß der klügste Mann der Zeit die Vergeblichkeit dieses Kampfes einsah, und in der verfolgten Gemeinde die Elite der ganzen römischen

Völkerwelt erkannte. Im Jahre 313 erließ der Kaiser Konstantinus in Verbindung mit seinem Collegen Lucinius in Mailand ein Edict, in welchem im strengsten Gegensatz gegen den bisherigen Zwang nicht bloß religiöse Toleranz, sondern das Princip der vollen Gewissens- und Religionsfreiheit öffentlich verkündigt wurde. In dem absolutistischen Reich hatte das Cäsarenthum Nichts so sehr als seine unantastbare Domäne betrachtet und gehandhabt wie Alles, was zum Cultus gehörte. In dem genannten Edict verzichtet der Cäsar auf diesen Zwang und überläßt die Religion der Prärogative der Gottheit und der menschlichen Freiheit. Die große Lehre des christlichen Prinzenerziehers Lactanz ist hier im cäsarischen Kanzleistil als Weltgesetz verkündigt. Dieses Edict gehört zu den wichtigsten Urkunden der Weltgeschichte, und es gilt auch von dieser, daß die großen Urkunden der Geschichte mit Blut geschrieben sind, denn es ist das heilige Blut des ältesten christlichen Martyriums, mit welchem das Edict von Mailand geschrieben ist.

Für alle Zeiten und Ewigkeiten muß dieser wunderherrliche Sieg des christlichen Heroismus über die höchste Weltgewalt in hohen Ehren gehalten werden. Und dieses um so mehr, da die Kirche in den folgenden Jahrhunderten ihren Sieg über die Welt, durch Vermischung mit weltlichen Elementen, ja mit dem weltlichen Regiment selber, verunreinigt und mißbraucht. Wir hören die schrecklichste Klage aus dem Mittelalter: „Die reine Braut Christi, die Jungfrau, Tochter Zions, ist zur Hure von Babylon geworden.“ Aber seitdem das ewige Wort Fleisch geworden, seitdem göttliches Wesen und Leben der Menschheit einverleibt sind, seitdem der Boden des römischen Reiches das Blut der Heiligen getrunken, kann das Christenthum wohl getrübt und verfälscht werden, aber sterben kann es nicht, denn wenn es zum Aeußersten gekommen, ruft der Geist aus den Tiefen der Menschheit mit unaussprechlichem Seufzen, daß Gott „nicht länger möge schlafen“. Das deutsche Gewissen und Gemüth hat die Seelennoth am tiefsten gefühlt, und eben hier ist es, wo ein Mann erscheint und auftritt, dem der Stempel der göttlichen Ursprünglichkeit und Schöpfung auf der Stirn aufgeprägt ist. Luther ist ein Christ, in welchem die adamitische und weltliche Natur mit Christo gestorben und begraben

ist, in welchem aber sodann die göttliche Schöpfung in Nationalität und Menschheit durch Christus wiederum neugeschaffen auferstanden ist. Wie der Reformator durch sein Leben, Wirken und Leiden den verdeckten Christus wiederum zur Anschauung bringt, so schafft er durch das wieder enthüllte Evangelium eine neue Bildung in Humanität und Nationalität. Aber das große Geheimniß Gottes kann der Menschheit nur dadurch faßlich werden, daß es in kleinen und langsamen, nach dem Maßstab Ps. XC, 4; 2. Petr. III, 8 gemessenen Lectionen mitgetheilt wird. Luther hat von dem Unheil der Vermischung des geistlichen und weltlichen Regiments einen starken Eindruck, aber dieser Eindruck ist doch nicht stark genug, um ihn in Stand zu setzen, darnach zu handeln.

Der Irrweg, auf den die Kirche seit Konstantin unter dem Einfluß der Bischöfe gerathen ist, wiederholt sich in der lutherischen Kirche unter dem Einfluß der Reformatoren. So wie nun der alte Byzantinismus das Fußgestell geworden ist, auf dem sich das antichristliche Papstthum erhoben hat, so ist der erneute Byzantinismus, der protestantische Summepiskopat die Ursache, wegen welcher die lutherische Kirche ihren Standpunkt dem römischen Papstthum gegenüber nicht hat behaupten können. Schon vor 200 Jahren hat der fromme Spener bezeugt, daß die wachsende Macht des Papstthums die Strafe ist für den verwahrlosten Zustand unserer evangelischen Kirche.

Dieses Zeugniß führt uns in die Gegenwart hinein. Ich freue mich, daß ich nicht nöthig gehabt habe, die bittere Enttäuschung der letzten 16 Jahre in der beschämenden Weise, wie es vielen guten Protestanten beschieden ist, zu erleben. Noch ehe das lästerliche Unfehlbarkeitsdogma decretirt worden, noch ehe das deutsche Reich in dem sogenannten Culturkampf den leisesten Rückzug angetreten, habe ich in Bremen einen Vortrag gehalten über das Thema: „Der Nothstand der kirchlichen Gegenwart oder die Macht des römischen Papstthums und die Ohnmacht des deutschen Protestantismus.“ Was ich vor 17 Jahren in Bremen über dieses Thema gesagt, hat sich inzwischen nicht bloß bestätigt, sondern in erhöhtem Maße verwirklicht. Was hat mir dieses Licht der Zukunft angezündet? Unter den hochgestellten Meistern in Israel giebt es noch manchen gelehrten und frommen Mann, und Viele

unter ihnen wollen gerne helfen und bessern, aber Eins ist es, was ihnen gewöhnlich fehlt, nämlich der entschlossene Muth, unverwandten Blickes in den Abgrund hinein zu schauen, und darum wähnen sie, den Schaden, der tiefer ist denn das Meer, mit kleinen Mitteln und einzelnen Werken flicken und stücken zu können. Was mich betrifft, so bin ich durch persönliche Erfahrung genöthigt worden, in jenen Abgrund der Kirchennoth hinein zu schauen. Ich habe vor 16 Jahren in Bremen von mir bezeugt: „Seit mehr als 20 Jahren kämpfe ich auf offenem Plan gegen die Finsternisse des herrschenden Kirchenthums, und in Folge dessen bin ich seit 12 Jahren der Gegenstand einer sehr verbreiteten Verlästerung und Verfolgung. Ich habe an Leib und Seele erfahren die Unwahrhaftigkeit und die Ungerechtigkeit Solcher, die als Säulen der Kirche geehrt werden.“ Nun sagte man mir in Bremen: „Darum bist du verbittert, und darum ist dein Blick getrübt und dein Wort parteiisch.“ Ich habe damals entgegengesetzt und kann es jetzt nach 17 Jahren wiederholen und auf's Neue bestätigen: „daß ich nicht verbittert bin, kann ich beweisen. Einem, der durch trübe und schwere Erfahrungen verbittert ist, sind drei Güter des Geistes abhanden gekommen, die Hoffnung, der Muth und die Thatkraft. Vor solchem Unglück bin ich durch Gottes Gnade bewahrt geblieben. Mir ist noch niemals die Hoffnung ausgegangen, daß, je höher die Noth in der Kirche steigt, desto näher und desto größer die Hilfe Gottes sein wird. Ebensowenig ist mein Muth erschlafft; kein Leiden hat mir bisher jenes einen Christen entehrende Laster der Zagheit und Feigheit einzuimpfen vermocht, und ich werde auch in Zukunft fortfahren, wo ich einen gefährlichen Feind der Wahrheit sehe, mit den Waffen der Gerechtigkeit zu streiten, sei es zur Rechten, sei es zur Linken. Und was meine Thatkraft anlangt, so habe ich bisher nie gezögert, meine Hand anzusetzen, wo es galt, innerhalb meines Bereiches etwas Gutes zu fördern oder etwas Böses zu zerstören, und so soll es mit Gottes Hilfe bleiben bis zum letzten Hauch.“

So habe ich vor 17 Jahren vor meinen Bremer Zuhörern von mir bezeugt und für mich gelobt, und die inzwischen verflossene Zeit hat mich immerdar und allenthalben auf diesem Posten gefunden. Ich darf den Vorwurf, daß ich verbittert sei und mein

Blick über die kirchlichen Zustände getrübt, ganz getrost zurückweisen.

Und hat denn nicht, was ich vor 17 Jahren in jenem Vortrag über die Macht des römischen Papstthums und über die Ohnmacht des deutschen Protestantismus gesagt habe, sich vollkommen bestätigt? Ist nicht die kirchenpolitische Signatur dieser unserer Tage, in denen der erste protestantische Kaiser das Friedensamt des alle Protestanten immer auf's Neue verfluchenden Papstes anruft, die uns alle tief beschämende thatsächliche Besiegelung jenes in Bremen gehaltenen Vortrags? Ich habe das Geheimniß des Papstthums folgendermaßen zu enthüllen gesucht: „Das Papstthum weiß, daß das tiefste und nachhaltigste Bedürfniß der Völker das religiöse ist, es weiß aber auch, daß es den meisten Menschen genügt, dieses Bedürfniß nicht sowohl zu befriedigen, als sich mit ihm abzufinden. Das religiöse Bedürfniß weist hin auf die Nothwendigkeit eines persönlichen Verhältnisses der Seele zu dem lebendigen Gott. Das ist nun den meisten Menschen eine allzu ernste Sache, sie wünschen einen Ersatz, sie sehnen sich nach einer erleichternden Vermittelung. Da kommt ihnen nun die hierarchische Anstalt entgegen, dieselbe verlangt nicht sowohl die rückhaltlose Hingebung der Seele an Gott, als vielmehr unbedingten Gehorsam gegen ihre Ordnungen und Satzungen, welcher Gehorsam durch gewisse augenfällige Leistungen zu beweisen ist. Dabei kann der Grund der Seele unbewegt bleiben und mitten in der Welt beharren, die kirchliche Anstalt übernimmt unter der Voraussetzung jener Leistungen die Garantie, daß bei Gott Alles in Ordnung ist. Das ist die infernale Verführungsmacht dieser durch das Papstthum gekrönten Hierarchie.“ O, wie schrecklich hat sich diese unheimliche Verführungsmacht offenbart auf dem vaticanischen Concil! Wie verderblich, vergiftend und tödtend hat sie gewirkt nach dem Concil in dem gesammten Episkopat, in dem bis auf einen verschwindenden Bruchtheil gesammten Klerus!

Manche weise Leute waren der Meinung, daß das Papstthum durch die Niederlagen Oesterreichs in dem böhmischen Krieg eine Todeswunde empfangen habe. Durch meine Erfahrungen und Studien war ich vor dieser Thorheit gesichert. Ich wußte, daß das Papstthum siegreich nur bekämpft werden kann durch Glauben

und Geduld der Heiligen. Wie wenig aber der deutsche Protestantismus mit dieser Gottesrüstung angethan war, das war mir durch Umschau in verschiedenen Landeskirchen klar geworden. Was konnte uns Königgrätz gegen den Papst helfen, so lange Olmütz in Berlin seines Heiligenschimmers nicht entkleidet war? Ich wußte, daß Nichts das protestantische Volk der Kirche so entfremdet hat, wie das Bündniß der kirchlichen Reaction mit der politischen Unfreiheit. Angesichts des vaticanischen Concils habe ich im Jahre 1869 mich gedrungen gefühlt, einige Hauptzüge der kirchlichen Ohnmacht unseres deutschen Protestantismus darzulegen. „Ach, wenn es nicht zwingende Pflicht wäre, zu reden, so schwiege man lieber still darüber, denn nicht ohne brennenden Schmerz kann man darüber reden. Aber wenn nicht die Steine schreien sollen, so müssen die reden, welche die Noth gesehen haben." Was Theophilus Großgebauer in Rostock vor 200 Jahren aus dem „verwüsteten Zion" über die innere Unwahrheit in dem Verhältniß der Prediger und Gemeinden untereinander geschrieben, das ist heute im Wesentlichen noch dasselbe. Ich habe diese innere Unwahrheit in den heiligen Handlungen der Kindertaufe, der Confirmation, der Eheeinsegnung, der Leichenbegängnisse in meinem mehrgedachten Vortrag aufzudecken gesucht. „Es ist bei dem jetzigen Stande der kirchlichen Dinge nur eine seltene günstige Ausnahme, daß bei einer heiligen Handlung ein ungetrübtes gegenseitiges Vertrauen zwischen Prediger und Gemeinde den göttlichen Segen verbürgen. Das Gewöhnliche vielmehr ist, daß der Geistliche recht gut weiß, daß die, welche sein Amt begehren, ihn nicht ansehen als einen Boten Gottes, sondern als einen für die religiöse Ceremonie angestellten Staatsbeamten, und außerdem haben sie meistens noch, wie ihm nicht unbewußt ist, gegen die Art und Weise, wie er die heilige Handlung ansieht und verrichtet, einen mehr oder weniger entschiedenen Widerwillen. Den Gemeindegliedern andererseits, welche die heilige Handlung in Anspruch nehmen, ist es gar nicht zweifelhaft, daß der Geistliche von ihrer inneren Stellung zu ihm und seiner religiösen Denkweise vollkommen Bescheid weiß. Die beiden Theile sind also mit diesen inneren Gedanken und Gefühlen himmelweit auseinander, und auf beiden Seiten weiß man von dieser gegenseitigen Entfernung, und dennoch thut man auf beiden Seiten, als wäre Alles so, wie das

heilige Wort lautet, daß man von beiden Seiten in einmüthigem Geiste von dem himmlischen Vater, der in's Verborgene schaut, die heilige Gabe erbittet. Es ist demnach in den gewichtigsten Stunden des Menschenlebens eine Unwahrheit, und zwar eine bewußte; ein Gifttropfen der Lüge träufelt in die heiligen Handlungen, welche das kirchliche Amt verrichtet, träufelt in die erhöhtesten Augenblicke, welche den Seelen von oben her verliehen werden. Der Herzenskündiger weiß, in welchem Fall dieser Gifttropfen Segen in Unsegen verwandelt, so daß die Herzen, anstatt geheiligt zu werden, abgestumpft und verhärtet werden. Menschen aber müssen zittern bei dem Gedanken, daß dieser schreckliche Fall weit häufiger sein mag, als man bei dem schlafartigen Zustand, in welchen das kirchliche Wesen und Wirken versunken ist, sich vorstellen kann. Je länger dieser Zustand einer offenbaren Unwahrheit im Heiligthum fortschleicht, desto größer wird die Gefahr, die kräftigeren Geister werden immer stärker und häufiger in den Abgrund des Unglaubens und der Gottlosigkeit hinabgestoßen, die schwächeren dagegen werden vorbereitet, sobald ein günstiger Windstoß kommen sollte, in diejenige Kirchenanstalt überzugehen, welche seit lange die Kunst getrieben hat, an die Stelle der inneren Wahrheit den Heiligenschein zu setzen."

So war die Ohnmacht des deutschen Protestantismus vor 17 Jahren. Inzwischen hat sich das deutsche Staatsbewußtsein aufgerafft, um die Souveränetät des weltlichen Regimentes gegen die gesteigerten Anmaßungen des römischen Papstthums zu behaupten. Hier war dem deutschen Protestantismus vom Himmel eine höchst erwünschte Gelegenheit gegeben, das verlorene Vertrauen der deutschen Nation wieder zu erobern. Aber da jener tiefste und innerste Schaden, die Lüge im Heiligthum, nicht einmal in's Auge gefaßt, nicht einmal angerührt, geschweige denn geheilt wurde, so war der deutsche Protestantismus nicht im Stande, das neue deutsche Kaiserreich in seinem Kampf mit Rom zu unterstützen, im Gegentheil, dieser an seiner inneren Unwahrheit kranke Protestantismus konnte nicht umhin, den staatsfeindlichen Papisten manche Waffe in die Hand zu geben. Auf diesem Wege sind wir mitten im neuen deutschen Kaiserreich zu mittelalterlichen Phänomenen herunter gekommen und müssen es anhören, daß der vor 600 Jahren

gestorbene Dominicanermönch Thomas von Aquino zum allgemeinen Lehrmeister für die gegenwärtige Menschheit eingesetzt wird. Ich sehe in diesen wahrhaft monströsen Thatsachen weder Zufall noch Fatum, sondern das Ergebniß unwandelbarer Gesetze der göttlichen Weltordnung, und tröste mich mit Thomas Carlyle, daß der Lüge von vornherein in der oberen Kanzlei der Todesspruch gefällt ist, und somit die verurtheilte Lüge unaufhaltsam ihrer Vernichtung entgegengeht. Da ich weiß, daß das gegenwärtige Papstthum nur stark ist durch die Lüge, welche den gegenwärtigen Protestantismus so ohnmächtig macht, so habe ich den erwähnten Vortrag vor 17 Jahren mit dem folgenden Satze schließen können: „Der schlafende Riese des ursprünglichen Protestantismus wird aufstehen und wird sich mit dem Schwerte Luther's umgürten. Dann wird das jetzt so hochmüthig sich geberdende römische Papstthum, das sich von dem Bann der Lüge und des Mordes vergangener Jahrhunderte immer noch nicht lösen will, das sich in seinem offenen Proteste gegen die geschichtlichen und rechtlichen Grundlagen der europäischen Staatenordnung immer mehr verfestet, dann wird dieses römische Papstthum seine zweite Todeswunde empfangen."

Nachdem ich die kirchliche Noth in der angegebenen Weise geschildert hatte, mußte ich erwarten, daß ernste Zuhörer dieser Schilderung auf den Gedanken geführt wurden, was können wir unsererseits zur Abhilfe thun? Ich habe sodann diese Frage gestellt, und auf diese Frage damals die runde Antwort gegeben: „Jeder, der diese Kirchennoth erkennt und fühlt, werde Mitglied des deutschen Protestantenvereins, und lege seine ganze Seele und seine volle Kraft in diese Mitgliedschaft hinein." Ich kann jetzt diese Antwort nicht wiederholen, nicht darum, weil ich ein Anderer geworden, sondern weil der Protestantenverein seiner Idee nicht treu geblieben ist, was ich später thatsächlich beweisen werde.

Da der gegenwärtige Protestantenverein seiner ursprünglichen Anlage nicht entspricht, so wird sich allem Anschein nach etwas Aehnliches bilden müssen, wodurch die kirchliche Gegenwart in Bewegung gesetzt wird, um ihr nächstes Ziel zu erreichen. Als dieses nächste Ziel habe ich in meinem letzten Bremischen Vortrag bezeichnet: „Die deutsche Volkskirche oder die Vollendung der Reformation." Und ich bin so glücklich, sagen zu dürfen, daß bei

allem jähen Wechsel und Wandel während der zwischenliegenden Jahre das genannte nächste Ziel sich mir nur immer klarer gestaltet hat.

Gewöhnlich versteht man unter Volkskirche den bestehenden Kirchenzustand, in welchem die Hauptmasse der Staatsbürger mit Ausnahme der Juden, der Sectirer und der Religionslosen als Kirchenglieder angesehen und behandelt werden. Die Volkskirche nach diesem statischen Begriff stellt sich gegenwärtig so dar, daß die Kirchlichen im Ganzen und Großen das Nationale als profan und als fremd, die Nationalen dagegen die Kirche als ein antiquirtes oder störendes Element betrachten, so daß die Bezeichnung Volkskirche an innerer Unwahrheit leidet. Diese innere Unwahrheit ist gegenwärtig im Wachsen begriffen, seitdem es den Anschein gewinnt, daß die in der Volksmasse ruhenden, bisher durch Gesetz und Sitte einigermaßen gebändigten, dämonischen Gewalten sich emancipiren und das öffentliche Leben verwüsten. Den bestehenden Kirchenzustand muß man daher nicht Volkskirche, sondern eine mehr oder weniger wüste Massenkirche nennen. In der fälschlich sogenannten Volkskirche kommt weder die Kirche, noch das Volk zu seinem Recht, obwohl Beides, richtig verstanden, auf einander angewiesen ist. In den beiden großen Kirchenzeiten, in der apostolischen Kirche und in der Kirche der Reformation, zeigt sich eine gewisse Normalität dieser Verbindung, welche den Namen der Volkskirche verdient. Alle Jahrhunderte verehren in der apostolischen Kirche den geheimnißvollen Erstlingsbau, in welchem Christus der Eckstein ist. Zugleich ist aber auch diese christliche Erstlingsgemeinde die vorläufige Vollendung der israelitischen Nationalität in seiner neuen patriarchischen Zwölfzahl und in der geistigen Aneignung der alttestamentlichen Vergangenheit und Zukunft. Obwohl die Christgläubigen innerhalb des israelitischen Volkes nur in einer Minderzahl vorhanden sind, so stellt diese Minderzahl das Volk Israel in einer geistigen Vollendung dar, die dasselbe noch nie erlebt hat. Gleicherweise ist die Reformation, dieser erneuerte Anfang der christlichen Kirche, zugleich eine nationale Epoche, wie unser Volk eine zweite nicht erlebt hat. Ein Mann, der mit dem tiefsten Geheimniß des Glaubens vertraut ist, und zugleich im weltgeschichtlichen Sinne ein Mann des Volkes ist, Oliver Cromwell, hat gesagt:

„Der singt ein süßes Lied, der die Interessen Christi und des Volkes zu verbinden weiß."

Was ich vor 17 Jahren in diesem Sinne als zunächst zu erreichendes Ziel hingestellt habe, ist seitdem durch den Gang der öffentlichen Angelegenheiten nur noch dringlicher geworden. Ich habe gezeigt, daß, wie die Kirche des deutschen Volkes bedarf, das deutsche Volk ebenso die Kirche nöthig hat. Aller wahrer kirchlicher Anfang ist der persönliche Glaube. Aber unser individuelles und auch familiäres Leben ist zu eng, um die Fülle der Kirche zu umfassen. Der große Organismus, den Gott als Träger der Weltgeschichte geschaffen hat, das Volk, bedarf der Höhe, Tiefe und Breite. Die drei Grundkräfte unseres Volkes: Verstand, Gemüth und Gewissen, wurden von der Kirche der Reformation erfaßt und mußten dem kirchlichen Geiste zu seiner neuen Selbstoffenbarung dienen. Der Verstand entwickelte sich mit Hilfe der aufgeschlagenen deutschen Bibel zu einer christlichen Weltanschauung. Der reformatorische Glaube stieg hinab in die Tiefen des deutschen Gemüthes und hauchte seine Freudigkeit und Seligkeit aus in dem geistlichen Liede. Auch eine volksthümliche Kirchensitte hat der reformatorische Geist gebildet, indem er sich des Volkswillens bemächtigte. Aber jetzt bedarf es immer neuen Anlaufes von Seiten der Kirche, das Volkswesen mit ihrem Geiste zu durchdringen. Nach drei Seiten hin bedarf das deutsche Volk der sittlichen Grundkraft der Kirche: in Bezug auf seine Einheit, sein Staatswesen und seine idealen Functionen. Die Einheit ist zwar äußerlich hergestellt, aber innerlich giebt es noch viele Feinde der Einheit, die am siegreichsten bekämpft werden durch die Kirche, welche die Liebe zum angestammten Volk als heilige Christenpflicht lehrt und einschärft. Und was das Staatswesen anlangt, so verlangt das deutsche Reich zu seinem Bestehen und Gedeihen vor Allem eine Steigerung der staatsbürgerlichen Gesinnung, welche nirgends so gepflanzt und gepflegt werden kann, als in dem Garten der christlichen Kirche. Und das ideale Gebiet unseres Volkslebens, Wissenschaft und Kunst, bedarf um so mehr der ethischen Befruchtung und Reinigung, je mehr diese idealen Functionen in Versuchung stehen, der Menschlichkeit zu fröhnen.

Die Mahnung, mit welcher ich in Bremen meinen Vortrag

über die Volkskirche geschlossen, ist heute noch um so mehr am Platze.

„Die deutsche Volkskirche ist nach innen die mit der Fülle der deutschen Geistesanlagen ausgestattete Selbstdarstellung der Kirche, nach außen die durch den Geist Christi ethisirte deutsche Nationalität. Die deutsche Volkskirche ist der Geistestempel, der in dem gothischen Dom sein steinernes Vorbild hat. Der Baumeister ist Gott im Himmel, die Bausteine aber sind lebendige Menschen. Wer nun unter uns den tiefen Schmerz über die Schäden der deutschen Gegenwart nicht scheut und in lebendiger Hoffnung auf eine bessere Zukunft an seinem Ort rüstig Hand anlegt, die Schäden zu heilen, der wird als ein lebendiger Stein eingefügt in diesen Tempel, in welchem Christus, der ewige eingeborene Sohn Gottes der ewige Eckstein ist."

XXXVIII. Eine Neujahrspredigt 1871.

Auch die mir wohlwollen, haben mir oft den Vorwurf gemacht, daß ich viel zu viel Kraft und Zeit aufwende, um in meiner Sache zu kämpfen und mich zu vertheidigen. Ich muß zugeben, es ist ungewöhnlich viel, was ich seit meiner „Protestantischen Lehre und Warnung" geschrieben habe, um verderbliche Lehren und Sitten zu bekämpfen, um mich gegen unerhörte Lügen und Bosheiten zu vertheidigen, um seelenverstrickende Scheinheiligkeit und Heuchelei in's Licht zu ziehen, um mich vor den Gerichten zu verantworten. Und doch besteht mein kirchlicher Kampf weit mehr im Schweigen, als im Reden und Schreiben, viel mehr im Leiden, als im Thun, viel mehr im Innerlichen, als im Aeußerlichen. In der Hauptposition meines Kampfes stand und stehe ich immerdar ganz allein, es ist Niemand neben mir, der seine Schulter setzt unter die Last, die ich zu tragen habe. Wenn ein Mann, der vor Gott und vor der Gemeinde ein gutes Gewissen bewahren will, in

solcher Lage ein Menschenalter durchleben soll, der wird bald weit mehr mit nächtlichgeheimen, als mit taghellen Kämpfen zu thun bekommen. Der Versucher kommt mit der Frage: „Wie kannst du dir anmaßen, allein christlich und fromm zu sein?" Und wenn derselbe tausendmal abgewiesen ist, er kommt noch tausendmal immer wieder. Es war eine süße Rede des Mannes, der mich bald darauf bis in die unterste Hölle verdammt hat: „Warum wollen Sie Ihre schöne Wirksamkeit in Gefahr bringen?" Und nun, seit 28 Jahren in amtloser Einsamkeit, nicht verstanden von denen zur Rechten, wie von denen zur Linken, muß ich Antwort geben auf die Frage: „Warum hast du denn jene Mahnung und Warnung so rücksichtslos abgewiesen? Hast du denn nicht, was du dein Leiden nennst, selbst verschuldet?" Aus diesen schweren nächtlichen Gefechten bin ich mit Gottes Hilfe schließlich immer unversehrt hervorgegangen, so daß ich meinen aufrechten Gang in der Welt habe behaupten können.

Denen nun, welche gerne wissen möchten, was mich in meinen langen und einsamen Kämpfen gestärkt und getröstet hat, will ich gerne von meinen inneren Erfahrungen mittheilen, und darum schreibe ich diese Blätter.

Nachdem ich mein Leben drangesetzt, um die Lüge und Ungerechtigkeit, welche ich im Heiligthum gesehen und erfahren, auszurotten und um die geschändete Ehre Christi wieder aufzurichten, war es wohl natürlich, daß sich mein Sinnen und Denken, mein Wollen und Handeln auf diesen Mittelpunkt bezieht. Hätte nun aber das, was fernab von meinen Geschicken im Reiche Gottes sich bewegt, für mich keine oder nur oberflächliche Bedeutung gehabt, so wäre das ein Beweis, daß ich nicht Christi, sondern meine Ehre suche. Ich kann aber, Gott Lob, den Beweis führen, daß Alles, was Gottes Reich angeht, und wenn es an den Enden der Erde ist, mein innerstes Gefühl erregt, und wo ich zur Förderung dieses Reiches etwas thun kann, ich es an Theilnahme und Handanlegung nicht fehlen lasse. Diese meine Theilnahme an Allem, was ich als Gottes Reichssache erkenne und erfahre, bewahrt mich, daß ich nicht in dem, was mich persönlich kränkt, untergehe, daß ich innerlich frisch und geistig gesund bleibe, damit, wenn mein kirchlicher Kampf mich wiederum auf den Plan stellt, ich es an mir nicht

fehlen lasse. Somit gehört meine schriftstellerische und werkthätige Betheiligung an den kirchenpolitischen Fragen und Angelegenheiten, obwohl dieselben mit meinen persönlichen Kämpfen nichts gemein hatten, zur inneren Geschichte meines kirchlichen Kampfes.

Aus diesem Grunde und in diesem Sinne berichte ich hier über meine Neujahrspredigt 1871. Die Redaction der „Predigt der Gegenwart" hatte mich um eine Neujahrspredigt gebeten; da nun in Rostock mir keine Kanzel zu Gebote stand, so schlug ich meine Kanzel in den Blättern der „Predigt der Gegenwart" auf. Mein Thema war: „Wir erwägen vor dem Angesichte Gottes, festgehalten durch das Hauptereigniß des abgeschlossenen Jahres, in dem Lichte der bezeichneten Gegenwart die Vergangenheit jenes Volkes und unseres Volkes, und dasselbe Licht soll uns unsere Stellung zu der Zukunft unseres Volkes und jenes Volkes anweisen." Oftmals ist der Gang der Weltgeschichte so finster, daß die, denen die Gnade des Glaubenslichtes nicht zu Theil geworden, in Allem, was geschieht, nur blinden Zufall oder starres Verhängniß sehen. Dagegen ist die Geschichte des vergangenen Jahres eine deutliche Lapidarschrift des lebendigen Gottes. Als der Name Sedan eines Morgens in der Welt bekannt wurde, da sagten auch die Unfrommen: „Das hat Gott gethan." Vor 300 Jahren hat man in Paris ein Freudenfest in ein grausames Blutbad wider die edelsten Männer des französischen Volkes verkehrt. Und vor höchstens 100 Jahren hat man ebendaselbst den lebendigen Gott öffentlich vom Thron gestürzt. Jenes that der jesuitische Aberglaube, dieses der atheistische Unglaube. Beides war himmelschreiende Gesammtschuld, zu deren Lösung öffentliche Reue und Buße niemals geleistet wurde. Frankreich hat in seiner Vergangenheit an dem lebendigen Gott gefrevelt, und hat diesen Frevel in der Neuzeit auf eine andere Art wiederholt. Der neue Versuch einer Weltherrschaft wurde angesichts von Europa durch einen offenbaren Meineid gemacht, und zu diesem Meineid des Einen bekannte sich durch mehrmalige Abstimmung die Gesammtheit des Volkes. Die in aller Kriegsgeschichte unerhörte Niederlage war die Sprache des Gottes, der lange geschwiegen hatte: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten" (Gal. V, 7).

Der Herr vom Himmel hat Gericht gehalten, und sein Ge-

richtsvollzieher ist gewesen das deutsche Volksheer. Zwar dürfen und können wir uns nicht rühmen, daß das deutsche Volk durch seine Gerechtigkeit dieses hohe Amt verdient hat, aber doch wäre es eine falsche Demuth, wenn wir den Gegensatz unseres Volkes zu jenem nicht zu erkennen, noch auszusprechen wagten. Wir sind bei allen unseren Untugenden und Sünden bisher vor solchem nationalen Sündenfall, wie ihn die Geschichte jenes Volkes aufweist, durch Gottes Gnade bewahrt geblieben. Während jener Kaiser durch offenbaren Meineid den Namen Gottes entheiligt und sein Volk ihn darin bestätigt, und den zwiefachen Frevel der nationalen Gesammtschuld verstärkt, hat unser frommer Kaiser in seinen grandiosen Siegen öffentlich Gottes Namen geehrt, und die, welche unser Volk auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen beobachtet, haben viele Züge seiner Frömmigkeit berichtet.

Auf der Höhe des Jahreswechsels blicken wir aber nicht bloß zurück, sondern auch vorwärts. Wenn unser Volk am heutigen hohen Feste seiner Vergangenheit sich erinnert und bedenkt, wie Gott der Herr, weil wir als Volk den Glauben nicht abgesagt, uns durch das Labyrinth der Jahrhunderte hindurchgeführt, und uns gegenwärtig krönt mit einer Macht und Herrlichkeit, wie wir sie noch niemals besessen, wenn unser Volk dies erwägt, wie sich's gebührt, so muß es niederfallen, Mann für Mann, und mit dankerfülltem Herzen Gottes Gnade preisen mit neuen Zungen und neuen Liedern. Da Gott unser Volk so ungewöhnlich freundlich grüßt, so müssen wir danken vor Allem mit dem Vertrauen, daß er es seinerseits in unserer Zukunft nicht an seinem Segen wird fehlen lassen. Während andere Völker ihrem Zerfall entgegengehen, ist unser Volk mit neuer Jugend gesegnet, und angelweit thut sich ihm das Thor der Zukunft auf. Gottes dürfen wir sicher sein für unsere Zukunft, wenn wir es nur nicht an uns selber fehlen lassen. Wenn es wahr ist, daß das deutsche Volk durch das vergangene Jahr auf die Höhe der weltgeschichtlichen Entwicklung gestellt ist, dann ist es für uns eine große Gewissensfrage: was ist denn für uns gegenwärtig in der Weltgeschichte die Hauptarbeit, auf daß wir in dieselbe eintreten? Für uns als Christen giebt es darauf keine andere Antwort, als die alte: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes" (Matth. VI, 33). Jahrhunderte haben sich an

diesem Wort erbaut, aber seine Fülle und seine Kraft haben sie nicht erschöpft. Da unser deutsches Volk ein Reich geworden ist, so sind wir darauf angewiesen, den Begriff des göttlichen Reiches strenger als bisher zu fassen. Das Reich Gottes wird entweder als eine auf das Stillleben beschränkte Innerlichkeit aufgefaßt, oder als eine so umfassende Aeußerlichkeit, daß das ganze Weltleben darin aufgenommen wird. Es ist nunmehr die Zeit gekommen, in welcher die tiefste Seite des deutschen Geistes, die religiöse Anlage, sich mit der nationalen Thatkraft vermählen soll, zu einer hohen und heiligen Mission für die Völker der Erde. Sprechen wir es aus mit eben so tiefer Demuth, als hoher Freude: es ist offenbar geworden des deutschen Volkes höchster Beruf, nämlich mitten in der Heidenwelt das Königreich Jesu Christi, unter Ausschluß aller Engherzigkeit und aller Weltfrömmigkeit, aufzurichten. Wir sind an einem Scheidewege angelangt: entweder muß die Kirche angesichts der neuesten großen Ereignisse als ein bloßes Auguren- und Ceremonieninstitut in völlige Mißachtung versinken, oder sie muß sich aus ihrem ewigen Geiste erneuern, um der Höhe der Zeit ebenbürtig zu werden. Da wir nun als Christen wissen, daß auch der Hölle Pforten Christi Gemeinde nicht überwinden werden, so zweifeln wir nicht, daß in dieser großen Zeitwende nicht das schlimmere, sondern das gute Theil erwählt werden wird. Es wird also dahin kommen müssen, daß man jene schimpflichen und schädlichen Banden und Fesseln, welche auch die reformatorische Kirche sich in schwachen Stunden aus der Welt aufgebürdet hat, mit heiligem Wagniß wegwirft, und dann das Heiligthum wiederum aufrichtet auf dem urchristlichen Boden des Geistes und des Wortes. Und es ist kein Zweifel: eine Kirche, welche allen Zwang und alle äußerliche Gewalt und Gesetzlichkeit als einen schändenden Greuel hinauswirft aus dem Heiligthum, — eine solche Kirche wird sich mit dem deutschen Gewissen und Gemüth vermählen, dergestalt, daß sich darin der höchste Beruf unseres Volkes vor den Augen der ganzen Welt darstellen wird. Groß ist die Herrlichkeit unserer Siege, weit größer aber wird jene Herrlichkeit des christlichen Geistes sein. Da aber diese wunderbar herrliche Zukunft nicht anders als durch gewissenhafte und entschlossene Betheiligung unser aller zu erreichen sein wird, so können wir die Schwelle des neuen Jahres

würdig nur betreten, wenn wir vor Gott das heilige Gelübde ablegen, nach bestem Wissen und Vermögen das Königreich Jesu Christi in unserem Volke aufrichten zu helfen.

Als Christen dürfen wir am Eingang des neuen Jahres unseren Blick von jenem jetzt am Boden liegenden Volk nicht wegwenden. Daß das reich ausgestattete Land in Jahren des Friedens die Verwüstungen des Krieges überwinden wird, ist wohl außer Frage; aber das wäre kein Trost, wenn der Wurm der inneren Verderbtheit am Leben bliebe. Die heilige Schrift spricht oft von der Gotteshand, welche schlägt und dann verbindet, welche tödtet und dann lebendig macht. Durch unser Schwert hat Gott jenes Volk geschlagen, ist es denn nicht auch unsere Pflicht, dem geschlagenen Volk die göttliche Heilung zu bringen? Weit und tief wie das Meer ist der innere Schaden dieses Volkes, und wer das erwägt, der möchte wohl verzagen und verzweifeln. Aber es muß doch ewig wahr bleiben und sich immerdar auf's Neue bewähren, daß Gottes Gnade und Macht all' unsere Erfahrung und auch all' unser Denken übersteigt. Erinnern wir uns an jene herrliche Vergangenheit vor 350 Jahren. Dunkel bedeckte das Erdreich, und Finsterniß die Völker, und in Frankreich begann am hohen Thron sich festzusetzen jene sittliche Fäulniß, welche seitdem niemals gründlich ausgerottet ist. Da erglänzte ein helles Licht vom Himmel in deutschen Landen und verbreitete seinen Schein weit umher, und seine Strahlen drangen bis zu jenem finsteren Thron, und nicht viel fehlte, daß es auch dort die Finsterniß überwunden hätte. Ist denn nun jenes Himmelslicht ausgebrannt? Wenn das deutsche Evangelium mit Gottes Hilfe einen neuen Anlauf nimmt, und nicht bloß durch Reden und Schriften, auch nicht bloß durch das Leben einzelner Zeugen, sondern in dem großen Stil einer wahrhaft volksthümlichen und reichsmäßigen Gestalt sich der Welt darstellt, sollen wir da nicht zu dieser neuen Offenbarung des Reiches Christi das Vertrauen haben, daß sie in jenem Volk auserwählte Geister erwecken werde, daß dieselben sich gründlich und rechtmäßig lösen von dem Bann ihres Volkes, um dann auf dem Grunde eines neuen Lebens den Muth zu gewinnen, nicht bloß Einzelne ihrer Volksgenossen zu bekehren, sondern endlich dem ganzen Volk den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten? Und wer ist so klein-

gläubig, an dem heilsamen Erfolg einer solchen nationalen Buß- und Glaubenspredigt zu zweifeln? Ich habe den Weg bezeichnet, auf welchem wir dahin gelangen können und sollen, für die Wunden, die unsere Hand geschlagen, den lindernden und heilenden Balsam „aus Gilead" zu bringen. Wer sich entschließt, an seinem Theil diesen Weg zu betreten, dem keimt im Herzen auch für jenes Volk eine freudige Hoffnung.

So habe ich an der bezeichneten Stelle im Anfang des Jahres 1871 gepredigt. Ich verkehrte in jener Zeit mit Gervinus, dem gelehrten, geistvollen, edlen Manne von streng sittlichen Grundsätzen. Es ist bekannt, daß Gervinus mit der Wendung der deutschen Politik seit 1866 und den folgenden Jahren nicht einverstanden war, daß er über diese Wendung bekümmert war. Man hat ihm dieses damals sehr verdacht und hat ihn einer krankhaften Nervosität beschuldigt. Ich glaube, man würde ihm jetzt mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was Gervinus beklagte, und wovon er schlimme Folgen befürchtete, das war das Uebergewicht der materiellen Macht über die geistlichen, rechtlichen und sittlichen Potenzen, in denen er den Hauptschutz des deutschen Geistes und Wesens erkannte.

Daß diese materielle Präponderanz namentlich seit 1879 schlimme Wirkungen hat, werden diejenigen, welche die Freiheit lieben und schätzen, nicht leugnen wollen. Den Sorgen und Befürchtungen Gervinus' stellte ich entgegen die Hoffnung, daß das gesteigerte Papstthum den schlafenden Protestantismus, namentlich in Deutschland, zu einem kräftigen und siegenden Widerstand aufwecken werde, und dieser gekräftigte Protestantismus werde in der gegenwärtigen politischen Strömung, wie einst in England, den politischen Freiheitsgeist zu einem nationalen Heroismus erheben, und dieses hochgeistige Gegengewicht werde jene materielle Präponderanz zu einem Durchgangspunkt herabsetzen. Diese meine Hoffnung hörte Gervinus ruhig an, hatte aber das schwere Bedenken dagegen, daß unser Protestantismus zu einer solchen begeisternden heroischen Kraft nicht mehr fähig sei, und Gervinus lag dabei seine Erfahrung im Jahre 1864 im Sinne. Demselben Zweifel und Mißtrauen begegnete ich, als ich einmal vor Theodor Mommsen meine Hoffnung auf eine neue religiöse Aera aussprach.

Ich muß ja zugeben, daß diese Männer, welche im geschichtlichen Wissen Meisterschaft erworben, vorläufig meiner Hoffnung gegenüber vollkommen Recht behalten haben. Das vaticanische Papstthum hat den gesammten katholischen Episkopat und Clerus unterjocht, ja seine finsteren Schatten reichen bis zur protestantischen Metropole auf deutschem Boden. Gegenwärtig tagt in Berlin die zweite protestantische Generalsynode. Als dieselbe zum erstenmal versammelt war, ermannte sich der Festprediger Dr. Brückner, eine leise Anklage gegen den Romanismus zu erheben. Sofort machte die dreiste ultramontane Presse Miene, diese Anklage als ein Attentat zu brandmarken. Darauf erfolgte Nichts, um die protestantische Nothwehr zu vertheidigen. Nach Allem, was vorliegt, ist offenbar, daß die zweite Generalsynode noch weniger Muth besitzt, um den Kampf mit dem vaticanischen Rom aufzunehmen.

Ich muß ja bekennen, von Allem, was ich in meiner Neujahrspredigt 1871 als meine christliche Hoffnung ausgesprochen, ist bis jetzt das Gegentheil erfolgt. Der christliche Leser wird es wohl merken, daß ich mit Freudigkeit und Begeisterung meine Hoffnung vorgetragen habe, der christliche Leser wird demnach ermessen können, welch' ein Kummer an meiner Seele nagt, daß ich, was seit 15 Jahren auf dem kirchlichen Gebiet geschehen ist, habe anschauen und erleben müssen. Wie eine Gebirgslast liegt diese Erfahrung auf meiner Seele.

Und dennoch gereut es mich keinen Augenblick, daß ich jene Hoffnungen gehegt, und daß ich sie so frisch und freudig ausgesprochen habe.

„Gottes Mühlen mahlen langsam," das wußten schon die Heiden, wie ich zu meinem Troste noch einmal wiederholen will. Trotz aller bisherigen Erfahrung vom Gegentheil steht mir unwandelbar fest, daß das gesteigerte Papstthum einen um so intensiveren Glauben erwecken werde. Durch den Aufschub wird der neue Anfang nur um so gründlicher.

XXXIX. Das vaticanische Concil oder das papistische Antichristenthum im Steigen.

Im Jahre 1885 proclamirte Windthorst in Münster: „Der Papst regiert die Welt", und in demselben Jahre, wenige Monate später, ruft der erste protestantische Kaiser das Friedensamt des Papstes an. Die „Times" schreibt: „Die Protestanten bekämpften den Schiedsspruch des Papstes Alexander VI. mit Flotten und Kreuzern. Das war das letzte Beispiel päpstlicher Vermittelung auf Jahrhunderte hinaus. Die lebhafteste Phantasie hätte nicht darauf verfallen können, daß der nächste Antragsteller vor dem päpstlichen Appellhofe Fürst Bismarck sein würde." So schreibt die Times. Und bei der bevorstehenden Landtagswahl in Preußen (1885) ist keine Partei ihrer Wiederwahl so sicher, wie das Centrum mit seinen hundert Stimmen, welche in vielen Fragen die Entscheidung bringen, welche Bismarck am 8. Mai 1881 den „unüberwindlichen Thurm" genannt hat.

Diese den deutschen und protestantischen Liberalismus tief beschämenden Thatsachen beherrschen in vieler Beziehung die Lage der öffentlichen Angelegenheiten.

Am liebsten spricht man jetzt nicht von diesen Thatsachen, sondern indem man sich stillschweigend vor ihnen verbeugt, sucht man sich mit ihnen abzufinden. Ein unheimliches Gefühl aber beschleicht die Gemüther, indem man nicht weiß, was noch alles kommen kann, und daß man möglichen und wahrscheinlichen Folgen dieser Thatsachen ohnmächtig gegenübersteht. Diese peinliche und unwürdige Stimmung angesichts der Gegenwart und der Zukunft ist die Strafe für die blinde Leichtfertigkeit, mit der man in der modernen Welt das römische Papstthum betrachtet hat.

Wenn Männer der Wissenschaft, Meister der Geschichte, wie Wilhelm von Humboldt, Berthold Niebuhr, Leopold von Ranke, Josias von Bunsen, Karl Hase, von der unheimlichen Macht des Papstthums entweder gar keine, oder eine nur ganz ungenügende Vorstellung haben, wenn Luther's Posaune gegen die Mauern des Papstthums selbst für gelehrte Ohren vergeblich geblasen hat, dann

wird das Volksurtheil über das Papstthum in sorglosen Schlummer eingewiegt werden. Wer sich will fröhlichen Muth für die Gegenwart und gute Hoffnung für die Zukunft verschaffen, der muß den Muth und die Geduld besitzen, in den Abgrund des Werdeprocesses jener beschämenden Thatsachen, welche gegenwärtig die Oberfläche beherrschen, hineinzuschauen. Als Pius IX. am 26. Juni 1867 zuerst den Gedanken eines allgemeinen Concils aussprach und sodann am 29. Juni 1868 das Concil ansagte, hat die eine Hälfte der Welt gelacht und die andere Hälfte gezweifelt. An sich bilden Papst und Concil einen Gegensatz. Luther sagt, der Papst wird nie ein Concil berufen, wenn er nicht das Concil in seiner Hand hat. Da nun Pius IX. das vaticanische Concil so rasch con amore berufen hat, so mußte er gewiß sein, daß dieser Löwe zahm geworden, und er daher mit ihm spielen könne. Quirinus schreibt aus Rom am 15. Februar 1875: „Dem Concil fehlt die Seele der Freiheit, was jetzt in Rom für ein Concil ausgegeben wird, ist im Grunde doch nur die geschminkte, auf dem Paradebett liegende Leiche eines Concils". Die beiden in Paris erschienenen Schriften „Ce qui se passe au Concil" und „La dernière heure du Concil" enthüllen eine Fülle von Thatsachen, welche diese Unfreiheit bezeugen. Im Mai 1870 schreibt ein südfranzösischer Bischof: „Der Mangel an Freiheit fällt in die Augen wie ein Gebirge, der öffentliche Protest ist das einzige Rettungsmittel in dem unerhörten Sturm, der die Kirche überfällt." Als der Cardinal Rauscher mit 42 Bischöfen gegen die octroyirte Geschäftsordnung protestirte, sagte der Cardinal Laova: „der Papst habe es so geordnet, es dürfe nicht weiter darüber geredet werden." Dieses nach seinem Geständniß schmählich geknechtete Concil hat am 18. Februar 1870 unter Donner und Blitz das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit decretirt, wodurch das, was bisher freie Lehrmeinung war, zu einem Glaubenssatz erhoben wird, an welchem für alle Christen die Seligkeit hängt, indem auf die Leugnung dieses Glaubenssatzes ein vierfacher Fluch gelegt wird. Gegen dieses von 553 Concliaren beschlossene Decret hatten bei der vorläufigen Abstimmung am 13. Juli 88 mit Nein gestimmt, und am 17. Juli erklärten die Oppositionsbischöfe schriftlich, daß sie, durch zwingendes Gewissen

bewogen, am 13. Juli mit Nein gestimmt und nunmehr zu ihren Heerden zurückkehren würden.

Ich habe nun 15 Jahre lang die Acten dieses Concils, so weit ich deren habhaft werden konnte, gelesen und studirt, und jedesmal, wenn ich mich mit diesen Acten befasse, bin ich entsetzt darüber, daß dieses mitten in der Christenheit im hellen Tageslicht geschehen kann, mehr aber noch darüber, daß dieses die unantastbare Basis ist, auf welcher der die Welt bezaubernde Nimbus des infallibilen Papstthums, die imponirende Macht des ultramontanen Centrums und die Caplanpresse und der großartige Glanz der Katholikenversammlung ruht. Mein größter Kummer aber ist, daß dieser blendende Schein des vaticanischen Papstthums so viele Protestanten erschüttert, verzagt und stumm macht. Mit mir ist es umgekehrt; je dreister, übermüthiger und frecher der Ultramontanismus sich gebärdet, redet und schreibt, desto mehr werde ich in meinem protestantischen Glauben befestigt und gestärkt, einen desto jäheren und bälderen Sturz dieses falschen Thrones erwarte ich. Denn in jeder Entfaltung des vaticanischen Pompes schaue ich die steigende Macht der Lüge; jede Aeußerung des neu gesteigerten päpstlichen Hochmuthes zwingt mich, immer auf's Neue die ungeheure Verfälschung der Wahrheit, die himmelschreiende Knechtung aller Freiheit in jenem sogenannten Concil anzuschauen und zu verabscheuen. Diese jedesmal mein Innerstes empörende Anschauung der vaticanischen Lüge und Christenknechtschaft ist ein wesentliches Stück meiner inneren Geschichte. Ich werde hier in der Kürze zusammenfassend darstellen, was in dem Hauptdecret des vaticanischen Concils als Steigerung des antichristlichen Charakters des gegenwärtigen Papstthums enthalten ist. Ich behaupte, es ist in dem vaticanischen Decret vom 18. Juli 1870 enthalten: ein übermenschlicher Hochmuth, eine fanatische Empörung, ein vierfacher Fluch gegen 124 Millionen Protestanten nach der katholischen Statistik von Lyon und insbesondere gegen den deutschen Kaiser Wilhelm I. Ich werde dieses beweisen mit solchen Argumenten, welche für alle Katholiken bindend sind.

Einer der besten Päpste ist Gregor der Große, gestorben 604, er lebte zu der Zeit, als das katholische Element des Primates

noch nicht von dem hierarchischen Element desselben verschlungen war. Zur Zeit dieses Papstes versuchte der Patriarch von Constantinopel sich den Titel: „Episcopus universalis“ beizulegen. In vierzehn verschiedenen Briefen hat Gregor mit großem Eifer sich gegen diese Anmaßung ausgesprochen, er sah in diesem Titel einen blasphemischen, ja satanischen Hochmuth (Baumgarten, Kirchliche Zeitfragen S. 345). Reichlich vier Jahrhunderte später hat der Papst Gregor VII. eben diesen von Gregorius Magnus scharf verdammten Titel sich selbst beigelegt. Und das vaticanische Decret über den Papst lautet nach der approbirten Uebersetzung: „Alle Christen haben zu glauben, „daß der römische Papst den Primat über den ganzen Erdkreis inne hat, daß er das Haupt der ganzen Kirche ist und aller Christen Vater und Lehrer, daß ihm die volle Gewalt, die gesammte Kirche zu weiden, zu leiten und zu regieren übertragen ist.“ Damit ist jener von Gregor dem Großen als blasphemisch und satanisch verworfene Titel nicht bloß wiederholt und dem römischen Papst zugeeignet, sondern es ist, was in jenem Titel enthalten ist, für Jedermann ausgelegt und verständlich gemacht. Es ist demnach das, was Gregor der Große als übermenschlichen und teuflischen Hochmuth verdammt, als das Privilegium einer göttlichen Vollmacht dem römischen Papste feierlich und unwiderruflich zugesprochen. In einer Kaiphasstimmung hat Pius IX. mit seinem Concil in dem dritten Capitel der Constitutio dogmatica vom 18. Juli 1870 jene Verdammung Gregor's nach göttlichem Verhängniß wiederholen müssen. Wir bleiben hier einfach stehen bei dem Urtheil des Papstes Gregor des Großen. Wenn schon der Titel „allgemeiner Bischof“ eine übermenschliche Anmaßung war, so ist die Ausbeutung dieses Titels in dem vaticanischen Dogma eine Steigerung des übermenschlichen Hochmuthes. Dann aber halten wir uns an den oft wiederholten Spruch der göttlichen Weltordnung: „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden.“ Es ist nicht das erste Mal, daß das Papstthum in der Welt eine hohe Rolle spielt, aber es ist noch jedesmal auf diese Höhe eine Erniedrigung erfolgt, und zwar am tiefsten in ihrer vielgerühmten römischen Burg. Das Papstthum mag sich drehen und wenden in der Welt, wie es will, auf die höchste Stufe

der Selbsterhöhung wird eine Erniedrigung erfolgen, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat. Dann wird man dem Urtheil Gregor's des Großen mehr Aufmerksamkeit schenken, als gegenwärtig.

Das merkwürdigste Actenstück aus dem vaticanischen Concil ist die Petitio a pluribus Galliae, Austriae et Hungariae, Italiae, Anglicae et Hibernae et Americae septentrionalis Praesidibus exhibita (Friedrich, Documenta V, 388—391). Der Verfasser ist wahrscheinlich der Cardinal Rauscher; nach der Angabe eines bayrischen Geistlichen waren es hundert Bischöfe, welche bei dieser Petition betheiligt waren. Diese Petition bringt die innersten und besten Gedanken der auf dem vaticanischen Concil versammelten Bischöfe an's Licht, und die Geschichte dieser Petition, das heißt ihre Vergeblichkeit und die Verkehrung in das Gegentheil, ist der Leichenstein für den letzten Rest von Wahrheit und Freiheit, welche auf diesem Concil vorhanden gewesen ist. Darum suchen die Papisten dieses Actenstück möglichst zu verstecken. Viel würden sie darum geben, wenn sie dieses Actenstück aus der Welt schaffen könnten, und eben die, welche unter jenes Actenstück einst ihren Namen gesetzt, würden für die Vernichtung desselben den allerhöchsten Preis zahlen. Eine dreiste Rabulisterei hat es bewirkt, daß die ungeheure Schmach dieses Actenstückes und seiner Geschichte der öffentlichen Aufmerksamkeit fast ganz entgangen ist. Es wird aber der Tag kommen, an welchem diesem Monstrum seine öffentliche Beleuchtung widerfahren wird. Es ist aber nicht gut, wenn inzwischen diese Sache mit absolutem Stillschweigen bedeckt wird. Aus dem Grunde habe ich mir seit 13 Jahren viele Mühe gegeben, die Aufmerksamkeit auf diese Petition vom 10. April 1870 hinzulenken, und will nicht unterlassen, auch an diesem Ort die Hauptmomente hervorzuheben.

Je näher die Entscheidung über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit heranrückte, desto mehr leuchtete es den Concilsvätern ein, daß mit dem Dogma der päpstlichen Infallibilität die unzweifelhafte Richtigkeit aller päpstlichen Entscheidungen ex cathedra anerkannt und ausgesprochen sein würde. Nun gab es eine päpstliche Entscheidung, eine Bulle, deren Anerkennung den intelligenteren Bischöfen außerordentlich bedenklich und gefährlich erschien, und in Beziehung auf diese Bulle wünschten sie daher vom Papste eine

Vorentscheidung, welche sie auch nach jenem eventuellen Dogma schützen und sicherstellen könnte.

Es handelte sich in der genannten Petition um die Bulle Unam sanctam von Papst Bonifacius VIII. am 18. November 1302. Diese Bulle hat einen Ehrenplatz in dem päpstlichen Rechtsbuch (Corpus jur. canon. ed. J. H. Boehmer II, 1139), und Hefele schreibt: „Bonifacius hat in der Bulle Unam sanctam seine Theorie über das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt in ein förmliches System gebracht (Conciliengeschichte VI, 317). Nach dieser Bulle sind die beiden Schwerter, welche nach Bernhard die beiden Obergewalten, die geistliche und weltliche, darstellen, so geordnet, daß das weltliche Schwert dem geistlichen untergeordnet ist, mithin die Weltordnung darin besteht, daß der Kaiser sein Schwert dem Papste verdankt. Eine gegentheilige Ansicht, nach welcher zwei ebenbürtige Mächte neben einander existiren, wird in jener Bulle als Manichäismus, als eine der verdammlichsten Ketzereien, verworfen. Also die Nebeneinanderordnung der beiden Gewalten, wie der Sachsenspiegel und wie auch Peter Reichensperger lehrt, ist seit 1302 und 1870 eine todeswürdige Ketzerei.

In ihrer grandiosen Consequenz liegt das zähe Leben dieser Bulle, wie ich dasselbe verfolgt habe (Lutherus Redivivus S. 77 bis 90).

Aus der Petition vom 10. April 1870 ist zu ersehen, daß im Laufe der Zeiten ein Theil der Bischöfe, welcher zu den Intelligenteren gehört, sich von dieser staatsfeindlichen Lehre los gemacht hatte, und diese sind es, welche darum ihr Herz ausschütten, um für immer von den Fesseln der Bulle Unam sanctam befreit zu werden. Aber es ist gefährlich, vor den Ohren des Papstes und seiner Cardinäle von Freiheit zu sprechen. Denn Freiheit ist ein wildes Thier; wenn es sich regt, wird es eingesperrt, und ein Ring wird ihm durch die Nase gezogen. Hätten Rauscher und Consorten nie von ihrer staatsfreundlichen Freiheit gesprochen, dann wäre ihnen durch das Stillschweigen des Papstes auf ihren Nothschrei ihre Geistesknechtschaft nicht so schmerzlich zum Bewußtsein gebracht. Indessen, es ist offenbar von Gott so gefügt und verhängt, daß wir nun ein schriftliches Document in Händen haben

sollten, um durch dasselbe die verführerischen Stimmen einer scheinbaren Staatsfreundlichkeit des Papstes stumm und todt zu machen. Die hohen Prälaten haben in dem bezeichneten Schriftstück den Versuch gemacht, der infernalen Lüge, welche die Staaten und Völker der christlichen Welt gefährdet, den schlimmsten Stachel auszubrechen. Sie haben ihre Kraft überschätzt, denn erreicht haben sie nur, daß die Welt jetzt eine authentische Urkunde besitzt, welche ihr endlich den vollen Beweis liefert von einem unsichtbaren fanatischen Empörungsgeist, der die Ordnung und Ruhe der Staaten bedroht. Die prälatischen Petenten erklären, daß der wichtigste Punkt in dem Dogma über die päpstliche Unfehlbarkeit die Lehre betreffe, welche dem christlichen Volk über das Verhältniß der katholischen Kirche zu der bürgerlichen Gesellschaft von Gottes wegen vorzutragen sei. In dieser Lehre giebt es nun, wie die Prälaten ausführen, und wie es auch der geschichtlichen Wahrheit entspricht, einen großen Gegensatz zwischen zwei deutlich hervortretenden Richtungen. Die Päpste des Mittelalters, „getäuscht durch falsche Erzählungen," wie diese Prälaten offen aussprechen, haben sich den Besitz der „beiden Schwerter" zugeschrieben, und haben als von Gott das Recht in Anspruch genommen, „über alle zeitlichen Angelegenheiten Vorschriften zu geben und Urtheile zu fällen". Die Prälaten entschuldigen zwar die mittelalterlichen Päpste wegen dieser Doctrin, halten aber diese Lehre ganz entschieden für einen Irrthum. Von sich selber bekennen diese Bischöfe, daß sie mit fast allen Bischöfen der katholischen Welt „dem christlichen Volk eine andere Lehre über das Verhältniß der kirchlichen Gewalt zur staatlichen vortragen". Es hat also der Episkopat der jetzigen katholischen Welt bis zum 10. April 1870 dem christlichen Volk über das Verhältniß von Staat und Kirche eine Lehre vorgetragen, welche mit der Lehre der mittelaltrigen Päpste von Gregor VII. an, den die Petition als den Anfänger der oben bezeichneten irrigen Lehre namentlich hervorhebt, in offenem Widerspruch steht. Das Verhängnißvolle nun in der gegenwärtigen Lage, was diese Prälaten vornehmlich quält, ist der Umstand, daß Bonifacius VIII. jene mittelaltrige Lehre, wie die Bischöfe sich wörtlich ausdrücken, „von dem Verhältniß der päpstlichen Gewalt durch die Bulle Unam sanctam verkündigt und allen Gläubigen anzunehmen

befohlen hat." Wenn nun durch das Unfehlbarkeitsdogma die Bulle Unam sanctam unfehlbar würde, „so stände es der Kirche nicht frei," so schreiben die Prälaten ausdrücklich, „die nunmehr sanctionirte Lehre der Unam sanctam den Gläubigen zu verbergen, denn die Kirche muß den Spuren des heiligen Paulus folgen, welcher versichert: „Ich habe nicht unterlassen, den ganzen Plan Gottes zu verkündigen." Die Bischöfe sind sich dessen bewußt und sprechen es offen aus: „Nach der Sanctionirung der Unam sanctam werden die Gegner der katholischen Kirche hohnlachend sagen: nach langen und vergeblichen Vorstellungen ist es endlich evident geworden, daß jeder Katholik, dessen Werke durch den Glauben, den er bekennt, geleitet werden sollen, ein geborener Feind des Staates ist, da er sich im Gewissen für gebunden erachtet, so viel er kann beizutragen, damit alle Reiche und Völker dem römischen Papst unterworfen werden." Die Bischöfe führen diese furchtbare Anklage der Gegner deshalb an, weil sie bemerklich machen wollen, daß nach der Sanctionirung der Bulle des Bonifacius, die mit dem feierlichen Satze schließt: „Wir erklären, daß die Unterwerfung unter den römischen Papst für die ganze menschliche Kreatur unbedingt zum Heile nothwendig ist," keine Möglichkeit vorhanden ist, dieser gegnerischen Anklage etwas entgegenzusetzen.

Die Petition vom 10. April 1870 ist ein wahrer Nothschrei der hundert Bischöfe, welche das Concil warnen, daß es nicht durch einen unzweifelhaft staatsfeindlichen Beschluß die unausbleibliche gerechte Nothwehr der Staaten gegen die vaticanische Kirche hervorrufe. Papst und Concil haben diesen Nothschrei verachtet, sind über die Petition zur Tagesordnung übergegangen, und haben durch den Beschluß vom 18. Juli 1870 die Bulle Unam sanctam zum Glaubenssatz erhoben und damit alle Folgen dieses Beschlusses, welche jene Prälaten vorhergesagt, auf ihr Gewissen genommen. Auf Grund der Erklärung der hundert Bischöfe: „Jeder Katholik ist ein geborener Feind des Staates" ist der Concilsbeschluß vom 18. Juli 1870 eine auf fanatischem Aberglauben ruhende principielle Empörung gegen die Obrigkeit von Gottes Gnaden.

Das Concil hat am 18. Juli 1870 sein Decret mit vier neuen Flüchen bewaffnet. Das Concil von Trient hatte mit einem Doppelfluch gegen alle Protestanten am 4. December 1563 ge-

schlossen. Inzwischen hatte sich der Protestantismus zu einer Kirche ausgebaut. Das tridentinische Papstthum hatte aber allenthalben, wo ihm die Gewalt zu Gebote stand, mit Feuer und Schwert gegen die Protestanten gewüthet. Ein so versöhnlicher Theologe, wie Heinrich Thiersch, verlangt daher von den Katholiken zum Mindesten aufrichtige Buße wegen dieser blutigen Verfolgungen. Die bekannte echt kirchliche Coblenzer Laienadresse bittet und warnt, daß man doch im Concil zum Wenigsten den Gegensatz gegen die protestantischen Christen nicht verschärfen solle. Und womit beginnt nun das vaticanische Concil? In der dritten öffentlichen Sitzung am 24. April 1870 wird zuerst das tridentinische Concil gefeiert, und sodann der Ungehorsam der Protestanten gestraft; die Protestanten hätten also sich dem mehrfachen tridentinischen Anathema unterwerfen sollen, und am Schlusse erklärte das Concil einen vierfachen Fluch gegen Alle, welche die Unfehlbarkeit des Papstes leugnen, wodurch, wie das Concil von vornherein weiß, alle und jede Protestanten unter das Anathema gestellt werden. Christus hat einst auf dem Berge das Zürnen wider den Bruder und das Schmähen desselben unter schwerer Strafe verboten. Die päpstliche Kirche kann nicht leugnen, daß die Protestanten Christen sind, mithin vollen Anspruch haben auf die christliche Brüderschaft. Das haben wir durch unser öffentliches Verhalten durch 300 Jahre bewiesen und somit die fürchterlichen Anklagen und Verleumdungen der Päpste Leo X. und Hadrian VI. und ihrer Vertheidiger, Dr. Eck und Cochläus, thatsächlich widerlegt. Wir verlangen auf Grund einer dreihundertjährigen Geschichte von den Katholiken einen öffentlichen Widerruf jener Anklagen und Verleumdungen. Und nun kommt Ihr daher und ruft uns nicht bloß das „Racha" und „du Narr", sondern sogar das entsetzliche Anathema entgegen. Dieses Anathema bezeichnet nach Euren Rechtsbüchern die Scheidung von Gott und die Ueberantwortung an das Feuer, welches bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln (Corpus jur. canon. ed. Boehmer I, 85. Bellarmin, Rom. ed Taur. V, 62). Euer Pius IX. hat Euch sogar verboten, für uns Protestanten Hoffnung zu hegen. In der approbirten Ausgabe der Acta et Decreta des vaticanischen Concils (Freiburg 1871) ist zu Syllabus 17 verwiesen auf die Encyklia Pius' IX. vom 17. August 1863, wo

es heißt: notissimum est catholicum dogma, neminem extra catholicam ecclesiam salvari posse (La civiltà cattolica Rom. 1863. p. 725). (Es ist allgemein bekannt das katholische Dogma: daß Niemand außerhalb der katholischen Kirche selig werden kann.)

Gegen diese authentischen Sätze der päpstlichen Kirche haben schwächliche Ausreden einiger Katholiken, auf welche sich Graf Brühl und Dr. Windthorst am 16. April 1875 stützten, absolut kein Gewicht (Delitzsch, Das Lehrsystem der römischen Kirche I, 71. 77. 78. 80. 82). Welcher katholische Christ über jene dämonische Flüche gegen christliche Mitbrüder erschrickt, der muß den Muth haben, von einem Kirchenthum, in welchem so offenbar das Feuer eines antichristlichen Hasses brennt, sich loszusagen.

Es ist aber bei diesen vier neuen Flüchen des vaticanischen Papstthums wohl zu beachten, daß diese Flüche vor allen Protestanten den ersten protestantischen Kaiser des deutschen Reiches treffen. Die erste dogmatische Constitution über die Kirche Christi, welche das Unfehlbarkeitsdogma decretirte, schließt mit den Worten: „So aber Jemand dieser unserer Entscheidung, was Gott verhüte, zu widersprechen wagen sollte, der sei verflucht." Der Papst hatte in dem Schreiben an den deutschen Kaiser vom 7. August 1873 gesagt: „Mein Panier ist die Wahrheit, und meine Pflicht ist, die Wahrheit auch Denen zu sagen, welche nicht Katholiken sind, denn Jeder, der die Taufe empfangen, gehört dem Papste an." Darauf antwortet Kaiser Wilhelm: „Die Aeußerung, daß Jeder, der die Taufe empfangen, dem Papste angehöre, kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen. Der evangelische Glaube gestattet uns nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen anderen Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen." Hier liegt also der offenbare und öffentliche Widerspruch vor gegen den in dem vaticanischen Dogma proclamirten Glaubenssatz, daß der Papst der allgemeine Lehrer und Richter sei in der ganzen Christenheit, mithin ist Kaiser Wilhelm nach dem vaticanischen Dogma, auf dem die Gegenwart der päpstlichen Kirche ruht, dem vaticanischen Anathema verfallen. Dieses Anathema wird durch freundliche Briefe und ehrende Legationen nicht gemildert, geschweige denn aufgehoben, es kann nur durch ein Gottesgericht über den römischen Stuhl gesühnt werden.

Daß man über dieses wahrhaft entsetzliche Aergerniß so trockenen Fußes hinwegzugehen pflegt, liegt an dem unverantwortlichen Mangel des heiligen Ernstes in dem schweren Kampf mit dem Papstthum. Dieser Mangel an Ernst erklärt unsere bisherige Niederlage, welche auch nicht eher gebessert wird, als bis der protestantische Ernst erwachen wird, welcher dann auch den Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und dem Papste Pius IX. im Jahre 1873 christlich würdigen wird.

Die dem oberflächlichen Sinn leicht verborgene Innenseite der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage ist das Papstdogma in dem vaticanischen Concil. Dieses Papstdogma ist christlich gedeutet und ausgesprochen ein übermenschlicher Hochmuth, eine versteckte Empörung gegen die Obrigkeit von Gottes Gnaden und ein neuer vierfacher Fluch gegen alle Protestanten. Daß diese drei Momente des vaticanischen Papstthums nicht bloß antichristlich sind, sondern auch den bisherigen antichristlichen Charakter steigern, bedarf keines weiteren Beweises. Julius Köstlin schreibt daher mit vollem Recht: „Ich muß offen bekennen, daß auch ich zwar in dem Papstthum nicht das Antichristenthum schlechthin, wohl aber eine fortschreitende und namentlich seit der Reformation bis zum Vaticanum hoch bedeutend weiter fortgeschrittene Verwirklichung des Antichristenthums sehe" (Luther und J. Janssen S. 34).

XL. Meine protestantische Pflicht für die bedrohte und gefährdete Kirche.

Wenn Protestanten sich um das, was in der katholischen Kirche vorgeht, bekümmern, und die dortigen Schäden und Irrthümer zur Sprache bringen, dann pflegt man katholischerseits zu erwidern: „Bleibt ihr doch für euch und macht es wie wir, die wir in unseren Versammlungen uns auf unsere Angelegenheiten beschränken." Und es giebt Protestanten, welche diese Entgegnung für richtig halten und eine christliche Tugend darin sehen, wenn wir uns so wenig als möglich um katholische Dinge bekümmern. Auf diesem Wege

ist man von Seiten des Protestantismus dahin gekommen, das vaticanische Concil als eine reine innerliche Angelegenheit der katholischen Kirche anzusehen und die schmähliche Selbstunterwerfung der Oppositionsbischöfe mit dem Volksblatt für eine großartige Consequenz zu feiern. Eine solche Betrachtung und Behandlung des confessionellen Gegensatzes ist unchristlich. Der Umstand, daß die katholischen Versammlungen protestantische Angelegenheiten nicht besprechen, ist darum kein Ruhm, weil diese Versammlungen auf der indiscutirbaren Voraussetzung ruhen, daß der Protestantismus keine Kirche ist. Der wahre Protestantismus ist bereit, jeder Zeit Rechenschaft abzulegen über Alles, was er an der katholischen Kirche auszusetzen hat, und ist auf diesem Wege der freien Ueberzeugung und Selbstverantwortlichkeit zu der Anerkenntniß gelangt, daß auch unter dem unchristlichen Papstthum Christen wohnen und leben. Wenn die strengsten Protestanten, unsere Reformatoren Luther und Calvin, sich zu dieser Anerkenntniß offen und wiederholt bekannt haben, so sind wir Protestanten gegenwärtig um so mehr christlich verpflichtet, jene starre Gleichgültigkeit gegen die katholische Kirche als unchristlich zu verwerfen.

Als unsere Reformatoren von der päpstlichen Kirche in den Bann gethan wurden, da haben sie es unternommen, auf Grund ihres vom Papstthum unabhängigen Bibelglaubens die Kirche zu reinigen und zu erneuern. Aber trotz Allem, womit der Herr der Kirche dieses Werk einer erneuerten Kirchenbildung angesichts von drei Jahrhunderten an der civilisirten Welt gesegnet hat, ist doch nicht zu leugnen, daß diesem Neubau, wie Paul Sarpi sagt, das Dach noch immer fehlt. In dieser Unvollendung der protestantischen Kirche liegt für die katholische Kirche ein sehr beachtenswerthes Moment der Entschuldigung für ihren confessionellen Gegensatz. Das, was ihr, so können die Katholiken zu uns sagen, versprochen habt, bei eurem Abfall, Zion so zu bauen, daß wir als das reine Babel in der Welt zu stehen kommen, das habt ihr nicht geleistet. Wenn die Katholiken so zu uns sprechen, sind wir nicht im Stande, diese Einsprache zu widerlegen. Wollte Gott, daß wir nur erst soweit wären, diese von Rom kommende Beschämung zu Herzen zu nehmen!

Das Erste, was wir zu thun haben, ist, daß wir jene mecha-

nische Anschauung, nach welcher die Kirchen so gegen einander abgesperrt werden, daß sie kalt neben einander hergehen, völlig aufgeben. Diese herzlose, confessionelle Gleichgültigkeit ist eine Lossagung von dem dritten Artikel unseres Christenglaubens und von der Bruderliebe, Christi höchstem Gebot. Wer dagegen an dem Glauben und an der Liebe festhält, dem wird es auch an der Hoffnung nicht fehlen. Wenn wir doch nur nicht zu engherzig wären, daß wir die Zukunft immer nach dem Maße dessen, was ist und was gewesen ist, ausmessen! Die Zukunft steht in der Hand Dessen, der in den heiligen Zeiten Wunder gethan hat an der Natur, auf daß wir in den Weltzeiten hoffen sollten auf seine Wundermacht am Geiste. Ein weltkundiger und in kirchlichen Fragen unterrichteter englischer Staatsmann schreibt: „Es scheint, daß Deutschland, wo Luther seine mächtige Posaune blies, immer noch den Vorrang in der Domäne des Gewissens behauptet, immer noch die Stelle der Centuria praerogativa in den großen Comitien der Welt inne hat." Wenn ein Fremder solche Hoffnung hegt für unser Volk, warum sollten wir nicht um so freudiger dieses hoffen? In mir glimmt seit lange ein Hoffnungsstrahl, daß aus dem deutschen Katholicismus durch Gottes Geist eine echt christliche Ergänzung für die Lücken unseres kirchlichen Nothbaues erstehen wird. Als ich mich vor 27 Jahren mit ernsten Gedanken an die Erneuerung der Kirche trug, begegnete mir eine merkwürdige Erfahrung, welche mich in meiner Hoffnung auf eine herrliche Zukunft des deutschen Protestantismus bestärkte. Als ich in der bezeichneten Zeit Wochen lang in Gastein mich aufhielt, beschäftigten sich meine Gedanken viel mit den Salzburger Protestanten, welche einst zum Segen jene Gegend bewohnten. Ich suchte nach Spuren und Resten jener protestantischen Vergangenheit in diesen Thälern und Bergen, fand aber keine, bis ich einen Mann aus Salzburg traf, und viel mehr fand, als ich zu suchen gewagt hatte. Dieser Mann, damals schon ältlich, wird längst gestorben sein, ist mir durch vier Tage, in denen ich mit ihm verkehrte, eine hohe Merkwürdigkeit geworden. Dieser Katholik konnte nicht lesen, noch schreiben, war aber in der Welt viel herumgekommen, er kannte Italien und Bremen. In diesem Manne wohnte ein so tiefes, gesundes und kräftiges Christenthum, wie es mir kaum weder vorher, noch nach-

her vorgekommen ist. Da er wußte, daß ich Protestant war, fing er ein religiöses Gespräch an; angelegentlich fragte er nach Luther, von dem ich ihm gar nicht genug erzählen konnte. Er hatte den Kirchengesang der Protestanten gehört, und daran hatte er große Freude gehabt. Da er wußte, daß das Bild der Salzburger, ein Andenken an ihren Salzbund, sich in einem Gasthofe in dem Salzachthal befindet, so ließ er nicht ab, er mußte mich dahin führen. Er fragte, ob er wohl in einer protestantischen Gemeinde wohnen könnte ohne Anstoß, denn Protestant wollte er nicht werden, Katholik wollte er bleiben. Aber sein Katholicismus war sehr geläutert. Die Heiligenbilder an der Landstraße begrüßte er nur dann, wenn Christus „der Herr", wie er immer sagte, darin abgebildet war; er erklärte, wenn es mit ihm zum Sterben käme, werde er sich nur an Christus allein halten, alle Heiligen könnten ihm nicht helfen, übrigens freue er sich auf seinen Tod. Auf mein Befragen erklärte er, daß ihm das viele und lange Messehören kein Zeichen der Frömmigkeit, sondern eher das Gegentheil sei. Die Priester hielt er durchweg für unwissend; gegen seinen Beichtvater behauptete er, wie er mir erzählte, seine Selbständigkeit. Der einzige Bibelspruch, den er oft anführte, war: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet." Am merkwürdigsten war mir seine Antwort auf meine Frage, woher er diese christliche Selbständigkeit habe. Meine Frage befremdete ihn, er begriff gar nicht, wie man so fragen könne, das, was er denke und glaube, wäre ja nichts Besonderes, Alles, was er sehe und höre, bestätige ja das, was er glaube; was die Heuchler glaubten, das wäre ja offenbarer Aberglaube, das wäre gegen die Schöpfung. Ich mußte aus diesen Aussagen von Malchias Straßburger, so hieß der theure Mann, entnehmen, daß ein unbefangenes kindliches Gemüth in all' den Ceremonien und Verhüllungen des katholischen Ritus und Dogma den wahren Christus mit voller Sicherheit erkennen kann, und zwar mit solcher inneren Selbstgewißheit, daß auch ein einfacher Christ die abergläubischen Beiwerke energisch abweisen kann. Diese Erfahrung und Erkenntniß ist mir außerordentlich tröstlich im Hinblick auf die deutsche katholische Kirche. Uebrigens erinnert mich diese meine Erfahrung an ein ähnliches Begegniß, welches Schleiermacher 40 Jahre vorher in eben jener dunklen katholischen Gegend

erlebte. „Ein katholischer Geistlicher hat mir gar wohl gefallen, so daß wir mit einem Bruderkuß und thränenden Augen Abschied genommen haben" (Schleiermacher's Briefe II, 336).

Wir Protestanten sind den katholischen Brüdern den Beweis schuldig, daß die Kirche ohne den Felsen des römischen Petrus erbaut werden kann. Die Mangelhaftigkeit dieses Beweises auf unserer Seite ist eine der Ursachen, welche die römische Kirche auf ihrem falschen Wege bestärken und endlich zu der Steigerung ihres antichristlichen Charakters in dem vaticanischen Concil hingeführt haben. Indem wir uns an diesem großen Aergerniß mitschuldig bekennen müssen, ergiebt sich für uns die Pflicht, an unserem Theil an der Tilgung dieses Aergernisses mitzuhelfen. Wir müssen also dieses große Kirchenärgerniß an sich in seinen Ursachen und Folgen kennen zu lernen suchen. Ich bin daher dem Beispiel der meisten meiner Standesgenossen, welche sich um das, was in Rom geschehen ist, so gut wie gar nicht bekümmert haben, nicht gefolgt. Ich habe nicht bloß Döllinger, Janus, Quirinus, Schulte, Friedrich, Friedberg, Acton studirt, sondern auch Edmund Jörg, die Stimmen aus Maria Laach, Vering's Archiv, Hergenröther, Louis Venillot, Manning. Ich habe deshalb nicht nur in dem vorigen Capitel eine kurze Uebersicht über das vaticanische Concil gegeben, sondern auch in Einzelheiten über das vaticanische Concil meiner protestantischen Pflicht zu genügen gesucht.

In dem Protestantenverein in Greifswald habe ich unmittelbar vor dem Beginn des vaticanischen Concils einen Vortrag gehalten über die kirchliche Gegenwart in dem Lichte des tridentinischen Concils. (Gedruckt: Berlin 1870. Henschel.) Die Vergleichung des tridentinischen Concils mit dem vaticanischen beweist, daß der Stand der katholischen Kirche in der Gegenwart unchristlicher ist, als vor 300 Jahren. Luther ist es, der zweimal feierlich dem Papst gegenüber sich auf das allgemeine Concil beruft. In dieser antipapistischen, protestantischen Forderung war eine solche unwiderstehliche Kraft, daß die deutschen Stände, nicht bloß die protestantischen, sondern auch die katholischen, sich dieselbe aneigneten. Auf dem Reichstag zu Nürnberg 1522 heißt es: „Kaiserlicher Majestät, Statthalter, Churfürsten, Fürsten und andere Stände des Reichs wissen kein tröstliches und hilfreiches Mittel, als ein freies,

christliches Concil.“ So gewaltig tritt diese Forderung auf, daß Kaiser Karl, obwohl ihm Luther verhaßt war, sich zu derselben bekennt, und nach seiner Entsagung geht die Vertretung der Concilsidee über auf seinen Bruder Ferdinand I., und sogar auf seinen Sohn Philipp II. Der Papst aber sträubte sich mit Händen und Füßen gegen das Concil. Intriguen und Lügen waren seine Mittel, mit denen er 30 bis 40 Jahre das Concil zu verhindern im Stande war. Die Erinnerung an diesen schweren Kampf bewirkte, daß man in Rom das Wort Concil proscribirte, und Pallavicini, hundert Jahre nach diesem Concil, die Berufung eines Concils ohne die allergrößeste Noth für eine Versuchung Gottes erklärte. Die Nachwehen dieses Kampfes müssen jetzt in Rom ganz überwunden und vergessen sein, denn der Papst Pius IX. beruft ganz aus eigenem Antrieb ein Concil. Der Grund dieses Unterschiedes liegt in der veränderten geistigen Atmosphäre. In jener Zeit war die Luft schwanger von protestantischen Gedanken, und diese Gedanken erwiesen sich vor den höchsten Gewalten als weltüberwindende Mächte, so zeigte es sich in Worms, in Augsburg, in Poissy. Peinlich wurde darüber gewacht, daß das Concil nicht tagen durfte an einem Ort, wo der Papst weltliche Macht besaß. Von solchen Bedenken ist die christliche Welt jetzt soweit entfernt, daß ich mich nicht erinnere, von irgend einer Seite her auch nur eine Bemerkung darüber gefunden zu haben, daß der Papst die Bischöfe aus der ganzen Welt in seine Residenz, ja in seine vaticanische Citadelle beruft. So sicher rechnet jetzt der Papst auf den Gehorsam seiner Bischöfe, so wenig braucht er jetzt eine Einsprache aus der christlichen Welt über den Ort seines Concils zu fürchten! Und was hat der Papst auf dem tridentinischen Concil hören müssen! Die Protestanten sind zwar ausgeschlossen, wie in Rom, so in Trient. Im Vaticanum wird Protestantisches nur mit Abscheu genannt, und wenn es Stroßmaier wagte, einmal zweier weltberühmten Protestanten in Ehren zu erwähnen, so wird er zur Ordnung gerufen. Dagegen in dem Tridentinum, obwohl man eilte, das protestantische Dogma in den ersten Sitzungen zu verdammen, so konnte nicht verhindert werden, daß sich protestantische Gedanken mit Nachdruck Gehör zu verschaffen wußten. Die spanischen Bischöfe haben

oft den Legaten und dem Papst durch ihre Selbständigkeit Schrecken eingejagt, selbst italienische Bischöfe gab es, deren Reden von protestantischen Ideen widerklingen. Vor Allem machte sich aber in dieser Beziehung bemerklich das katholische Frankreich. Die französische Opposition beginnt mit dem Jahre 1562, und zeigt gleich beim ersten Auftreten der königlichen Gesandten (Pibrack und Laussus) einen heftigen Charakter. Ein anderer französischer Legat, Du Ferrier, sprach in einer Congregationssitzung das gewichtige Wort: „Die Katholiken sind jetzt alle Samaritaner geworden, welche nicht mehr dem Weibe glauben, sondern sich selbst überzeugen wollen.“ Keiner aber hat in Trient die Päpstlichen so in Verlegenheit gesetzt, wie der Cardinal von Lothringen. Dieser citirte ganze Passagen aus dem Augustin, rügte freimüthig die Abhängigkeit der päpstlichen Legaten und des Concils, berief sich auf das berühmte Gutachten der päpstlichen Commission vom Jahre 1537, und erschreckte die Versammlung durch wiederholtes Anführen der Worte des Paulus: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; was der Mensch säet, das wird er ernten.“ Freilich hat alle Freimüthigkeit in Trient den schließlichen Sieg der päpstlichen Herzenshärtigkeit nicht verhindern können. Aber das bleibt stehen, daß zur Zeit des tridentinischen Concils die protestantische Wahrheit sich viel nachdrücklicher geltend macht, als in diesen Tagen des vaticanischen Concils, und je weniger man dieses protestantischerseits fühlt und anerkennt, desto mehr halte ich es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen. Ich habe darum noch vor dem 18. Juli 1870 in Greifswald Folgendes gesagt: „Das ist die gewaltige Bußpredigt dieser Tage, der Protestantismus hat seit lange seine ursprüngliche Kraft, seine eigenthümliche Action verloren und eingebüßt, und nicht eher ändert sich im Ganzen und Großen die trostlose Lage der kirchlichen Angelegenheiten, als bis der Protestantismus sich wieder ermannt zu der Begeisterung seiner ersten Liebe.“ „Die amtlichen Vertreter des deutschen Protestantismus haben die Zügel der Kirchenleitung dem Staate überantwortet, sie haben damit das himmlische Reich von dem Reich dieser Welt abhängig gemacht und damit den Nerv des christlichen Reichsbewußtseins geschädigt, und anstatt dem himmelanstrebenden Muth ein subalternes Bewußtsein den Gläubigen eingeimpft. Der Protestantismus, ein-

geengt in die Form des Staatskirchenthums, ist auf der Weltbühne eine stumme Person geworden, wogegen das Papstthum bei allen universalen Actionen mitgezählt wird.“ „Wir müssen aufhören, den Geist zu dämpfen durch weltliche Gelüste und weltliche Befürchtungen, das ist die Auferstehung des Protestantismus von dem schimpflichen Lager seiner Muthlosigkeit und Schlaffheit, das ist die Rettung der Christenheit vor der Gefahr, mit welcher die neue Wolke der christlichen Finsterniß die Welt bedroht.“

Das gesteigerte Antichristenthum der päpstlichen Unfehlbarkeit wurde am 18. Februar 1870 beschlossen, die Oppositionsbischöfe beeilten sich, ihre schimpfliche Unterwerfung zu vollziehen; selbst Hefele, von dessen Wissenschaftlichkeit man etwas Besseres erwartet hatte, bequemte sich zu einem faulen Frieden. Die überaus traurige Geschichte seiner gesinnungslosen Unterwerfung erzählt actenmäßig Schulte (Altkatholicismus 1887 S. 215—235). Als nun nach diesem allem die protestantische Theologie in ihrer herzlosen Gleichgültigkeit beharrte, hielt ich mich als deutscher Theologe verpflichtet, den katholischen Brüdern ein Lebenszeichen christlicher Theilnahme zu übersenden. Ich schrieb: „Eines deutschen Protestanten Sendschreiben an die deutschen Katholiken“ (Prot. K.-Z. 1870 Nr. 44). Meine Anrede lautete: „Deutsche Männer, christliche Brüder! Einem, der seit manchem Jahr gegen die finsteren Mächte, welche sich zwischen Christus, dem Herrn, und dem deutschen Volk gelagert haben, in offenem Kampfe steht, möge es gestattet sein, in dieser großen Stunde der Weltgeschichte ein christliches Wort an Euch zu richten.“ Ich habe versucht, die deutschen Katholiken aufzurichten durch die lebendige Hoffnung auf die durch Nichts zu hemmende Kirche der Zukunft. „Wie Gott, der Herr, der deutschen Christenheit vor Zeiten durch einen Mönch geholfen, so kann er ihrer jetzigen Bedrängniß durch den christlichen Laienstand Hilfe senden, auf daß der Schutt der Jahrhunderte weggeräumt werde, der den ewigen gemeinsamen Grund alles Christenthums lange verdeckt hat.“ Ich habe darauf einen Artikel folgen lassen unter der Ueberschrift: „Was wir den Protestirenden unter den deutschen Katholiken schuldig sind“ (Prot. K.-Z. 1871 Nr. 4). Ich habe hier ausgeführt, daß wir den Protestirenden unter den deutschen Katholiken schuldig sind, Belehrung aus unserer kirchlichen Erfah-

rung, eine Beichte wegen unserer kirchlichen Sünden und Schäden, eine Anerkennung wegen gewisser den Katholiken eignender Vorzüge der Frömmigkeit.

In der Zeit, als der Kampf zwischen Rom und Berlin am heftigsten brannte, veröffentlichte Peter Reichensperger, Mitglied des deutschen Reichstags, ein berühmter juristischer Parlamentarier und Kämpfer für Ultramontanismus, eine Broschüre: „Der Culturkampf und der Friede in Staat und Kirche." Gegen diese Broschüre richtete ich: „Protestantische Antwort an Herrn Peter Reichensperger, Mitglied des deutschen Reichstags" (Berlin 1876. Heymann).

Da ich im Jahre 1876 der einzige Vertreter der protestantischen Theologie im Reichstag war, so mußte ich wohl um so mehr mich verpflichtet halten, diesem angesehenen Kämpfer für das vaticanische Papstthum offen entgegenzutreten, zumal da derselbe auch den deutschen Reichstag verantwortlich gemacht für den Krieg, den er vor dem Forum des öffentlichen Gewissens als einen Frevel an dem Heiligthum der Menschheit verklagt hatte. Ich mußte mit der Klage beginnen: „Hätten die protestantischen Theologen während der letzten Decennien, anstatt ihr heiliges Wächteramt zu verwalten, nicht geschlafen, dann wäre die Schrift Reichensperger's eine Unmöglichkeit gewesen." Wenn dieser Umstand einerseits meine Pflicht noch erhöht, so erschwert er andererseits in demselben Maße meine Aufgabe. Ich will mich hier auf Hervorhebung eines Punktes beschränken. Einem Juristen und Vertreter des deutschen Volkes mußte es unmöglich erscheinen, den päpstlichen Syllabus vom 8. December 1864, welcher die ganze mittelaltrige Hierarchie mit dem ganzen Apparat der Gewaltsamkeit rechtfertigt und verherrlicht, als vernünftig und staatlich ordnungsmäßig zu vertheidigen. Es ist der krasseste staatsfeindliche Romanismus, der sich in einer ganzen Reihe von Paragraphen dieses Syllabus ausspricht, und eben in diesem Sinne wird er von den Vertheidigern des absolutistischen Papstthums verherrlicht. In den Reden des Papstes, welche Don Pascala de Francissois herausgegeben, kommt die Aeußerung vor, „daß der Papst in seinem Kummer über das Verderben des Menschengeschlechts seine Stimme erhoben habe, damit die Welt „den Syllabus als den einzigen Anker der Rettung umfassen möge". Als der Syllabus erschienen, schrieb Edmund Jörg: „Die Kirche

sammelt ihre Schaaren zur apokalyptischen Schlacht.“ Und in diesem Sinne feiern der Hofprediger Potthof, Louis Veuillot, die Jesuiten Clemens Schrader und Schneemann den Syllabus. Reichensperger glaubt auch an den päpstlichen Syllabus, aber unternimmt es, durch offenbare Sophismen die unleugbaren Scandala dieser päpstlichen Sätze zu beseitigen. Reichensperger hat mir schriftlich und mündlich versprochen, auf meine protestantische Antwort zu repliciren. Es ist aber Nichts erfolgt, und ich nehme mir die Freiheit, zu sagen, es ist hauptsächlich deshalb Nichts erfolgt, weil er die Unmöglichkeit erkannt hat, meine Aufdeckung seiner Sophismen zur Vertheidigung des Syllabus zu widerlegen.

Ich habe es endlich für meine protestantische Christenpflicht gehalten, der Angelegenheit des Altkatholicismus eine herzliche Theilnahme zu widmen. Es ist sehr richtig, was ein evangelischer Pfarrer bemerkt: „Es fehlt den Protestanten die rechte Wärme brüderlichen Mitfühlens und Mitempfindens mit den Altkatholiken.“ Ich habe hineingerufen in die protestantische Theologen- und Pastorenschaft: „Wer hat im Geiste mitgelitten und gestritten mit jenen katholischen Priestern und Laien, welche sich der drohenden Verstärkung der päpstlichen Lüge zu erwehren suchten? Und wer unter uns trägt Leid um alle die „Erschlagenen in Israel“, über den nie genug zu beweinenden Sieg, den Satans List und Gewalt über die vielen Millionen von Getauften auf's Neue unter unseren Augen davongetragen hat? Man muß im Geiste der Liebe und des Gebetes hineingeschaut haben in diesen Kampf der Geister, muß mit tiefbedrücktem Herzen dieses neueste Buch der Kirchengeschichte gelesen haben, erst dann ist man in der Stimmung, die altkatholische Bewegung schätzen zu können. Dann freut man sich über jedes, auch das geringste Zeichen einer Nothwehr des christkatholischen Geistes gegen das Vordringen des antichristlichen römischen Ungeistes, über jede Seele, die den Netzen der Verführung entronnen ist, über jeden Führer, der die Schmach Christi höher achtet, als die Schätze Aegyptens.“

Ich habe der Sache des Altkatholicismus einen öffentlichen Vortrag gewidmet (Kirchliche Zeitfragen. Rostock 1874. S. 116); ich habe dem zweiten Altkatholikencongreß in Köln 1872 beigewohnt und die Führer Schulte, Reinkens, Friedrich, kennen gelernt; ich

habe Döllinger, den hervorragendsten Vertreter dieser christkatholischen antivaticanischen Bewegung, in Reichenhall aufgesucht und mich Stunden lang mit ihm unterhalten. Wahrhaft tröstlich sind mir neben dem vielen Traurigen, was meine Seele belastet, die beiden Haupturkunden, in denen Döllinger seinen christlichen Protest niedergelegt hat. In seinem offenen Briefe an den Erzbischof von München-Freising, am 28. März 1871, schreibt Döllinger: „Wir stehen alle schwindelnd vor einem Abgrund, der sich am 18. Juli vor uns aufgethan hat.“ „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ, denn diese Lehre ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel, sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus Allen und sich selbst verbot.“ Die zweite Urkunde sind die sieben Reden Döllinger's im Frühling 1872 über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen und Parteien, deren vierte die classische und unübertreffliche Schilderung Luther's enthält. Döllinger ist wie Luther wegen seines Protestes gegen die päpstliche Lüge in den Bann gethan, aber er bleibt in seinem hohen Alter ungebeugt durch diesen römischen Machtspruch, und dann und wann bestätigt er auf seinem Ehrensitz seinen gegen das jesuitische Papstthum protestirenden Glauben.

Ich kann nicht unterlassen, für drei Märtyrer des Altkatholicismus Zeugniß abzulegen. Ein solcher Zeuge ist Graf Karl von Montalembert, der vom zwanzigsten Jahre an für die katholischen Interessen gekämpft hat. Als er aber das jesuitische Dogma immer näher herankommen sah, hat er auf seinem Sterbebett vor vertrauten Seelen sein wundes Herz von schwerem Kummer entlastet. Eine zweite Märtyrerin ist Amalie von Lasaulx, Schwester des geistvollen Philologen, Oberin des Schwesternhauses in Bonn, im Hospital wie auf den Schlachtfeldern als Muster katholischer Barmherzigkeit bewährt und anerkannt. Als sie aber ihre Zustimmung zu dem neuen jesuitischen Dogma verweigerte, wurde sie aus dem Orden ausgestoßen und mußte todtkrank über den Rhein gebracht werden, um nur ein ruhiges Plätzchen zum Sterben zu haben. Der dritte, vornehmste dieser Zeugen ist der Domherr Karl von

Richthofen, dessen Lebensbild die Mutter (Leipzig, bei Naumann, 1877) veröffentlicht hat. Hier erhalten wir einen genauen Einblick in die inneren Seelenkämpfe, in denen der reine Gehalt des Katholicismus die Schlacken des Ultramontanismus von sich ausscheidet. Wir schauen hier auf der einen Seite eine innige, lautere, gewissenhafte Frömmigkeit, auf der anderen Seite den herzlosen, rohen, verstockten Verfolgungsgeist. Ich habe diesem christlichen Märtyrer in dem Evangelisch-kirchlichen Anzeiger in Berlin 1879 Nr. 11. 12 ein kleines Denkmal errichtet.

Es ist ja richtig, einen Luther finden wir nicht in dem Altkatholicismus, auch zeigt sich eine gewisse diplomatische Rücksichtnahme auf die Regierungen einerseits und auf die Bischöfe andererseits. Aber desungeachtet ist der Altkatholicismus ein Segen für die deutsche Gegenwart und ein Hoffnungsstern für die Zukunft der Kirche. Es ist von großer Wichtigkeit, daß innerhalb des Katholicismus ein Widerstand wesentlich religiöser Art gegen die Uebergriffe des Ultramontanismus auftritt. Der Ernst dieses Kampfes wird hoffentlich den Altkatholicismus von seinen Schwächen immer mehr befreien und ihn für die Zeit seiner großen Mission immer mehr weihen, kräftigen und stählen. Ueber ein halbes Jahrhundert verging, ehe die Geschichte des Tridentinums von Paul Sarpi in England veröffentlicht wurde. Daß wir über das vaticanische Concil so rasch und so vollständig unterrichtet sind, das haben wir den Altkatholiken zu danken.

XLI. Meine protestantische Pflicht für den Staat.

Nicht umsonst war ich in meinem schleswigschen Pastorat durch die Dänen genöthigt worden, meine Bibel zu Rathe zu ziehen über die Frage, was befiehlt Gott in Ansehung des rechten Verhaltens der Christen zu dem Volk und zu dem Staat? Die ersten Jahre meines mecklenburgischen Lebens gaben mir keine Gelegenheit, von meiner politischen Schule und Erfahrung in Bezug auf

mein neues Vaterland praktischen Gebrauch zu machen. In der vor meiner Berufung wiederhergestellten Feudalverfassung Mecklenburgs war alles öffentliche Leben entweder unter der Gewalt des Verdachtes und der Verfolgung, oder in tiefen Schlummer eingelullt. Die Bewegung konnte nur von außen kommen; nur wenn in Deutschland ein kräftiges politisches Leben sich aufraffte, konnte das mecklenburgische Stillleben erwachen. So geschah es, als der Tod des dänischen Königs in Europa, vor Allem in Deutschland, eine Bewegung hervorbrachte, deren großartige Wirkungen seitdem die Gegenwart beherrschen. Als im Jahre 1866 Neu-Deutschland sich zu gestalten begann, trat die Frage an das mecklenburgische Regiment heran, ob Mecklenburg gutwillig oder gezwungen aus seinem feudalistischen Particularismus heraustreten und sich mit Neu-Deutschland organisch verbinden wolle. Daß der ganze Ernst des eisernen Reichskanzlers erforderlich war, um die beiden Mecklenburge den übrigen deutschen Staaten wenigstens in den nothwendigen Grundzügen gleichförmig zu machen, das ist aus dem Widerstand zu entnehmen, den ein Hauptfactor, nämlich der mecklenburgische Landtag, und in demselben die Ritterschaft, der Neuordnung entgegenstellte. Im September 1866 erließ ein hervorragendes Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft folgenden öffentlichen Aufruf: „Die mecklenburgischen Stände können und dürfen zu dem Wahlgesetz und zu dem Parlamente nur Nein sagen. Wollten sie Ja sagen, so käme das einem Selbstmorde gleich, Parlamente und Urwahlen widersprechen unseren Verhältnissen zu direct." Die thatsächliche Einfügung der beiden Mecklenburg in den Norddeutschen Bund und demnächst in das deutsche Reich konnte durch diesen Widerstand nicht gehindert werden, aber mit dieser Thatsache war der feudalistische Particularismus um so weniger überwunden, da die höchste kirchliche Autorität unseres Landes den Constitutionalismus als eine Lüge gebrandmarkt hatte. Spielte doch jüngst noch ein Stück Welfenthum in einem Theil der mecklenburgischen Ritterschaft. Von nun an war es in Mecklenburg patriotische und reichstreue Pflicht, den reichsfeindlichen Feudalismus mit den Waffen des Geistes und Gesetzes zu bekämpfen und die Wiederherstellung der im Jahre 1850 aufgehobenen mecklenburgischen Verfassung anzustreben. Ich meinerseits habe es für

meine protestantische Christenpflicht gehalten, die Presse und die Tribüne im Dienste der politischen Freiheit zu brauchen. Sollte mir diese staatsbürgerliche Thätigkeit darum nicht zustehen, weil ich Theologe bin? Ich sage umgekehrt, weil ich als protestantischer Theologe erkannt, daß der Hauptfeind der politischen Freiheit die Hierarchie ist, mußte ich nach meiner Erfahrung es als meine besondere Aufgabe ansehen, mit geistlichen Waffen die Gelüste und Mächte der politischen Unfreiheit zu bekämpfen. Wozu hatte ich dann den päpstlichen Syllabus und die vaticanische Literatur studirt? Ich habe das jesuitische und vaticanische Papstthum erkannt als den verderblichsten Feind des von Gott gesetzten Staates und seiner naturgemäßen Ordnung, und muß demnach meine protestantische Theologie als eine geistliche Schutzwehr gegen diese hierarchische Staatsfeindschaft ansehen und handhaben. In Ausübung dieser meiner Pflicht habe ich geschrieben: „Der Protestantismus als politisches Princip im deutschen Reich" (Berlin 1872. Hobel). Ich habe hier die Wirkung des protestantischen Geistes und Glaubens auf Volk und Staat geschichtlich dargelegt als eine fortlaufende Linie von Luther's Kampf in der Zelle zu Erfurt bis zu der Aufnahme der schwarzen Race in die allgemeinen Menschenrechte in dem weißen Hause zu Washington. „Unsere aufgeklärte und fortgeschrittene Gegenwart hat alle Ursache, in der eigentlichen Cardinalfrage des geistigen Lebens mit aller Bescheidenheit sich zu Luther's Füßen zu setzen." In der Geschichte Luther's offenbart sich wie in einem Mikrokosmus die Noth und die Rettung der durch das Papstthum geknechteten Welt. „Denn nicht dadurch ist Luther Reformator geworden, daß die Luft einer freien Zeit seine Wege umspielte, sondern dadurch, daß er bis über's Haupt in die ganze Verkehrtheit und Verzerrtheit des Mittelalters versenkt war, um sie durch sich selbst von innen her zu überwinden." Ihm ist das Christenthum „ein öffentlich aufrichtig Ding, welches die Sachen ansieht und sie bekennet, wie sie an sich sind." In seinem christlichen Glauben geht ihm ein Licht auf über alle Creaturen, welche das Papstthum verdunkelt und verdeckt hat, und in diesem neuen Licht schaut er nun auch das von Gott geschaffene Wesen des Volksthums und des Staates. Der weiland Mönch hat nun ein Vaterland gewonnen und sagt: „Ich muß sorgen für das arme, ver-

achtete, verrathene Deutschland, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterland." Der in Luther erneute Christenglaube verkündigt den Anbruch einer neuen Politik: „Liebe Fürsten und Herren," schreibt er, „man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei und Muthwillen auf die Länge leiden, da wisset euch nach zu richten. Gott will's nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt wie vorzeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und treibet. Darum laßt euren Frevel und Gewalt und denkt, daß ihr mit Recht handelt." Vor Allem verbietet Luther die Anwendung von Gewalt in Sachen des Glaubens und Gewissens; mit seinem ganzen Lebensernst verlangt er das Auseinanderhalten des geistlichen und weltlichen Regimentes. Für die von Gott geordnete Selbständigkeit des Staates und für die das Volksleben sättigende Freiheit der Kirche ist Luther mit solcher Wucht eingetreten, daß dieser christliche Geisterkampf in der Christenheit nicht wieder vergessen werden kann. Allein die Wirkung dieser Geistesthat für das öffentliche Leben ist auf deutschem Boden dadurch gestört, daß mit Luther's Zugeständniß das kirchliche Regiment dem weltlichen Arm anvertraut worden ist. Und hier tritt die reformirte Kirche ergänzend ein. Während die deutsche Reformation von den monarchischen Mächten begünstigt und gefördert wird, setzt sich die schweizerische Reformation mit den demokratischen Gemeinden auseinander, wodurch der Einfluß des gereinigten Christenthums auf das öffentliche Leben gestärkt wird. In den Zeiten, in welchen der deutsche Protestantismus seinen bekehrenden Einfluß auf das individuelle und familiäre Leben beschränkt, entfaltet der reformirte Protestantismus in den Niederlanden, in Schottland, in England, in Nordamerika einen weltgeschichtlichen Charakter. Ist das nicht ein Gotteszeichen, daß auf dem Boden des neuen deutschen Reiches Luther's mystischer Tiefsinn sich vermählen soll mit der praktischen Thatkraft der reformirten Kirche für das öffentliche Leben? Während die liturgische Union vom Jahre 1817 zu keinem rechten Gedeihen gelangen will, ist diese reale Union geeignet, eine neue Aera des Protestantismus einzuleiten.

Das Ergebniß meiner Abhandlung über das politische Princip des Protestantismus ist folgendes: „Der Protestantismus ist nach innen, oder Gott gegenüber, die in der Freiheit des Geistes ge-

gründete und in der Freiheit des Geistes lebende Kirche; nach außen, oder der Welt gegenüber, die sittliche Grundkraft, welche das gesammte Volksleben zum freien Staat erhebt und dem Reiche Gottes entgegen führt." Und geschlossen habe ich meine Schrift mit dem Wort des edlen und weisen französischen Staatsmannes Alexis de Tocqueville: „Ich weiß nicht, was geschehen muß, um dem Christenthum Europa's die Kraft der Jugend zu verleihen; Gott allein kann es schaffen, aber das wenigstens hängt vom Menschen ab, dem Glauben alle die Kräfte zu Gebote zu stellen, die er immer noch besitzt."

Eine wahre Freude war es mir, gleich im Anfang des letzten französischen Krieges, die von dem Hofcaplan der Königin Victoria, Reverend Stopford A. Brooke, am 17. Juli 1870 gehaltene Predigt: „Die Kriegserklärung" kennen zu lernen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf diese Musterpredigt für die Kirche der Zukunft aufmerksam zu machen („Predigt der Gegenwart". 1870. S. 492—497). Stände nicht auf dem Titel, daß diese Rede in einer Kirche von einem Geistlichen gehalten worden ist, so würde Mancher sie gar nicht für eine Predigt erkennen. So weit entfernt sich diese Predigt von der hergebrachten Form und Gewohnheit, aber um so mehr erreicht sie ihren Zweck, nämlich eben durch den Stempel ihrer Freiheit und Eigenthümlichkeit, um so kräftiger in das Gewissen der Hörer einzudringen. So läßt sich dieser Hofprediger vernehmen: „Man mag sagen, daß der Krieg, daß insbesondere dieser neue Krieg, ein Gegenstand sei, der zu politisch für diese Stätte, nicht schicklich sei für die Kanzel. Aber ich habe mich diesem Geschrei über das, was sich schickt für diese Stätte, und was sich nicht schickt, niemals gefügt und werde es nie thun. Alles, was von gut und böse handelt, darf hier besprochen werden, denn solche Dinge sind Christi!" Bekanntlich war Lord Palmerston der Erste, welcher den neuen Cäsar nach seinem Eidbruch beglückwünschte. Dieser Caplan sagt auf seiner Kanzel: „Diejenigen, welche das englische Volk repräsentiren, hätten ihrer ehrlichen Entrüstung Ausdruck geben sollen, und nicht ihrer Furcht, sie hätten mit Würde und Ernst ihre Stimmen erheben sollen für die Sache der Moral und des Rechts, für die Sache der betheiligten Menschheit, zu Gunsten des Gewissens der englischen Nation."

Mit welcher kühnen Sicherheit, mit welcher prophetischen Zuversicht urtheilt dieser Prediger über eine allerneueste Weltbegebenheit! Kaum sind 24 Stunden verlaufen, seit Napoleon den Krieg erklärt hat, und obwohl dieser Krieg dem englischen Volk nicht gilt, kann doch dieser englische Hofprediger nicht unterlassen, diesen Krieg auf seiner Kanzel zur Sprache zu bringen, und zwar nicht beiläufig, sondern als ausschließlichen Gegenstand, und diese Rede ist ein öffentliches und unerbittliches Strafgericht über den kaiserlichen Urheber des großen Verbrechens, „welches gegen die Menschheit und daher gegen Gott gerichtet ist". Man überzeugt sich aus dem Inhalt seiner Predigt, daß dieser Prediger sich anhaltend mit den socialen und politischen Zuständen der europäischen Völker beschäftigt hat, und zwar getrieben von der heiligsten Kraft sittlicher Gesinnung von der Liebe und dem Vorgang Christi. In dieser Schule des großen Lebens hat er sich eine selbständige und gewissenhafte Weltanschauung gebildet, und diese ernste Vorbereitung ist es, die ihn befähigt, über das neueste Weltereigniß nicht bloß zu urtheilen, sondern auch erbaulich zu predigen. Aus seiner eigenen, durch strenges Nachdenken gewonnenen Ueberzeugung fällt er angesichts der christlichen Gemeinde seinen feierlichen Spruch über den weltgeschichtlichen Frevler der Gegenwart, welcher Spruch an dem folgenden 2. September (1870) vom Himmel her bestätigt worden ist. Eine solche wahrhaft ursprüngliche Initiative von der Kanzel ist nothwendig, um der Predigt die verlorene Würde und Macht wieder zu gewinnen.

Als nun im Jahre 1871 die Reichstagswahl bevorstand, habe ich es für meine protestantische Pflicht gehalten, nicht bloß meine Stimme nach bester Ueberzeugung abzugeben, sondern auch meine mecklenburgischen Mitbürger über die Bedeutung dieser Wahl zu belehren und ihnen die Bedeutung dieser Wahlpflicht an's Herz zu legen. Ich schrieb: „Der Krieg und die Reichstagswahlen. Eine kirchliche Stimme an das mecklenburgische Volk" (Rostock 1871. Kuhn). Dem Kirchenthume Kliefoth's war die Volkswahl auf breiter Basis und ein aus solcher Wahl entstandener Reichstag ein Aergerniß, und es galt Wahlenthaltung bei den Anhängern dieses Glaubens als ein Zeichen wahrer Frömmigkeit. Später machte sich die Kliefoth'sche Frömmigkeit dadurch bemerklich, daß sie die

liberale Gesinnung als Unglauben und Republicanismus brandmarkte.

Ein bekannt gewordener Typus dieses Zelotismus war der Pastor Schmidt in Ribnitz, der es dahin brachte, daß eine Anzahl von Gemeindegliedern mit ihrer Namensunterschrift ihm öffentlich erklärten: „Herr Pastor Schmidt hat jede geistige Gemeinschaft und dadurch jede Einwirkung auf den Theil seiner Gemeinde, dem er in frivoler Weise Christenthum und sittliches Streben, Reichs- und Fürstentreue abgesprochen hat, für immer beseitigt.“ Und, so viel ich weiß, ist kein Versuch gemacht worden, einen solchen tödtlichen Riß zu heilen. Das nennt man mecklenburgische Ordnung! Wegen dieses in Mecklenburg grassirenden Pseudo-Lutherthums hielt ich es für meine Pflicht, die Bedeutung des Krieges und der Reichstagswahl für ganz Deutschland und insbesondere für Mecklenburg vom Standpunkt des Christenthums zu beleuchten.

Es lag wohl nahe, daß bei der großartigen Erhebung der Gemüther in ganz Deutschland in mir die Hoffnung erwachte, daß die neue Aera der mecklenburgischen Kirchennoth eine Hilfe schaffen möchte. Jetzt war Cultusminister in Schwerin ein Herr, der früher in Rostock wohnte, und mit dem ich und meine Familie angenehmen geselligen Verkehr gepflogen, und zwar in der Zeit, welche das Consistorialerachten und das Entlassungsrescript als die Tage meines Abfalls, meines bewußten Eidbruchs, meiner Staatsgefährlichkeit beschreiben. Ich richtete unter dem 4. Juli 1871 an das Großherzogliche Ministerium ein unterthäniges Gesuch um restitutio in integrum, eventuell um Einleitung einer kirchenordnungsmäßigen Untersuchung meiner Lehren. Auf dieses mein Gesuch antwortete der Herr Minister Buchka unter dem 11. Juli 1871: „Ihrem Antrag auf Restitution und eventuell Einleitung einer kirchenordnungsmäßigen Untersuchung Ihrer Lehren kann Folge nicht gegeben werden.“ Ich habe die feste Ueberzeugung, daß der Minister Buchka, wenn ich ihm Angesicht zu Angesicht gegenüber stehe, absolut nicht im Stande ist, dieses Votum zu vertheidigen. Nach dieser Erfahrung schrieb ich am 13. August 1871 an die evangelisch-lutherische Gemeinde in Rostock: „So hat denn Lüge und Ungerechtigkeit mitten im Heiligthum unter uns Bestand gewonnen, und innerhalb der Landeskirche ist kein Mittel zu finden gewesen,

dieser Gefahr und Noth der Seelen zu helfen." „Aber dadurch, daß unser Land jetzt dem neuen deutschen Reich eingefügt ist, hat Gott uns eine Thür geöffnet, durch welche der freie, frische Hauch der ungefälschten Wahrheit und der ungebrochenen Gerechtigkeit unsere ungesunde Atmosphäre reinigen kann."

Ich richtete im September 1871 an den hohen deutschen Reichstag auf Grund des Artikels 77 der Verfassung des deutschen Reichs, wegen Justizverweigerung, eine ehrerbietigste Beschwerde. Ich schloß diese meine Appellation mit folgendem Wort: „Hochgeehrte Vertreter des deutschen Volks, helfen Sie durch Ihren kräftigen Spruch einem tief gekränkten und schuldlos verfolgten Manne zu seinem Recht, erlösen Sie durch Ihr mannhaftes Votum einen wackeren Volksstamm von dem verderblichen Druck eines öffentlichen zur Geltung gelangten Unrechtes, pflanzen Sie durch Ihren einmüthigen Beschluß in der ganzen deutschen Nation die unerschütterliche Ueberzeugung, daß das neue deutsche Reich nicht bloß eine Macht nach außen ist, um des Vaterlandes Grenzen zu sichern, sondern auch eine Macht nach innen, um auf deutschem Boden auszurotten jedes, selbst das tief gewurzelte Unkraut ungesetzlicher Willkür und Gewalt."

Die Plenarberathung des Reichstags ward abgebrochen und ist nicht wieder aufgenommen, würde auch allem Anschein nach zu einem günstigen Ergebniß nicht geführt haben. Mir blieb Nichts übrig, als diesen meinen neuen vergeblichen Schritt unter dem Titel: „Das neueste Blatt der mecklenburgischen Kirchengeschichte" (Rostock 1871. Kuhn) öffentlich darzulegen.

Am 2. November 1871 verhandelte der Reichstag über die mecklenburgische Verfassungsangelegenheit. Es kam dabei auf's Neue zu Tage, mit welcher zähen Beharrlichkeit das officielle Mecklenburg sich wehrt gegen jede Veränderung der bestehenden Verfassung, wie dieselbe Alles, was vom deutschen Reich gesetz- und ordnungsmäßig in den mecklenburgischen Feudalverhältnissen verändert wird, als etwas Fremdes, widerwillig und geringschätzig anzusehen sich beeifert. Es zeigte sich am 2. November 1871, daß ein noch weit größerer Nachdruck von Seiten des Reiches nöthig sein werde, um den mecklenburgischen Feudalismus zu brechen. Es war daher dem mecklenburgischen Volk eine große Freude, daß der Abgeordnete von

Treitschke in seiner kräftigen Rede die Aussicht eröffnete: „Wir werden immer und immer wieder von Neuem kommen mit diesem Antrag, das ist eine Frage, welche, aufgeworfen, nicht wieder verstummt, als bis sie die rechte Antwort gefunden.“ Nur war es bei dieser auch von mir getheilten Freude eine Störung, daß ich an eine vor Kurzem von Treitschke gethane Aeußerung erinnert wurde. Treitschke hatte jüngst den Satz aufgestellt, daß die beiden kirchlich-conservativen Richtungen, der Ultramontanismus und der protestantische Orthodoxismus ganz verschiedene Zwecke verfolgen und ganz verschiedenen Richtungen des Gemüthes entsprängen.“ Hier hat das allgemein verbreitete und tiefgewurzelte Volksurtheil, welches in dem gegenwärtigen protestantischen Orthodoxismus und Hierarchismus ein entschieden papistisches Element erkennt und haßt, unzweifelhaft Recht gegen die Meinung des Historikers. Da dieser Irrthum des Historikers den Werth seines Gelübdes für die Befreiung Mecklenburgs einzutreten, zu schwächen geeignet ist, habe ich es für meine protestantische Pflicht gehalten, diesen Irrthum in einem „offenen Sendschreiben an Herrn Professor v. Treitschke“ (Rostock 1872. Kuhn) zu berichtigen. Diese Berichtigung konnte ich dadurch vollziehen, daß ich durch öffentliche Thatsachen aus der mecklenburgischen Vergangenheit und Gegenwart bewies, daß das Kliefoth'sche Lutherthum an fanatischer Widersetzlichkeit gegen die reichsgeschichtliche Entwickelung dem Ultramontanismus in dem Centrum Nichts nachgiebt, und zugleich dem ritterschaftlichen Feudalismus die stärkste Stütze verleiht.

Mein Sendschreiben hat folgenden Schluß: „Hochverehrter Herr, Sie haben durch Ihre tapfere Rede am 2. November vorigen Jahres uns zu großem Dank verpflichtet. Sie haben uns auch für die Zukunft auf Ihre gewichtige Hilfe Aussicht gegeben, so wagen wir es denn, die dringende Bitte an Sie zu richten, nehmen Sie sich bei der nächsten Gelegenheit unseres schreiendsten und empörendsten Nothstandes an. Gürten Sie sich mit der heiligen Strenge Ihres edlen patriotischen Zornes, steigen Sie hinab in den tiefsten Schacht unserer metallreichen Sprache, versehen Sie sich, wie Sie es meisterhaft verstehen, mit einem Schatz von wuchtigen deutschen Worten, und dann treten Sie hin, wo die unsichtbare

Tribüne von Hunderttausenden Ihrer Stimme lauscht, und so gehen Sie in's Gericht mit dem mecklenburgischen Pfaffenthum."

Schon im Jahre 1871 wurde ich aufgefordert, mich um ein Reichstagsmandat zu bewerben. Ich lehnte ab mit der Bemerkung, daß, so lange der Reichstag über die Kirchenfrage keine Competenz habe, für meine Thätigkeit im Reichstag keine Gelegenheit sei. Als nun im Jahre 1874 die Kirchenfrage mit Ungestüm über die Schwelle des Reichstags geschritten, war meine bisherige Weigerung hinfällig, und ich fragte, ob es meinen Wählern genügen würde, wenn ich verspräche, im Fall meiner Erwählung, mit ganzer Kraft einzutreten für die Freiheit der Kirche gegen alles Papstthum, sei es jenseits oder diesseits der Berge. Nachdem mir jedesmal diese Zusicherung gegeben war, habe ich mich dreimal zur Wahl gestellt, und bin dreimal gewählt worden.

Sieben Jahre bin ich Mitglied des Reichstags gewesen; daß mein Platz nur auf der liberalen Seite des Hauses sein konnte, verstand sich für mich von selbst, und je nachdem ich für meine kirchliche Auffassung Unterstützung fand, habe ich mich bald dieser, bald jener Fraction angeschlossen. Die Eindrücke, welche ich in dem deutschen Reichstag empfangen, habe ich in der Prot. K.=Z. 1874 Nr. 70 ausgesprochen. Nachdem ich in den sieben Jahren meines Mandates für meine Auffassung der Kirchenfrage sehr wenig Verständniß gefunden, habe ich angesichts der vierten Wahlperiode auf ein ferneres Mandat verzichtet.

Das Einzige, was ich im Reichstage erreicht habe, ist dieses: Im Jahre 1874 wurde ich in der Petitionscommission zum Berichterstatter über die Massenpetitionen des Civilstandsgesetzes vom 6. Februar 1875 erwählt, und erzielte den Beschluß der Majorität der Commission, dem Plenum den Uebergang zur Tagesordnung zu empfehlen, und in diesem Sinne wurde mein schriftlicher Bericht verfaßt und gedruckt. Zu einer Verhandlung im Plenum ist es nicht gekommen.

Diese meine einzige That im Reichstag ruht auf dem Kampf, den ich in Vorträgen, Zeitungen und Broschüren für das Civilstandsgesetz vom 6. Februar 1875 im Interesse der Kirche geführt habe. In diesem Kampf für die Freiheit der Kirche, für die Kirche der Zukunft, wohnt meine innerste Seele, dieser Kampf ist ein

wesentliches Stück meiner inneren Geschichte. Dieser mein Kampf ist bereits begonnen in meinem Pastorat zu Schleswig (Kirchliche Zeitfragen S. 62—64). Meine innersten Gedanken habe ich niedergelegt in meiner Broschüre: „Der Kampf um das Reichscivilstandsgesetz in der deutschen protestantischen Kirche" (Berlin 1876. Hobel. Zu vergleichen mein Artikel: „Die kirchliche Reaction im Steigen." Allgemeine Zeitung. Augsburg 1880. Nr. 285. 286). Der Hauptgegner ist auch hier wieder Kliefoth, und diese seine Gegnerschaft ruht auch hier wieder in seinem Papismus, der sich in folgender clericalen Anmaßung ausspricht: „Wir Geistliche predigen beim Trauungsact nicht bloß, wir erwirken den Nupturienten Etwas, wir schaffen an ihnen die christliche Ehe, wir predigen sie nicht hinein in den Ehestand, sondern wir setzen sie lebendig und kräftig hinein." Auf diesem hierarchischen Throne stehend, darf es Kliefoth wagen, in einem amtlichen Actenstück vom 20. Februar 1875 das vor 14 Tagen von Wilhelm, Kaiser von Gottes Gnaden, verkündigte Reichsgesetz öffentlich anzuklagen als „eine starke Versuchung für das Volk zur Entchristlichung, zur sittlichen Verwilderung und zur Bildung eines religiösen Proletariats".

Es ist mit dem Kliefothismus in diesem Stück wie in manchen anderen, Niemand wagt das hierarchische Gelüste so starr auszusprechen, wie Kliefoth that, aber da Niemand den Glaubensmuth hat, dem hierarchischen Trotz gebührend entgegenzutreten, so gewinnt er in der Hauptsache immer einen dominirenden Einfluß. So ist es geschehen auf der außerordentlichen Kirchenregimentsconferenz August 1875 in Eisenach, deren Protokolle von der Cotta'schen Buchhandlung veröffentlicht sind. Ich muß gestehen, ein traurigeres Zeichen unserer kirchlichen Gegenwart kenne ich nicht, wie das Verstummen des protestantischen Geistes in dieser Versammlung, an diesem Ort und zu dieser Zeit. Der Hauptzweck des Civilstandsgesetzes ist, die Hierarchie zu brechen. Die Hierarchie aber hat mit starkem Zetergeschrei sich dagegen aufgebäumt, hat sodann den befreienden Charakter des Gesetzes vernichtet, und annullirt durch ihr Zusammensprechen und durch ihre Anreden vorm Altar den Civilact auf dem Rathhaus; wir haben in Folge dessen bei jedem angehenden Ehepaar den Krieg zwischen Pfaffenthum und Reichs-

gesetz, und zwar gewinnt das Pfaffenthum, wie es leider dessen in den meisten Kämpfen dieser Art herkömmlich, den Sieg, umgeben mit einem glänzenden Heiligenschein.

Der Geist der unsichtbaren Kirche freut sich des Civilstandsgesetzes, denn er schaut in demselben die gesetzliche Hilfe, nach welcher sich Schleiermacher sehnte, weil sie die gelähmten Flügel des Geistes frei machen wird. Franz v. Florencourt schrieb 1853: „Es fehlt dem Protestantismus der jugendliche frische Glaube an sich selbst, als an eine Weltmacht.“ Es ist wahr, der officielle Protestantismus trägt in seinem Sein und Verhalten unverkennbare Züge des marasmus sinilis. Durch das Civilstandsgesetz ist uns die Aussicht eröffnet, daß es endlich Ernst wird mit dem, was Luther die Sammlung der wahren Christen nennt, daß aus dem staatskirchlichen Chaos die Gemeinde der Auserwählten wie frischer Thau aus der Morgenröthe vermittelst eines naturgemäßen inneren Processes hervorgehen wird. Seit 1848 lagert die Sphinx der socialen Frage an der Heerstraße der europäischen Völkerwelt, entweder die Menschheit löst das verhängnißvolle Räthsel und vernichtet das Ungeheuer, oder sie verfehlt die Lösung und geht zu Grunde. Hier ist der absolut höchste Preis zu gewinnen, aber Niemand sonst wird ihn gewinnen, als die sichtbar werdende unsichtbare Kirche deutscher Nation, zu welcher das vom Zwang befreiende Civilstandsgesetz den Zugang öffnet, und in welcher „die erste Liebe“ und „die ersten Werke“ wieder aufleben werden.

Es ist aber vorauszusehen, daß diese Erhebung der Kirche aus ihrem tiefen Fall nicht eher und nicht anders erfolgen wird, als durch eine allgemeine und gründliche Buße. Wohin ist man gekommen durch das unchristliche und unvernünftige Zetergeschrei der Geistlichen über die verwüstenden Wirkungen des Civilstandsgesetzes? Nach der vornämlich von Kliefoth ausgehenden Anleitung erhoben sich 85 preußische Geistliche, unter ihnen die Hofprediger, und forderten als echtes Zeichen einer christlichen Ehe das kirchenamtliche Zusammensprechen des von dem Standesamt für rechtsgültige Eheleute erklärten Paares. Dieses Zusammensprechen ist eine offenbare Unwahrheit, und zugleich eine unleugbare Ungesetzlichkeit. Und diese Formel ist in Folge der heftigen clericalen Agitationen in fast allen Landeskirchen herrschend geworden. Wahrlich, es

schreit zum Himmel, daß nunmehr jedem beginnenden Ehestande der Stempel der Unwahrheit und Ungesetzlichkeit im Namen des heiligen Gottes aufgedrückt wird!

XLII. Auf dem Wege nach Canossa.

Kein anderes Wort des Reichskanzlers hat eine so allgemeine und intensive Begeisterung hervorgerufen, wie jenes im Reichstag am 14. Mai 1872 gesprochene: „Seien Sie unbesorgt, nach Canossa gehn wir nicht, weder körperlich, noch geistig.“ Und hoch oben im Harz, auf dem Burgberg, steht die Säule, an welcher dieses Wort in Stein gegraben zu lesen ist. Aber noch nicht zehn Jahre waren vergangen, da brachte die Allgemeine Zeitung von Augsburg einen Artikel mit der Ueberschrift: „In Canossa“ (1881. Nr. 215), und der Urheber dieses Artikels war der Jesuit Korum in Trier, der jetzige Bischof von Trier). Und der Kämpfer für den Jesuitenorden, Schorlemer-Alst, durfte seine drohende Faust erheben gegen jene Säule! Und bei diesen schneidenden Gegensätzen ist und bleibt der Urheber jenes Wortes der mächtigste Mann in Europa, ja auf den Inseln des Weltmeeres.

Die nähere Betrachtung dieser Gegensätze ist sehr traurig, aber auch sehr lehrreich. Und darum habe ich vor sechs Jahren eine Schrift: „Auf dem Wege nach Canossa“ (Berlin 1881. Stuhr'sche Buchhandlung) veröffentlicht und dieser Betrachtung gewidmet. Gladstone war der Meinung, daß die deutsche Luft noch immer von den Tönen der Posaune Luther's erfüllt sei. Ach, wie wollte ich mich freuen, wenn dem so wäre! Die Mauern Jericho's sind aber wieder aufgerichtet, und die Nachfolger Luther's blasen nicht die Posaune, sondern die Syrinx. Sollte ein Mann wie Kliefoth, der in hellen Zorn geräth, wenn ihm mit noch so guten Gründen widersprochen wird, sollte ein solcher Mann zürnen, weil der Papst die Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, da er selber den Wahn der Unfehlbarkeit zwar nicht ausspricht, aber nach demselben handelt?

Unter den Kämpfern gegen die apokalyptische Schlachtschaar von Edmund Jörg werden wir Kliefoth nicht finden. Was Kliefoth als Kirchenregent in dem officiellen Protestantismus gilt, das gilt der Consistorialpräsident v. Harleß in München als Theologe. Wird dieser, der auf den Namen eines echten Lutheraners immer mit Eifer gehalten hat, den Kampf wider das vaticanische Papstthum aufnehmen? Im Jahre 1876 besuchte der dänische Bischof Martensen den Präsidenten von Harleß. Martensen fragte nach dem großen Geisteskampf in Preußen und im deutschen Reich. Was sagte darauf der erste Protestant in Bayern, der Vorsitzende in der allgemeinen lutherischen Conferenz? „Aus dem Streit mit dem Papst hätte man keinen Principienstreit machen sollen, man hätte das Ganze ignoriren und sich nur an die Thatsache, an die einzelnen Fälle, halten sollen" (Martensen, Aus meinem Leben III, 209). Ich habe mich nur darüber gewundert, daß der berühmte Bischof von Seeland diese gesinnungslose Weisheit des bayerischen Consistorialpräsidenten nicht noch viel kräftiger zurückgewiesen hat, als er gethan. Freilich kannte er schwerlich, was vorhergegangen war. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung die Schrift: „Urkunden über die Verfassung der protestantischen Kirche im diesseitigen Bayern" (Erlangen 1857). Diese Schrift veröffentlicht die Erlasse des bayerischen Oberconsistoriums vom 2. und 9. Juli 1856, welche die Wiederherstellung der Kirchenzucht bezwecken. Diese Erlasse von Harleß sind im Wesentlichen die praktischen Ausführungen derjenigen Canones, welche auf der lutherischen Kirchenregimentsconferenz in Dresden im Mai 1856 von Kliefoth vorgelegt und angenommen wurden (Allgemeines Kirchenblatt 1856 S. 548. 549). Ich hatte erfahren, daß Kliefoth in Dresden auf den Consistorialpräsidenten von Harleß durch seine praktische Ueberlegenheit einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, und war daher gespannt, zu erfahren, was sich aus diesem Verhältniß weiter entwickeln werde. Die Juli-Erlasse, welche den protestantischen Decanen von dem Oberconsistorium zugestellt wurden, waren eine sehr überraschende Bestätigung jener Thatsache. Harleß hatte, soeben von Dresden nach München zurückgekehrt, unter dem Eindruck der allgemeinen Reaction in großer Eilfertigkeit die Canones von Kliefoth praktisch zugestutzt und unter Empfehlung der Kliefoth'schen Bücher an die

Geistlichkeit geschickt. Diese geheimen Anweisungen wurden aber bald bekannt und erregten vornehmlich in Nürnberg einen großen Unwillen in den Gemeinden, der sich nicht eher beruhigte, als bis jenen clericalen Kirchenzuchtsordonnanzen auf Befehl des katholischen Königs die Spitze ausgebrochen war, und sie somit unschädlich gemacht waren. Kliefoth war klug genug gewesen, dafür zu sorgen, daß in Mecklenburg seine Canones nur als bloße Fühler bekannt wurden. Harleß wurde genöthigt, einen schimpflichen Rückzug antreten zu müssen. Die protestantischen Beschwerdeschriften wandten sich an des katholischen Königs Majestät und hatten die Wirkung, daß in Folge des königlichen Erlasses vom 28. November 1856 das Consistorium einlenken mußte. Und doch weiß ich nicht, ob es nicht noch beschämender ist für das protestantische Bewußtsein, daß das bayerische Staatsministerium am 13. December 1856 bei Vermeidung „nachdrücklichster Einschränkung" die Erörterung der kirchlichen Tagesfragen auf der Kanzel verbietet (Kliefoth's kirchliche Zeitschrift 1857 S. 318). Das Oberconsistorium benimmt sich in dieser Lage ausnehmend schwach, selbst das Kliefoth'sche Organ findet, „daß die Beängstigungen in den hohen kirchlichen Regionen einen mehr als gebührlichen Raum eingenommen." „Die Ansprache des Consistoriums geht in rückschreitender Bewegung, und anstatt zu beruhigen, bewirkt sie das Gegentheil" (Kliefoth's kirchliche Zeitschrift 1857 S. 318). Herr von Harleß wurde genöthigt, an den Präsidenten der Kirchenconferenz in Eisenach unter dem 22. Mai 1857 das ihn beschämende Schreiben zu richten: „Das königlich bayerische Staatsministerium habe Bedenken getragen, bei Sr. Majestät die Genehmigung zur Beschickung der diesjährigen Conferenz zu bevorworten" (Allgemeines Kirchenblatt 1857 S. 253). Edmund Jörg, unter dessen Augen diese traurigen Thatsachen vor sich gingen, meinte, im Zusammenhang mit diesen bayerischen Wirren, Kliefoth sei der spiritus rector von Dresden (Geschichte des Protestantismus I, 455), und durfte es wagen, zu schreiben: „Die theologische Facultät in Erlangen und das Oberconsistorium in München haben keine Gemeinde hinter sich, sondern schweben mit ihren Theorien wie mit ihren Erlassen in der Luft" (Geschichte des Protestantismus I, 201). Ein angesehener Beamter in Bayern

hat mir noch kürzlich versichert, daß Harleß nach jenen clericalen Erlassen in Bayern ein todter Mann gewesen ist.

Aber die lutherische Theologen- und Pastorenschaft war so blind für diese Vorgänge, daß die Conferenz in Hannover von 1900 Geistlichen den seit zehn Jahren in München abgethanen Consistorialpräsidenten Harleß zu ihrem Vorsitzenden wählte.

Was für Hilfe und Unterstützung konnte sich der preußische Staat und das deutsche Reich versprechen für die gebotene Nothwehr wider die Anmaßungen von Rom? Ein Protestantismus, der öffentlich überführt ist, daß er papistische Maximen, um mit Spener zu reden, sich gefallen läßt, ist keine Waffe gegen Rom, im Gegentheil, ein solches Lutherthum ist für den Staat, der den Kampf mit Rom aufnimmt, der „die Hand durchbohrende Rohrstab Aegyptens".

An den so schimpflich geschlagenen Consistorialpräsidenten trat im Jahre 1869 eine große Aufgabe heran, die es ihm möglich machte, die Scharte seines Schwertes auszuwetzen. Der Premierminister in Bayern, Fürst Hohenlohe, war derjenige Staatsmann, welcher die von Rom für die Staaten drohende Gefahr früh erkannt hatte, und sich deshalb bemühte, die europäischen Staaten über diese Gefahr aufzuklären. Der Consistorialpräsident Harleß saß in der Kammer der Staatsräthe in München, und ward betraut mit dem Entwurf einer an den König gerichteten Adresse. Was war dem ersten protestantischen Geistlichen in Bayern näher gelegt, als durch die ihm anvertraute hohe Function, angesichts des angekündigten Concils, den erleuchteten katholischen Staatsmann zu unterstützen? Während der katholische Stiftspropst J. von Döllinger mit seiner theologischen Gelehrsamkeit dem Fürsten Hohenlohe zur Seite stand, entwarf der protestantische Consistorialpräsident v. Harleß ein Mißtrauensvotum gegen Hohenlohe, welches dessen Entlassung veranlaßte. In seiner Motivirung sagte Harleß: „Es sei natürlich, daß die ultramontane Partei voll Mißtrauen und Erbitterung sei, da sie seit Jahren so viele Angriffe erfahren. Ihre Bezeichnung als Vaterlandslose und Römlinge habe ihn schon lange empört" (Klüpfel, Die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen II, 305, 306). Das sagt der erste Protestant in Bayern 5 Jahre nach dem Syllabus und angesichts des Vaticanums! Diese That

war ein Verrath des ersten Geistlichen der evangelischen Kirche in Bayern an der protestantischen Sache in einem verhängnißvollen Augenblick. Es ist begreiflich, daß dieser Mann, als der Bischof Martensen ihn nach dem Stand des kirchenpolitischen Kampfes fragte, eine Antwort gab, welche jeden wahren Protestanten empören muß.

Als der neuernannte preußische Cultusminister, Dr. Falk, mit der Nothwehr gegen das vaticanische Papstthum durch eine Reihe von Gesetzesvorlagen Ernst zu machen suchte, erhoben sich zwei Lutheraner, die als Säulen gelten, die beiden mecklenburgischen Kirchenautoritäten Kliefoth und Krabbe, um diesen Versuch einer antipapistischen Nothwehr mit den schärfsten Argumenten zu bekämpfen. Kliefoth schrieb: „Der preußische Staat und die Kirchen" (Abdruck aus der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung. Leipzig 1873); Krabbe: „Wider die gegenwärtige Richtung des Staatslebens im Verhältniß zur Kirche. Ein Zeugniß" (Rostock 1873. Stiller). Kliefoth nennt die Falk'schen Gesetzentwürfe von vornherein „erschreckend", weil sie die Kirche behandeln als ein „gemeingefährliches und gemeinschädliches Institut". Im Ganzen sucht sich Kliefoth in den Ausdrücken zu mäßigen, aber die gefährliche Bodenlosigkeit dieser Polemik kommt darin zum Vorschein, daß das vaticanische Papstthum, welches doch der notorische Anlaß und die einzige Erklärung dieser Gesetze ist, von dem Haupte einer protestantischen Landeskirche nicht angerührt wird. Weit entschlossener geht der sonst so vorsichtige Consistorialrath Krabbe vor. Er hat für die gesammte liberale Richtung seit 1848 den den Feuereifer schürenden Titel des „Antichristenthums" sich angeeignet (S. 3. 4. 8. 61. 104. 107. 111. 114. 130. 133). Dabei hat Krabbe den Muth, indem er die „Quadriga" der Falk'schen Gesetze bekämpft, zu schreiben: „Es mag dahingestellt bleiben, wie weit diese Gesetze durch das vaticanische Papstthum motivirt sind" (S. 81. 85). Diese Kirchenmänner, selbst Syllabus und Vaticanum ignorirend, haben es den Fürsten, den Staatsmännern und Parlamentariern überlassen, den deutschen Boden zu schützen gegen eine Ueberschwemmung von wilden Wassern scheinheiliger Staatsgefährlichkeit! Und nun kommen diese heiligen Männer, die eigentlich gar nicht wissen, was vorgeht, und schreien, daß man ihre Zirkel stört! Erst geht

hin und lernet, daß hier ein Attentat gegen den deutschen Staat und gegen den deutschen Bürgerfrieden vorliegt, und wenn Ihr das begriffen habt, dann können wir über das Einzelne der antipäpstlichen Gesetze discutiren, vorher hat es keinen Nutzen.

Ich habe in meinen „Kirchlichen Zeitfragen" S. 115 darauf aufmerksam gemacht, daß das vaticanische Decret vom 18. Juli 1870 den Titel „Pastor aeternus" führt, denselben Titel, den das Decret der 11. Sitzung des fünften lateranischen Concils im Jahre 1517 hat. Das Mittelalter hat mit den Anmaßungen und Uebergriffen des Papstthums schwere Kämpfe mit abwechselnden Erfolgen zu bestehen gehabt. Aber aller Widerstand, den die Kaisermacht, die Secten, die Concilien, die Staatsmänner, die Juristen, die Humanisten aufgeboten, die gesammte Errungenschaft dieser Kämpfe wurde von dem lebenslustigen Papst Leo X. in jenem Decret „Pastor aeternus" wie mit einem Strich vernichtet und die Bulle „Unam sanctam" ausdrücklich wiederum zum priesterlichen Panier erhoben. Aber der erste „Pastor aeternus" hat mit Luther's Thesen dasselbe Jahr. Dieser einsame Mönch, dem Nichts zu Gebote steht, als seine Schreibfeder und seine deutsche Zunge, stürzt das ganze Bollwerk des „Pastor aeternus", und schafft mitten in der Culturwelt einen freien Raum, in dem der Papst Nichts zu befehlen hat, und gründet in diesem papstfreien Raum das Fundament einer weltgeschichtlichen Aera, an deren Früchten die geistige Elite der Völkerwelt noch heute ihre beste geistige Nahrung hat. Diese Thatsache ist hell wie das Sonnenlicht, und der Wahn, daß Johannes Janssen mit seinen Büchern dieselbe verdunkeln kann, ist lächerlich. Es steht geschichtlich fest, daß die einzige Macht, welche das Papstthum bricht, dergestalt, daß aus der Niederlage des Papstthums eine neue culturgeschichtliche Epoche ersteht, diejenige ist, in welcher Luther kämpft, leidet und siegt. Die Reformationsgeschichte lehrt uns, daß der zweite „Pastor aeternus" überwunden werden muß, wie der erste; daß er aber nicht anders überwunden werden kann, als wie der erste überwunden worden ist. Der Kampf gegen das vaticanische Decret vom 18. Juli 1870, welches die Weltherrschaft des Papstes zum Dogma erhebt, und die staatsfeindliche Bulle „Unam sanctam" infallibel macht, welches über 24 Millionen Christen im deutschen Reich den vier=

fachen Fluch verhängt, und damit dem Bürgerfrieden auf dem Boden des deutschen Reiches eine tödtliche Wunde versetzt; dieser Kampf ist ohne Säumen aufzunehmen, und ist von den protestantischen Theologen und Pastoren mit Dransetzung des Lebens durchzuführen. Die altkatholischen Theologen haben mit großem Ernst und nicht geringem Opfermuth in dem Kampf gegen den vaticanischen „Pastor aeternus“ etwas Erkleckliches geleistet, aber wo sind die Protestanten, welche in der Vorderreihe der geistigen Kämpfer stehen sollten?

Diese sitzen in ihrem Studirzimmer und schreiben die Fortsetzung ihrer gelehrten Bücher, oder wo sie einmal auf offenem Plan erscheinen, wie in der großgeplanten Octoberversammlung 1871, gehen sie uneinig und resultatlos aus einander, offenbar weil sie nicht den Muth haben, der für die kirchliche Gegenwart brennenden Tagesfrage in's Angesicht zu schauen. Professor Schlottmann schreibt ein lateinisches gelehrtes Buch „Erasmus redivivus“, welches für die Beleuchtung der reformatorischen Zeit sehr nützlich ist, aber für den vorliegenden Hauptkampf gegen das Papstthum nicht gebraucht werden kann. Es sind zwar nicht alle protestantischen Theologen so papistisch verblendet, daß sie glauben, in dieser kirchlichen Gegenwart eine Stellung behaupten zu können, ohne von Syllabus und Vaticanum Act zu nehmen. Aber die Erleuchteten unter ihnen sollten es für ihre erste Sorge und Arbeit ansehen, jenen pseudo-protestantischen Papisten die scheinheilige Larve herunter zu reißen. Wie nun einmal die Dinge liegen, diese innere Zucht und Reinigung auf dem protestantischen Boden muß den richtigen Anfang unseres Kampfes gegen den neuen „Pastor aeternus“ bilden.

Um zu diesem richtigen Anfang unseres protestantischen Kampfes meinen schuldigen Beitrag nicht zu versagen, schrieb ich: „Anti-Kliefoth oder die gefährlichste Reichsfeindschaft an einem Beispiel aufgezeigt“ (Berlin 1874. Hobel). „Auf der offenen, freien Dingstätte der deutschen Presse gehe ich als ein berufener Ankläger mit dem hohen Kirchenregenten in's Gericht, er mag sich vertheidigen, so gut er kann, und dann soll das öffentliche Gewissen das Urtheil sprechen.“ Da aber Kliefoth sich nicht vertheidigte, sondern den bequemeren Weg der Denunciation wählte, so wurde über

mich von dem akademischen Gericht, bestehend aus meinen ehemaligen Collegen, ein neuer Preßproceß verhängt. Hätte ich nun damals bereits unter dem Schutz der deutschen Justizgesetze gestanden, wären mir das Recht der Oeffentlichkeit, der Beweis der Wahrheit, die Wahrnehmung berechtigter Interessen zur Seite gestanden, dann wäre aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Proceß in eine unheilbare Niederlage des Kliefoth'schen Kirchenregiments umgeschlagen. Jetzt hat das akademische Gericht wegen zweier Aeußerungen in „Anti-Kliefoth" mich zu 8 Tagen Haft im Carcere academico verurtheilt, dagegen mich von den fünf schwersten Anklagen freigesprochen. Zu diesen fünf Anklagen gehört der folgende Satz: „Es wirkt natürlich Mancherlei zusammen, um eine solche wüste Unkirchlichkeit und Unchristlichkeit, wie sie in Mecklenburg vorliegt, zu erzeugen, aber daß ein fünfundzwanzigjähriges papistisches Kirchenregiment, welches mit Eifer das „Herr, Herr sagen" betreibt, daneben aber die edelsten Empfindungen des Volkes und unbestreitbare Rechte Einzelner und Aller verletzt, und sich über die Schranken der Gesetzlichkeit hinwegsetzt, in erster Linie für einen solchen grauenvollen Zustand verantwortlich zu machen ist, das wird kein Unbefangener zu leugnen wagen" (Anti-Kliefoth S. 40). Kliefoth hat von dem Recht, das über mich verhängte Urtheil zu veröffentlichen, keinen Gebrauch gemacht, weil er fühlen mußte, daß, wenn das öffentliche Gewissen in unserem Lande nicht allzu sehr geknechtet wäre, dieser eine freigesprochene Satz ausreichen würde, um Kliefoth zur Abdankung zu zwingen.

Meine Haft ist mir als ein geringer Preis erschienen für den hohen Werth dieser akademischen Freisprechung. Das akademische Gericht hat nicht gewagt, das protestantische Papstthum Kliefoth's weder zu leugnen, noch in Schutz zu nehmen; damit hat das akademische Gericht, welches Recht spricht im Namen des Rectors und des Concils, meinen kirchlichen Kampf indirect vertheidigt. Und eben hier hat die Omnipotenz Kliefoth's ihre Schranken gefunden, indem er, vor dem sich sonst Alles beugt, sich jenes Urtheil hat müssen gefallen lassen.

Daß ein protestantischer Theologe, der so öffentlich des Papismus überführt ist, keinen Kämpfer gegen das Vaticanum abgeben wird, ist offenbar; eher wird es dem Vaticanum mit scheinkirch-

lichen Argumenten Schutz gewähren, wie wir es von jenem Separatabdruck aus der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung nachgewiesen haben. Und wie dieser Kliefoth'sche Aufsatz, so ist der ganze Geist jener auf der anti-preußischen neulutherischen Conferenz in Hannover 1868 entstandenen Kirchenzeitung. Während der Papst Leo XIII. einmal über das andere die Reformation vor der Welt brandmarkt, wetteifert diese sogenannte lutherische Kirchenzeitung mit der Germania, mit Windthorst und Schorlemer-Alst in principieller Bekämpfung der Maigesetze, welche, man mag sagen was man will, im Wesentlichen die, wenn auch in der Form verfehlte, pflichtmäßige Nothwehr des deutschen Reiches gegen den Ansturm des gesteigerten Papstthums bedeuten. Diese lutherische Kirchenzeitung meint Windthorst vor Allem, wenn er sich so oft auf die Zustimmung der gläubigen Protestanten beruft, während er die Gegner derselben als ungläubige Protestantenvereinler bezeichnet.

Wenn nun aber ein so hervorragender Theil des officiellen Protestantismus an seinem kirchlichen Bekenntniß sich so schmachvoll versündigte, so war es die erste und vornehmste Pflicht des übrigen Protestantismus, jenen Krypto-Papisten eine Herz und Nieren prüfende Beichtrede zu halten. Aber nichts dergleichen ist zu hören und zu sehen gewesen. Man hat nicht erfahren, daß Dr. Dorner oder Professor von der Golz in Eisenach jemals Kliefoth über seinen Papismus zur Rede gestellt haben; im Gegentheil weiß man von dem Letzteren, daß er mitgeholfen hat, den Beschluß der Conferenz für die Betheiligung des Laienstandes an den Eisenacher Conferenzen rückgängig zu machen, und zwar aus dem Grunde, um dem grundsätzlichen Gegner der Synodalverfassung, Kliefoth, der sich ausgeschlossen hatte, wiederum den Zutritt zu der Conferenz zu eröffnen. Es ist nicht stark genug auszusprechen, und nicht genug zu beklagen, daß der deutsche Protestantismus, anstatt mit der Waffe Luther's, mit dem Schwert des Geistes, das vaticanische Papstthum zu bekämpfen, einestheils vor demselben auf der Flucht begriffen ist, anderntheils dasselbe bestärkt. Ein herzzerreißender Jammer ist es, daß die, welche vor allen Anderen Christo den protestantischen Fahneneid geschworen, hochverrätherischen Verkehr mit dem feindlichen Lager unterhalten zu einer Zeit, in welcher der Feind zu einer entscheidenden Feldschlacht schreitet.

Es war ein Trost für alle wahren Protestanten und für alle ächten Deutschen, daß der preußische Staat und das deutsche Reich durch den Mangel an Unterstützung der geistlichen Waffen sich nicht abhalten ließ, der Kriegserklärung von Rom mit gebührendem thatsächlichen Ernst zu begegnen. Die Päpstlichen trotzen immer auf die verbrieften Rechte und ihre Kirchenfreiheit. Es wird dabei Zweierlei übersehen. Graf Harry Arnim hat ganz Recht mit der Behauptung, daß die gesetzliche Anerkennung der katholischen Kirche in den europäischen Staaten immer auf der Voraussetzung ruht, daß die katholische Kirche auf ihre mittelalterlichen Satzungen und Uebergriffe Verzicht leistet. So lautet ja auch das Bekenntniß der bischöflichen Urkunde vom 10. April 1870. Zweitens sieht man aus allen Vereinbarungen zwischen den Staaten und der römischen Curie, von dem Concordat Napoleon's bis zu dem österreichischen Concordat, vom Jahr 1855, daß die Staaten immer mit einer unverhohlenen Sorge vor Uebergriffen der Curie verhandeln. Selbst die Majestät des Königs beider Sicilien findet sich veranlaßt, sich gegen römische Uebergriffe zu verwahren (Aninrode, Actenstücke des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche I, 138). Die Erfahrungen, welche Völker und Staaten mit dem Papstthum gemacht haben, verhindern, in dem „heiligen Vater" Selbstverleugnung und Demuth vorauszusetzen. Obwohl die Depesche des Fürsten Hohenlohe im Anfang nicht die gebührende Beachtung fand, so vereinten sich doch im weiteren Verlauf 5 europäische Regierungen, ihre Mahnungen und Warnungen vor staatsfeindlichen Beschlüssen an das Concil zu richten. Trotzdem hat das Concil das, was man fürchtete und wovor man warnte, beschlossen, selbst diejenigen Bischöfe, welche, „gezwungen durch ihr Gewissen", protestirt hatten, unterwarfen ihr Gewissen dem unfehlbaren Papst. Damit war der scheinheilige Krieg gegen die Staaten eröffnet. Nach allem, was die Geschichte des Jahrhunderts lehrt, und nach den voraufgegangenen Warnungen durfte der Papst und sein Anhang sich nicht wundern, daß die Staaten gegen Syllabus, Vaticanum und „Unam sanctem" zur Nothwehr griffen. Der bairische Minister von Lux erklärte, die ganze kirchenpolitische Gesetzgebung muß umgestaltet werden, und der Reichskanzler verkündigte: die katholische Kirche ist eine andere geworden, die Bischöfe haben alle Selbständigkeit ver-

loren; der Papst ist absolut geworden, der Papst ist die Kirche, und die Consequenz dieses Anfanges ist, soweit die Macht vorhanden ist, die Ausrottung der Protestanten. „Wir müssen uns schützen," erklärt Bermann, „gegen den Einbruch dieses absolutistischen Papstthums in die Schulen, in die Bildungsanstalten, in die Volksmoral." Und diese Schutzwehr erklärte Fürst Bismarck für seine staatsmännische Pflicht nicht bloß, sondern auch für seinen christlich-protestantischen Beruf. In öffentlichen und feierlichen Reden sind diese Gedanken des Reichskanzlers der Welt kund gemacht, und alle diese Reden stellen sich dar als Bürgschaften für den Ernst des Spruches: „Nach Canossa gehen wir nicht." Die Falk'schen Gesetze waren die Folge und Wirkung dieser politischen und protestantischen Auffassung des Fürsten. Ohne Zweifel würden diese Gesetze besser gerathen sein, wenn die protestantische Theologie ihren Rath dazu gegeben hätte. Aber diese Theologie war dermalen in sich selber so rathlos, daß sie in dieser Angelegenheit gar nicht zu brauchen war. Die Falk'schen Gesetze hatten bei allen Mängeln einen durchaus gesunden Kern, und dieser Kern will unumwunden anerkannt sein, ehe an eine Verbesserung zu denken ist. Hier war eine lohnende Aufgabe für die protestantische Theologen- und Pastorenschaft, nämlich aus den heiligen Urkunden des Christenthums zu beweisen, daß die Auflehnung gegen jene Gesetze nicht christlich, sondern scheinheiliger Fanatismus und Hierarchismus ist. Da nun aber der officielle Protestantismus so blind und so von Gott verlassen war, daß er größtentheils mit einstimmte in das Zetergeschrei von diocletianischer Christenverfolgung, wir haben ja die klägliche Ausrede von dem protestantischen Consistorialpräsidenten von Harleß vernommen, so war auf dem Heimatboden der Reformation eine Verwirrung der Geister entstanden, an welcher nur der Teufel seine Freude haben kann. Der Reichskanzler war mit seiner kirchenpolitischen Gesetzgebung nicht bloß von der Macht, welche ihm als die fördersamste zur Seite stehen sollte, verlassen, sondern geradezu verrathen. Wenn er in seinem auf Staatsbewußtsein und protestantischen Christenglauben ruhenden Widerstand gegen Papst und Clerus nachließ, so ist dies bei einem Manne von solcher Hoheit allerdings nicht zu rechtfertigen, aber an einer Entschuldigung fehlt es ihm nicht. Die genaue Kenntniß dieser Wen-

dung ist von der äußersten Wichtigkeit, jetzt geht man trockenen Fußes darüber hinweg, die Päpstlichen werden aber dafür sorgen, daß die Thatsachen nicht vergessen werden. Es gilt, im Voraus sich zu rüsten gegen die furchtbaren Waffen, die der Ultramontanismus aus diesen Thatsachen schmieden wird. Jetzt, wo der protestantische Kaiser das „Friedensamt" des Papstes anruft, ist es zwar keineswegs angenehm, aber doch sehr heilsam, auf die Tage am 4. und 5. December 1874, welche ich im Reichstage erlebt habe, zurückzuschauen. Am 4. December 1874 wurde bekannt, daß der Reichskanzler den Etattitel für den Gesandten beim Papst zurückgezogen. Als sodann der Reichskanzler für das Attentat Kullmann die Centrumsfraction auf Grund der Aussagen Kullmann's verantwortlich machte, rief der Graf Balleström dem Reichskanzler „Pfui" entgegen, und es löste sich der Reichstag auf mehrere Minuten auf in ein wahres Chaos unarticulirter Töne. Die Absetzung des genannten Titels rechtfertigte Fürst Bismarck mit der Erklärung, daß das Haupt der katholischen Confession Ansprüche erhebe, mit deren Durchführung jedes geordnete Staatswesen absolut unverträglich sei. Darauf sagte Windthorst wörtlich Folgendes: „Das Unternehmen, den Gesandten beim Papst zu beseitigen, kommt mir vor wie im Alterthum der Kampf der Titanen gegen den Himmel, der römische Papst wird der Letzte auf dem Platze bleiben; darauf mögen die Herren sich verlassen, es wird die Zeit kommen, wo die geehrten Herren selbst den Antrag auf die Wiederherstellung dieser Position bringen." Neben diesen unvergeßlichen Worten von Windthorst, welche längst und genau seit der Sendung des Herrn von Schlözer nach Rom in Erfüllung gegangen sind und sich dadurch thatsächlich als eine Weissagung erwiesen haben, neben dieser Weissagung Windthorst's ist sehr zu beachten die Legende von Dr. Majunke über den 5. December 1874, welche zur populären Verwerthung ausnehmend geeignet ist. In der Germania vom 7. December 1874 bespricht Majunke, der an Marpingen glaubt, in einem Leitartikel mit der bedeutsamen Ueberschrift: „Der Anfang vom Ende", die Thatsache vom 5. December. Majunke nennt diese Thatsache den officiell proclamirten Bruch mit Rom und erzählt nun Folgendes: „Bismarck wurde plötzlich bleich, machte längere Pausen und sprach mit matter, leiser Stimme, fing sichtlich an zu zittern, stützte

seine Hand bald krampfhaft auf den Tisch, bald griff er in die Busentasche seines Kürassierrockes, bald tändelte er aus Verlegenheit mit dem Bleistift, bald griff er zum Wasserglas, kurz, mit ihm wurde allen Zuhörern angst und bange, und allgemein hatte man die Ueberzeugung, daß in diesem Augenblick im Reiche der Geister ein wichtiges Ereigniß vor sich gehe." So hat Majunke als Augenzeuge die Scene des 5. December 1874 im Reichstag und zwei Tage nach dem Ereigniß beschrieben. Ich und Andere haben vor jenen Symptomen eines Hereinragens der Geisterwelt in die Reichstagstribüne Nichts gesehen, aber Majunke und seine Genossen werden sich auf die jetzt vorliegende Bestätigung der Legende durch öffentliche Thatsachen berufen. Denn in seiner Broschüre: „Ueber das evangelische Kaiserthum. März 1881", kommt Majunke bestätigend auf die Scene am 5. December 1874 zurück und fährt fort: „So war es; den Kanzler überkam das bange Gefühl, daß er mit all' seiner materiellen Macht gegen die geistigen Heerschaaren, deren Führer der schwache Priestergreis war, vergeblich ankämpfen würde". Uns befremdet das nicht, denn „qui mange du Pape en meurt" (wer vom Papste ißt, muß sterben)[1]. Pius IX. ist es, der durch seine Anrede an den deutschen Leseverein am 24. Juni 1872 Windthorst und Majunke Anweisung gegeben hat, vermittelst seiner feierlichen Erklärung: „Er habe jenen Minister, der sich an die Spitze der Verfolgung gestellt, wissen lassen, daß ein Triumph gegen die Wahrheit und Kirche der größte Wahnsinn sei. Er habe von diesem Minister keine Antwort erhalten, weil es auf die Wahrheit keine Antwort gebe" (Arnenrode III, 151). Ich habe schon im Jahre 1881, als die Gesandtschaft Schlözer's in Aussicht stand und der Jesuit kaum für Trier bestätigt war, Folgendes ge-

---

[1] In der Nationalzeitung vom 10. März 1881 habe ich diese Merkwürdigkeit besprochen und zur Aufklärung hinzugefügt: Jenes schreckliche, das Papstthum verurtheilende Wort aus den schlimmen Tagen Alexander VI. hat Joseph de Maistre gewaltsamerweise in die Sprache des extremsten Papstcultus übertragen. In diesem Sinne braucht Majunke den Satz. Mit derselben drohenden Wendung hatte bei der Jesuitendebatte im Reichstag am 15. Juni 1872 der Abgeordnete Herr von Kesseler das Wort angewandt, indem er sagte: „Soll es auch von unserem glorreichen Kaiserhause heißen: Wehe, il a mangé du Pape?"

schrieben: „Man kann sicher darauf rechnen, es wird genau Buch geführt über diese Einzelheiten; jetzt, so lange man noch verhandelt, wird man schweigen, aber sobald man an einem erwünschten Ziel wird angelangt sein, wird man nicht mehr in der bisherigen mühsamen doctrinären Weise die Selbstauflösung des Protestantismus darzuthun suchen, man wird hinweisen auf weltgeschichtliche Thatsachen, die angesichts der Welt geschehen sind und welche beweisen, daß die größte irdische Macht sich beugen muß vor jenem „Führer der himmlischen Heerschaaren" auf dem römischen Stuhl. Die Legende Majunke's, mit jenem Worte von Windthorst, wird zur Weissagung, und die Bekehrung Bismarck's wird das erste Mirakel des unfehlbaren Papstthums" (Auf dem Wege nach Canossa S. 94).

In der Unterredung Bismarck's mit den schwäbischen Pastoren im Sommer 1877 erklärt der Reichskanzler die Maigesetze noch für ein „unentbehrliches Bollwerk", aber der Hauptfeind ist nicht mehr das vaticanische Papstthum, sondern die clericale Polonisirung. Ein unleugbares Verlassen des bisherigen principiellen Standpunktes, den Bismarck in dem Kampf gegen das vaticanische Papstthum im preußischen Abgeordnetenhause, im Herrenhause und im Reichstag oft mit voller Entschiedenheit behauptet hat, giebt sich kund in der Debatte des Reichstags am 30. November 1881. Hier motivirt Bismarck die Absetzung der Gesandtschaft beim Papst mit dem verletzenden Ton des Papstes Pius IX., und erklärt andererseits die jetzige Annäherung an den Papst Leo XIII. mit folgenden Worten: „Wir stehen mit dem jetzigen Inhaber des römischen Stuhles in den höflichsten und freundlichsten Beziehungen"; und indem er spricht von dem Kampf mit Rom, sagt er: „Kein Conflict kann von mir als eine dauernde und nützliche Institution behandelt werden." Diese Rede des Reichskanzlers lautet, als handele es sich zwischen Preußen und einem anderen Staat um einen unbedeutenden Ehrenpunkt. Die ganze Geschichtsauffassung, die ernstliche Berufung auf das protestantische Bekenntniß, ist hier preisgegeben. Oder ist Leo XIII. wirklich ein friedlicher Papst? Fortwährend wird dies behauptet, um die ganz veränderte Haltung zum Papstthum zu erklären und zu rechtfertigen. Aber kein Mensch hat von 1878 bis heute eine einzige entscheidende öffentliche Thatsache nachweisen können, aus welcher eine friedfertige oder versöhnliche

Haltung des jetzigen Papstes erkannt werden könne. Vielmehr liegt das Gegentheil vor. Nicht bloß hat Leo XIII. in seiner ersten Encyclica unumwunden und feierlich die sämmtlichen Decrete Pius IX. anerkannt und sich angeeignet, sondern in den zahlreichen Erlassen des jetzigen Papstes wiederholt sich ein entschieden feindliches Moment mit großem Nachdruck, nämlich die Verfluchung der Reformation und der Protestanten. Das wilde Feuer des Confessionshasses, welches Tag und Nacht den deutschen Bürgerfrieden zerstört, wird fast in jeder Kundgebung dieses Papstes geschürt.

Es ist der Weg nach Canossa, auf dem wir gehen, und die gegenwärtige Station heißt das Friedensamt des Papstes. Es mag dies diplomatisch ein kluger Zug sein, aber für die protestantische Kirche, für Deutschlands Freiheit und Frieden ist er sehr gefährlich. Wie der evangelische König von Preußen 1814 zur bedingungslosen Wiedereinsetzung des Papstes wesentlich geholfen, so setzt jetzt das protestantische Kaiserthum den Papst wieder ein in dasjenige Amt, dessen Titel er sich immer angemaßt hat und am 18. Juli 1870 in der antichristlichsten Form. Als Antwort auf die Papstfreundlichkeit des preußischen Königs gab Pius VII. die Wiederherstellung des Jesuitenordens, und gegenwärtig schreibt die Germania sieben Leitartikel zur Verherrlichung des vaticanischen Papstthums.

Canossa ist der weltgeschichtliche Name für die Erniedrigung des Kaisers unter einem scheinheiligen Titel durch den römischen Papst. Das ist auch gegenwärtig das Ziel des Jesuitenordens. Und wenn das letzte Maigesetz gefallen, dann wird es in Millionen Herzen heißen: der protestantische Kaiser hat Buße gethan, weil er mit antichristlichen Gesetzen und Strafen sich an dem Papst und an seinen Priestern versündigt hatte!

Was ich vor 5 Jahren geschrieben, muß ich heute wiederholen. „Sollte es über uns verhängt sein, den bittern Kelch der geistigen Niederlage bis auf die Neige zu trinken, dann laßt uns hinnehmen, was wir durch unsere Sünden verdient haben. Aber nimmer soll aus deutschem Herzen die Hoffnung schwinden! Ein deutscher Kaiser ging nach Canossa, aber ein deutscher Mönch ging nach Worms."

XLIII. Antisemitismus und Christenthum.

Daß ich mich mit dem Antisemitenthum befassen mußte, war äußerlich veranlaßt durch mein Reichstagsmandat, tiefer begründet in meiner biblischen Geschichtsanschauung. In den Motiven zu der ersten Vorlage des Unfallgesetzes war wiederholt auf den „christlichen Staat", als auf den tiefsten Grund dieses Gesetzes hingewiesen. Stöcker, der jüngst mit dem Antisemitenthum sich verbündet hatte, bemächtigte sich am 4. Februar 1881 dieses Wortes; er fand in diesem Wort „sich für seinen dreijährigen Kampf reichlich belohnt", denn, so verkündigt er, die „christliche Staatsidee ist ein gewaltiges Wort, der Anfang eines völligen Umschwunges". Ich meinerseits hatte seit 40 Jahren aus der Bibel und aus der Kirchengeschichte erkannt, daß „der christliche Staat" ein unchristliches und sehr verführerisches Wort ist; ich stimme dem anerkannt bibelgläubigen Theologen Hofmann, der den Begriff des christlichen Staates eine „Lüge" nennt, aus vollem Herzen bei. Ich hatte mich auch überzeugt, daß Stahl's Abhandlung vom „christlichen Staat", welche zwei Jahr nach Hofmann erschien, keine Widerlegung, sondern weit eher eine Bestätigung für Hofmann ist. So war ich denn innerlich genöthigt, auf der Reichstagstribüne gegen dieses in den Motiven einer wichtigen Reichsregierungs-Vorlage meinen Protest zu erheben. Man sollte nun denken, daß, nachdem zwei Theologen in größter Oeffentlichkeit dieses Wort in ganz entgegengesetztem Sinn gebraucht und verwerthet hatten, sich um dieses Wort ein so ernster Kampf entspinnen mußte, der nicht ohne Entscheidung aufhören konnte. Es ist ein rechtes Zeichen der Oberflächlichkeit und der geistigen Feigheit, in der wir leben, daß von einem solchen Kampf Nichts zu spüren ist.

Noch verwunderlicher ist es, daß das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 das Antisemitenthum, so zu sagen, vor seiner Geburt vernichtet und den Titel des christlichen Staates verpönt hatte. Jenes Gesetz über die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse war auf Anregung von Moritz Wiggers von dem norddeutschen Parlament ohne Schwierigkeit beschlossen und von dem norddeutschen

Bund angenommen. Mit dem Jahr 1866 war in Norddeutschland der Staatsbegriff zu Kräften gekommen, die Hierarchie dagegen niedergedrückt, daher erklärt es sich, daß der von dem modernen Bewußtsein allgemein anerkannte Grundsatz, nach welchem eine Religion nicht mehr gilt, als sie ist und leistet, und deshalb keine Religion ein Privilegium hat, und demnach der Taufschein keinen staatsbürgerlichen Vorzug wie bisher gewährt, seit 3. Juli 1869 in Deutschland gesetzliche Geltung hat. Wer eingeweiht ist in das Geheimniß des wahren Christenthums, ist mit jenem Gesetz nicht bloß einverstanden, sondern sieht in dem Verzicht des Christenthums auf staatliches Privilegium den charakteristischen Vorzug des Christenthums vor den vorchristlichen Religionen. Es gab auch in diesem unserem Jahrhundert solche Christen, welche dieses Verständniß Christi besaßen und nach ihrem Vermögen in der Welt geltend zu machen suchten, ich nenne die Theologen Schleiermacher, Thomas Chalmers, Alexander Vinet, den Staatsmann Alexis de Thoqueville. Aber diese Wenigen bilden eine verschwindende Ausnahme in der überwältigenden Masse der christlichen Auctoritäten, welche in dem Privilegium des Taufscheines ein heiliges Stück von der Gewalt und Herrschaft Christi innerhalb der Welt verehren.

Ich komme hier noch einmal und zwar etwas ausführlicher zurück auf eine Thatsache, welche ich schon in meiner Stettiner Rede 1871 berührt habe. Der Uebertritt von christlichen Gemeindegliedern zum Judenthum veranlaßte das Brandenburger Consistorium zu der öffentlichen Anklage, daß die gegenwärtige Judenschaft noch in dem gleichen Hasse gegen Christum beharre, mit welchem ihre Väter ihn an's Kreuz geliefert hätten. Da diese Anklage bei Juden und Christen großen Anstoß erregte, suchte der Oberkirchenrath dieses Aergerniß zu beschwichtigen. In einer öffentlichen Erklärung vom 17. April 1871 spricht der Oberkirchenrath aus, daß er mit Befriedigung Kenntniß genommen von den Versicherungen vieler eingegangenen jüdischen Proteste, daß das gegenwärtige Judenthum und seine Bekenner keineswegs in Haß und Feindschaft gegen Jesum beharren. Der Oberkirchenrath fügt hinzu, daß er, während das Consistorium die Judenschaft von der Zeit Christi her als eine gleichartige antichristliche Masse betrachte, verschiedene Stufen des Judenthums anerkenne. Nach diesem Urtheil der höchsten

Kirchenbehörde hat das Consistorium durch ein falsches Zeugniß wider die Judenschaft viele Tausende deutscher Staatsbürger in einer Zeit sich erhebender Einmütigkeit „tief verwundet". Demnach war das Consistorium der beleidigten Judenschaft eine öffentliche Genugthuung schuldig, und man sollte denken, die oberste Kirchenbehörde in Berlin müßte eine heiligere Pflicht gar nicht kennen, als darüber zu wachen, daß dieses Recht zur Ausführung komme, damit die evangelische Christenheit sich vor der Judenschaft und vor dem deutschen Volk von einem bösen Makel reinige. Aber nicht für dieses Recht tritt der Oberkirchenrath ein, sondern schließlich ist die Tendenz des Schreibens vom 17. April 1871 darauf gerichtet, den jedenfalls theilweise unwahren und sündhaften Erlaß des Consistoriums vor dem öffentlichen Tadel in Schutz zu nehmen und die dagegen erhobenen Proteste, von denen der Oberkirchenrath viele mit Befriedigung gelesen hat, zu verdächtigen. Nachdem der Oberkirchenrath den Anfang gemacht hat, den judenfeindlichen Irrthum des Consistoriums zu corrigiren, wird dieses hohe Collegium an sich selbst irre und fällt, wie Petrus in Antiochien, wider besseres Wissen in den erkannten Irrthum zurück; so tief ist der Wahn des privilegirten Taufscheines in der Kirche seit Constantin gewurzelt! Es reicht auch nicht aus, verschiedene Stufen des Judenthums mit dem Oberkirchenrath anzunehmen, wir müssen den Christus der Evangelien von dem Christus des Staatskirchenthums unterscheiden. An dem Christus der Evangelien nehmen die Juden Anstoß und Aergerniß, weil der „von Herzen sanftmüthige und demüthige Herr" durchaus nicht stimmt zu dem Bilde des jüdischen Messias, der die Heiden richtet mit dem Schwert, und Israel bekleidet mit der Herrschaft der Welt. Da nun aber Jesus beharrt in der öffentlichen Behauptung seiner messianischen Würde und Macht, so kam es zum Ausbruch des äußersten Gegensatzes: die Juden überantworteten Jesum den Heiden zur Kreuzigung, und Jesus offenbart am Kreuz die Allmacht seiner die Menschheit der Juden und Heiden umfangenden Liebe. Die gewöhnliche staatskirchliche Auffassung läßt die Juden nach diesem Ausbruch ihres Hasses fallen, überantwortet sie dem Gericht des heiligen Blutes, welches sie über sich und ihre Kinder herabgerufen haben. Ganz im Gegensatz zu der heiligen Schrift, nach welcher der Heiland

betet für seine Mörder, nach welcher Petrus auf die Bedingung der Buße und des Glaubens den Juden den ganzen Schatz der alttestamentlichen Verheißungen in Aussicht stellt, nach welcher Stephanus auch für das an ihm begangene Verbrechen um Vergebung betet. Vor allem ist es aber Paulus, der für die Heidenwelt berufene Apostel, an welchen wir daher uns vornämlich gewiesen erachten müssen, und eben der ist es, von dessen Anweisung wir uns gänzlich verirrt haben. Nach vielen und höchst schmerzlichen Erfahrungen hat Paulus erkannt, daß Israel im Ganzen und Großen verstockt ist. Paulus ist aber weit entfernt, diese Thatsache mit kühler Ruhe als eine unabänderliche hinzunehmen. Wenn Augustinus sagt, der Mensch, als solcher, ist eine große Tiefe, so gilt dies von diesem Menschen Paulus in ganz eminenter Weise. In diesem Manne wohnen Freuden, die mit menschlichen Worten nicht auszusprechen sind, aber in derselben Tiefe, die gewöhnlich verdeckt ist, die er nur ein einzigmal aufschließt, verwunden sein Herz unaussprechliche Wehen (Röm. IX, 1—5). Das ist der unaufhörliche große Schmerz über die Verstockung seiner Brüder nach dem Fleisch, seines Volkes, für welches er die Verbannung von Christus auf sich laden möchte, wenn er es durch ein solches Opfer retten könnte. Kann ein solcher Schmerz, kann eine solche heroische Liebe für sein Volk, in welcher Paulus mit Mose wetteifert, unfruchtbar und vergeblich sein? Auf diesem tiefen heiligen Grund ruht das Fundament der Hoffnung, mit welcher Paulus auf die künftige Rettung und Vollendung seines Volkes hinschaut, indem er seine ganze Kraft und sein Leben einsetzt für die Arbeit zur Erreichung dieses Zieles. Die seit Constantin sich immer mehr verfestende Anschauung betrachtet den gegenwärtigen Kirchenzustand, den Augustinus und Luther mit Recht die Heidenkirche nennen, als Definitivum, welches bleibt bis zur zweiten Zukunft Christi. Dieser Anschauung gilt die Warnung des Apostels: „Sei nicht hochmüthig, sondern fürchte dich" (Röm. XI, 20). Im Hinblick auf den ganzen Verlauf des weltgeschichtlichen Dramas ist die Heidenkirche nicht das Ende, sondern ein Stadium, welches zu derjenigen Aera führt, in welcher die Vollendung des Guten durch die Besiegung des vollendeten Bösen sich vollzieht. Wie Paulus sich den vornehmsten der Sünder nennt, weil er sich gegen Christus

empört hat, indem er Christi Gemeinde verfolgt, so hat Israel die Sünde gesteigert durch zweimalige Verwerfung seines Herrn und Königs. Diese zwiefache Sünde Israels ist das Thor, durch welches Christus zu den Heiden kommt. Inzwischen ist Israel erstarrt und verstockt; die Predigt der Apostel, die Darstellung der israelitischen Erstlingsgemeinde haben die Verstockung nicht zu überwinden vermocht. Eine uralte Weissagung lautet, daß Jehovah sein hartnäckiges und abtrünniges Volk durch die Heiden zur Nacheiferung erwecken wird. Diese Weissagung erhält durch Pauli Lehren und Wirken gegenwärtiges Leben. Wenn sich die Heidenkirche vollendet, wenn „die Fülle der Heiden eingeht", so lehrt Paulus, dann wird die Offenbarung Gottes, die lebendige Gegenwart des Gekreuzigten in der Gerechtigkeit und Heiligkeit der Heidengemeinde durch die tiefe Beschämung das harte Herz Israels erweichen. Das ist also nach dem Plan der göttlichen Oekonomie die Aufgabe der Heidenkirche, mit deren Erfüllung Paulus beginnt und in deren Erfüllung wir gegenwärtig begriffen sind. Und in diesem Lichte zeigt sich der obige Irrthum des Consistoriums der Kurmark als einen sehr beschämenden Fleck. Man kann von den Juden nicht verlangen, daß sie die Gegenwart des Christenthums durch die Lectüre der Evangelien berichtigen und verbessern sollen; die Juden meinen natürlich keinen andern Christus, als der ihnen in den staatskirchlichen Behörden und in dem Wandel derjenigen, welche nach der Statistik Christen heißen, entgegentritt. Ist dieser Christus der, welcher in den Evangelien mit seinem heiligen Blut um die Liebe seines Volkes wirbt? Ist nicht dieser staatskirchliche Christus im Wesentlichen der jüdische Messias, um dessen willen die Juden dereinst den wahren Christus verwarfen? Ich will nicht reden von den Gewaltthaten der Vergangenheit, welche im Namen Christi geschehen sind und niemals gesühnt worden, ich will ganz in der Nähe bleiben. Die Berliner Allgemeine Kirchenzeitung 1851 Nr. 6 erzählt eine Reihe von Gewaltthaten gegen ein Elternpaar, welches die Taufe ihrer Kinder verweigert, die schließlich durch das höchste Gericht bestätigt worden sind. Ich habe nicht erfahren, daß kirchlicherseits Etwas geschehen ist, um dieses Unchristenthum zu rügen. Hengstenberg verlangte auf dem Kirchentag in Stuttgart 1850, daß die frühere Eidesformel wiederhergestellt werden solle,

obwohl er behauptete, daß die große Mehrheit der Deutschen keinen Glauben habe an die Wahrheit der abgeschafften Formel; er verlangt also die Zwangseinführung einer Formel, welche nach seiner eigenen Behauptung in dem Munde der Meisten eine Lüge ist, und zwar verlangt er dies für den Act des Schwörens! Ist das nicht ein Christus, der mit Gewalt erzwingen will, was er mit Liebe und Wahrheit nicht erreichen kann? Und ist es nicht derselbe finstere, gewaltthätige Christus, der uns entgegentritt in dem Zetergeschrei unzähliger Pastoren über das Gesetz, welches den Zwang der kirchlichen Handlungen aufhebt?

Wenn man nun innerhalb einer solchen Gesinnung und Verfassung der Heidenkirche seinen Blick auf die unter uns wohnenden Juden richtet, sollte da nicht das Nächste für uns Christen eine tiefe Beschämung und Demüthigung sein? Anstatt dessen gilt die Anklage gegen die Juden für ein Merkmal des Christenthums! Und dieser Antisemitismus wird in der protestantischen Metropole von den Organen der christlichen Presse gefördert und gepflegt! Paulus wußte Nichts zu predigen als Christum den Gekreuzigten, und diesen wußte er durch sein ganzes Verhalten, Thun und Leiden, durch die Wunden Jesu an seinem Leibe den Galatern so darzustellen, als ob Christus vor ihren Augen gekreuzigt würde (Gal. III, 1). So soll jede Zeit der Heidenkirche den Juden durch ihr Thun und Leiden Christum den Gekreuzigten vor Augen malen, um so zu helfen, daß die große Wendung aus der Tiefe des Gottesgeheimnisses heraufkommt, die Wendung, in der sich die Heidenkirche vollendet und Israel wiederum heimkommt aus den Labyrinthen der Welt zu seinem großen Gott und König. Wie sollen aber die Juden den Gekreuzigten erkennen, daß er ihnen ihre große Blutschuld vergeben könne, wenn die Heidenkirche ihnen nicht den wahren, sondern einen weltlich und jüdisch gefälschten Christus predigt und thatsächlich darstellt? Die Juden sind der gegenwärtigen Heidenkirche eine thatsächliche Bußpredigt, und erst wenn die Heidenkirche diese Bußpredigt zu Herzen nimmt, kann sie den Juden ihre große Blutschuld mit Erfolg vorhalten und auch alle ihre sonstigen Sünden und Irrthümer ihrem Gewissen verständlich machen.

Aber dieser Antisemitismus weiß Nichts von Paulus, Nichts

von dem heiligen Beruf der Heidenkirche für Israel, und darum lehnt er sich auf gegen das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869. Kein Wunder, daß diese Verirrung mit Blindheit gestraft wird. Dieser Antisemitismus redet eine Sprache wie aus dem Hades: er spricht von einer Emancipation des deutschen Volkes, von einer Art Fremdherrschaft, worunter man das den deutschen und christlichen Geist verderbende Judenthum verstehen soll. Und diesen Selbstverkauf des deutschen Geistes und Christenthums in die Knechtschaft wollen diese 250,000 Antisemiten rückgängig machen nicht durch Selbstbekehrung, sondern durch „den in Preußen und Deutschland mächtigen Einfluß des Reichskanzlers". Wenn doch nur nicht auch ein evangelischer Hofprediger, der in dem Irrthum eines falschen Prophetenthums steht, diese Schandblätter des Antisemitismus unterschrieben hätte! Man möchte vor Scham und Kummer in die Erde sinken über einen solchen Verrath von Christenthum in einer Zeit, in der ein kräftiges und gesundes Christenthum nöthiger ist wie das tägliche Brod.

Diese Abirrung von der heiligen Spur des Apostels Paulus, diese Versunkenheit in fleischliche Denkart und Sprache erzeugt natürlich andere Sünden des Antisemitenthums. Der alte Eisenmenger, der zwei Quartbände mit den Sünden der Juden angefüllt hat, findet doch für die Ursache, wegen welcher so wenige Juden bekehrt werden, in dem Verhalten der Christen eine dreifache Schuld, und dieser schwergerüstete Ankläger der Juden schließt sein Werk mit einer aus dem Herzen kommenden Vertröstung für das auserwählte Volk, indem er verweist auf das Geheimniß der Zukunft (Röm. IX. XI; Ezech. XXXVI, 26), wovon der bekannte Hofprediger keine Ahnung hat.

Der katholische Theologe und Historiker J. v. Döllinger hat als Präsident in der Festtagssitzung der Akademie der Wissenschaften in München am 25. Juli 1881 eine Rede gehalten über die Juden in Europa. Döllinger kündigt an, daß diese geschichtliche Betrachtung veranlaßt ist durch den heftig entbrannten Kampf zwischen Semitismus und Antisemitismus. In der That liefert seine Darlegung einen wichtigen Beitrag zur Orientirung über diesen leidenschaftlichen Streit, indem er zeigt, daß im Gegensatz zu den alten Vätern der Kirche Origenes und Augustinus, welche die paulinische

Auffassung von der Stellung der Heidenkirche zu dem Judenthum in ihren Grundzügen wenigstens noch festhalten, der späteren Kirche in ihrem Verhalten gegen die Juden der „Gerechtigkeitssinn" mangelt. Durch zahlreiche Nachweisungen erlangt Döllinger folgendes Ergebniß: „So ist denn die ganze äußere Geschichte der Juden während fast 1000 Jahren (500—1500) eine Kette von ausgesuchten Bedrückungen, von herabwürdigenden und demoralisirenden Quälereien von Zwang und Verfolgung, von massenhaften Abschlachtungen und ein Wechsel von Verbannungen und Zurückrufungen". Was die gleichzeitigen Geschichtschreiber betrifft, so bemerkt Döllinger Zweierlei, bei allen Vorwürfen gegen die Juden wird ihr sittliches Leben, so weit es Familie, Keuschheit, Mässigkeit, Vertragstreue betrifft, nicht angetastet"; ein Zweites ist, daß bei den Geschichtschreibern „kein Zeichen des Mitleids, kein Wort des Unwillens über die gegen die Juden begangenen Greuel sich findet". Döllinger bekennt sich demnach zu dem Worte Shakespeares: „Die Christen haben den Juden zu dem gemacht, der er ist" und schließt mit dem Worte der Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Döllinger hat seine Rede eingeleitet mit dem gewichtigen Grundsatz: „In unseren Tagen darf die Wissenschaft nicht sich selbst genugsam vom großen Markt des Lebens fern halten, vielmehr hat sie die stärksten Gründe, sich mit ihren besten Früchten an der Lösung der unserer Zeit und Nation gestellten Aufgaben zu betheiligen." O, wie viel fehlt daran, daß unsere gelehrten und berühmten Universitäten diesen Grundsatz beherzigen! Döllinger hat ihn in dieser Rede und sonst oft treu und gewissenhaft bethätigt. Ich konnte es nicht unterlassen, ich mußte ihm öffentlich meinen Dank für seine Rede über die Juden aussprechen (Nationalzeitung 1881 Nr. 387). Da Döllinger seine Darlegung mit 1500 abschließt, so konnte ich als protestantischer Theologe nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß auch die Reformation die Sühne, welche die Kirche wegen der Blutschulden der Juden zu leisten hat, bis heute schuldig geblieben ist. Da Döllinger über das, was in der deutschen Hauptstadt vorgeht, seine Verwunderung ausspricht, so konnte ich seine Verwunderung nur bestätigen und noch dadurch erhöhen, daß ich hinwies auf das traurigste Symptom

des Berliner Antisemitenthums, auf die agitatorische Thätigkeit des bekannten Hofpredigers, dem gegenüber die Berliner Geistlichkeit in unverantwortlichem Verstummen verharrt, wie das heute nach 5 Jahren noch ebenso besteht. Als nun 1881 in Rußland eine Verfolgung und Verbannung der Juden erfolgte und eine große Noth der Vertriebenen zur Kunde kam, wurde es mir als einem christlichen Theologen verdacht, daß ich mich bei der Unterstützung der Nothleidenden betheiligte. Zu meiner Rechtfertigung schrieb ich in dem „Evangel. kirchl. Anzeiger für Berlin" 1882 Nr. 20: „Die Parabel vom barmherzigen Samariter". Ist nicht die Judenschaft in Rußland jetzt der Mann, der in die Hände der Räuber und Mörder gefallen ist? Zahllose jüdische Familien sind geplündert, gemißhandelt, verwundet; der Boden, auf dem sie geboren, stößt sie hinaus, als wären sie aussätzig. Und die, welche diese mittelalterigen Barbareien gegen die Juden wieder aufleben lassen, sind getaufte und den Christennamen führende Menschen! Da liegt Israel am Wege in seinem Blut und sehnt sich nach einer Herberge, nach einer besseren Heimath. Und wir sehen von ferne den Hülflosen in seiner himmelschreienden Noth. Sollen wir nun vorübergehen, wie der Priester und der Levit? Oder sollen wir erst untersuchen, wieviel Schuld die Juden selber an ihrem Leiden haben und sie dann fragen, ob sie sich bessern wollen, damit wir darnach unser Mitleid und unsere Hülfe beweisen? O nein, hier thut barmherzige, stumme, thatsächliche Hülfe Noth. Thatsächliche Hülfe in dieser Noth als erklärte christliche Sühne für die unchristlichen Judenverfolgungen alter und neuester Zeit, das ist eine Sprache, welche Israel zu Herzen geht. „Tisza-Eszlar, Esther Salzmosy", was für Unheil haben die Antisemiten mit diesen Namen getrieben! Daß dieser Antisemitismus sich nicht auf's Christenthum berufen darf, hätte man von Luther lernen sollen, der den Wahn, daß die Juden Christenblut gebrauchen, zu den schweren Versündigungen der Christen gegen die Juden zählt. Der heutige Antisemitismus wird aber nicht eher ausgerottet, bis er an dem Abgrund von Lüge und Bosheit, der in dem jüngsten Judenhaß sich aufgethan, in Sack und Asche Buße thut. Vor mir liegt eine Schrift: „Schachmatt den Blutlügnern Rohling und Justus, entboten von Franz Delitzsch. Erlangen 1883." Es ge-

hört zu den traurigen Zeichen der Ungründlichkeit und Leichtfertigkeit der orthodoxen und pietistischen Herzenshärtigkeit, daß das Feuer des heiligen Eifers, welches in dem Titel und dem Inhalt dieser Schrift glüht, nicht längst in weiten Kreisen gezündet hat.

Franz Delitzsch ist ein lebendiger Zeuge gegen das Antichristenthum des Antisemitismus. Er ist anerkannter Kenner der gesammten jüdischen Literatur, er hat seit lange vielen und vertrauten Verkehr mit Juden. Er kennt die Sünden der Juden, er ist weit entfernt, ihnen zu schmeicheln, öffentlich hält er ihnen ihre Missethaten vor. Aber dennoch schätzen und verehren die Juden ihn. Er verabscheut eine Polemik, „welche, von Rassenhaß verblendet, sich mit Unwissenheit und Böswilligkeit verbündet" (Schachmatt S. 13). „Der Antisemitismus verschüttet und verkehrt in vielen christgläubigen Herzen die sittlichen Grundbegriffe" (20). Ich will nun auf den Inhalt des „Schachmatt" nicht eingehen, ich will nur constatiren, bis zu welchem Grade heiligen Eifers dieser fromme, bibelgläubige, ängstlich gewissenhafte Theologe Delitzsch durch den Frevel von 3 Antisemiten, von denen der eine theologischer Professor in Prag ist, getrieben worden ist. So schreibt Delitzsch: „Ich erkläre vor aller Welt, daß „die Uebersetzung in jener antisemitischen Brandschrift ein Machwerk infernaler Lügen ist, und eine Drachensaat der Lügen in das Herz des christlichen Volkes streut". „Die Verdrehung von Justus und Rohling ist so schauderhaft, daß ich sie nur als Folge dämonischer Verblendung, als ein Product dämonischer Halucination zu begreifen weiß" (S. 33. 34). „Es handelt sich um Entlarvung einer abscheulichen Lüge, welche so dreist ist, beschwören zu wollen, daß sie Wahrheit sei" (S. 35). „Eine unerhörte Selbstverstockung in falschem Zeugniß, die selbst vor dem Meineid nicht zurückschreckt" (S. 38). „Ich bezeuge auf Ehre meines Namens, daß Alles hineingelogen ist. Die Wuth macht Rohling irrsinnig, er ist geistig und moralisch krank." „Alle diejenigen, welche die Lüge nicht lieber haben, als die Wahrheit, werden einsehen, daß dieser Fanatiker sich tief hinein in dämonische Fälschung und Verblendung verrannt hat" (S. 38). „Der Geist der Lüge hat ihn in Besitz genommen. Es ist Alles freche Lüge, Gott aber bringt die Lügner um" (S. 42). „Dieser Mensch, der die Sprache des

Drachen, und nicht des Lammes redet, hat die öffentliche Meinung in das finsterste Mittelalter zurückgestürzt." „Die Rohlings und die Justus, welche dem Heiland durch Lügen zu dienen meinen, werden sterben an ihren Lügen" (S. 43). Diese wahrhaft schrecklichen Anklagen gegen Rohling von dem frommen Delitzsch sind weiter bestätigt worden in dem Proceß Bloch-Rohling (Zur Judenfrage von Dr. J. Kopp. 2. Auflage 1886).

Stöcker wird nicht eher von seiner antisemitischen Seuche genesen, als bis er durch die Bibelsprache von Franz Delitzsch aufgeschreckt, wegen seines fleischlichen Judenhasses Buße thut.

Der Synagogenbrand in Neustettin war eine Zeit lang, wie Esther Solzmosy, ein Lieblingsthema der Antisemiten, bis das Gericht, wie in Ungarn so auch in Pommern, die Juden freisprach und die Christen beschämte. Mich hat dieser Synagogenbrand in Neustettin an eine Thatsache des christlichen Alterthums erinnert, welche in dem Zusammenhang, in welchem wir hier stehen, lehrreich ist.

Aus dem Jahr des Heiles 388 besitzen wir zwei Briefe des berühmten Bischofs Ambrosius von Mailand, einen an den Kaiser Theodosius und einen an die Schwester des Bischofs. Schon vor 43 Jahren habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß diese beiden Briefe die Grundstellung bezeichnen, welche die mit Constantin entstehende Staatskirche zu den Juden einnimmt. Ja, man wird merken, daß ein bedeutsames Echo der in diesen ausgesprochenen Grundsätze in der Atmosphäre gewisser Kreise der Gegenwart noch heute zittert. In diesen Briefen handelt es sich um einen Synagogenbrand. Ein Bischof hat nämlich in seinem Eifer gegen die Juden ihre Synagoge angezündet und verbrannt. Auf den Bericht des kaiserlichen Präfecten über diese That decretirt Theodosius, daß jener Bischof die Synagoge wieder aufbauen soll. Nachdem Ambrosius von diesem Decret Kunde bekommen, geräth er in heiligen Zorn und schreibt an den Kaiser einen langen Brief, in welchem er ausführt, daß, weil die Juden Christum nicht anerkennen, sie gar kein Recht haben, eine Synagoge zu besitzen, daß daher die That jenes Bischofs keinen Tadel verdiene, daß aber jenes Strafdecret Christo und der Kirche zur Schmach und den Juden zu einem sacrilegischen Triumph gereiche. Als nun darauf

Theodosius die Bischofskathedrale in Mailand besuchen wollte, stellte sich ihm Ambrosius entgegen und hielt ihm in Sinne seines Briefes eine eindringliche Ermahnung. Die Folge war, wie Ambrosius seiner Schwester zur Beruhigung schrieb, daß Theodosius sein Decret zurücknahm, und Ambrosius, wie er hinzufügt, mit gutem Gewissen den Altar betreten konnte. Eine schreckliche Verfälschung des urkundlichen Christenthums in dem ersten Jahrhundert der Staatskirche." Denn wenn Christus spricht: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", dann verdammt er jede Vermischung seiner heiligen Reichsangelegenheiten mit weltlichen Motiven und Mächten, mögen sie nun lockender oder drohender Natur sein. Christus will bis zu seiner Wiederkunft in der Welt als der Gekreuzigte anerkannt und angebetet sein. Der Christus, in dessen Namen Ambrosius mit scheinheiliger Sophisterei eifert, ist nicht der Gekreuzigte, sondern der jüdische Messias, den die Juden aber darum nicht annehmen können, weil er seine weltliche Herrschermacht nicht für die Juden, sondern gegen die Juden aufbietet. Die Juden erfahren hier thatsächlich, daß die beiden Bischöfe ein offenbares, an den Juden begangenes und von dem Kaiser anerkanntes Unrecht für ein heiliges Werk erklären und den Kaiser nöthigen, dieses Werk, das an sich ein Unrecht ist, um Christi willen, als ein heiliges Werk zu bestätigen. Diese scheinheilige Betheiligung zweier Bischöfe an jenem vor 1500 Jahren geschehenen Synagogenbrand ist der unselige Anfang von einer großen Reihe an den Juden verübten himmelschreienden Missethaten. Wenn auch einzelne Kirchenmänner, wie Bernhard von Clairvaux, sich der verfolgten Juden annahmen, so traten andererseits wieder um so feuerigere Fanatiker gegen die Juden auf, wie Peter von Clugny. Es ist eine weltbekannte Thatsache, daß an der Heerstraße der mittelalterigen Kirche sich unzählige Brandstätten von unmenschlich grausamen Judenverfolgungen finden. Diese Brandstätten sind eben so viele Beweise, daß das Christenthum durch sehr böse Einflüsse verdunkelt und verfälscht worden ist. Das urkundliche Christenthum ist die Einweihung in den Bund der welterobernden Liebe, ist der Fahneneid für den heiligen Krieg wider die Werke des Teufels. Das staatskirchliche Christenthum bietet Allen so oder so Getauften ein Privilegium an der Gewalt und an den Gütern dieser Welt. Dieses

Privilegium wirkt schlimmer und verderblicher als jedes andere Privilegium; es erkältet die Liebe, es macht die Herzen hochmüthig und verdammungssüchtig, vor Allem sanctionirt es die Judenverachtung und den Judenhaß. In dieser durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Judenverachtung und Judenverfolgung ist eine dämonische Gewalt, welche im Namen Christi gebannet werden muß. Das ist bis jetzt nicht geschehen, nur im Namen des Humanismus ist das Antijudenthum etwas beschwichtigt und zurückgedrängt. Da aber leidenschaftliches, fleischliches Deutschthum den Humanismus aufhebt, so weckt das Antisemitenthum, wie Delitzsch mit vollem Recht bemerkt hat, den alten dämonischen Haß, und vergiftet unsere Gegenwart. Seit anderthalb Jahren belebt und erfreut meinen Geist eine Kunde aus dem fernen Osten, die Kunde von der Judenbewegung in Kischenew im südlichen Rußland. Ueber diese merkwürdige Erscheinung bin ich durch folgende Schriften unterrichtet: „Documente der nationaljüdischen christgläubigen Bewegung in Südrußland" von F. Delitzsch. Erlangen 1884. Fortgesetzte Documente von F. Delitzsch. Erlangen 1885. „Glaubensbekenntniß der Israeliten des neuen Testaments. Entwurf einer Morgengottesdienst-Ordnung für die Israeliten des neuen Testaments". Außerdem: „Saat auf Hoffnung" von F. Delitzsch. 1886. II. Heft. S. 104—107. IV. Heft. S. 165—182. Zwei Predigten von J. Rabinowitsch. Uebersetzt und herausgegeben von Delitzsch 1885. Daneben ist mir für meine Anschauung von dieser bedeutsamsten Thatsache der kirchlichen Gegenwart besonders werthvoll meine Bekanntschaft mit dem Missionar W. Faber, einem Schüler und Freund von F. Delitzsch, der mehrfach in Kischenew gewesen und Joseph Rabinowitsch, das Haupt dieser israelitischen Bewegung, persönlich kennen gelernt hat und mit demselben correspondirt.

Joseph Rabinowitsch, ein jüdischer Advocat, hochgeachtet in seinem Volk und sehr verdient um die Hebung und Wohlfahrt seines Volkes, kommt, ohne Berührung mit christlichen Missionaren oder anderen Geistlichen, durch das Lesen des neuen Testamentes zur Ueberzeugung von der Messianität Jesu von Nazareth. Diese Ueberzeugung ist aber eine durchdringende und die ganze Persönlichkeit umwandelnde. Er wird von namenlosen Schmerz durch-

bohrt, weil sein Volk Jesum verworfen und sein Blut vergossen, und darnach in langen Jahrhunderten sich gegen die evangelische Botschaft verstockt hat. Er wird aber getröstet und gehoben durch die von Jesu ausgehende Versicherung, daß das Leiden und Sterben des wahren Messias die Vergebung der Todsünden Israels und seine Rettung und Erlösung bewirkt. Das heilige Feuer dieser Ueberzeugung wirkt zündend auf seine Volksgenossen, sie kommen von nah und fern und hören mit Staunen und Andacht diese befreiende und beseligende Kunde. Diese Wirkung seiner Mittheilung führt ihn naturgemäß auf den Gedanken, aus diesen christgläubigen Israeliten eine Gemeinde zu sammeln. Wenn sonst Juden zur Erkenntniß des wahren Messias gekommen sind, dann sind sie in diejenige bestehende Gemeinschaft der großen Heidenkirche aufgenommen, von welcher die Anregung zu ihrer Bekehrung gekommen war, und sind also, ihrer nationalen Eigenthümlichkeit entkleidet, in der Masse der Heidenchristen verschlungen. Hier nun ist ein Bekehrter, der seinen menschlichen Meister nicht nennen kann. Der in der Christenheit waltende Geist, der da wirkt wie und wo er will, dessen Strahlen auch über die Schranken der bestehenden Kirchen hinüber leuchten, dieser wundersam wirkende Geist ist es gewesen, der diesen Sohn Abraham's auf die Thora des neuen Testamentes hingewiesen hat, und in dieser Thora hat er sodann den gefunden, von dem Mose und die Propheten geredet haben. Dieser ist in besonderer Weise nicht von Menschen, sondern von Gott gelehret, und diese gottgelehrte feurige Zunge ist es, welche auf die Juden eine so mächtige Wirkung ausübt. Es war nicht Selbstüberhebung, es war kein Haschen nach Besonderheit, sondern Selbstfolge dessen, was sich auf innerem Wege gestaltet hatte, daß Rabinowitsch auf den Gedanken geführt wurde, die sich hier sammelnde Gemeinde so zu verfassen, wie es ihrem nationalen Ursprung entsprechend war, also in dieser neuen, eigenthümlich entstandenen Christengemeinde den nationalen Charakter nicht zu verwischen, sondern bleibend zu erhalten. Da er in Jesu, den er am liebsten „den Herrn, unseren Bruder“ nennt, den Befreier und Erretter Israels kennt, so ist von einer knechtischen Gebundenheit an das Ceremonialgesetz keine Rede, aber zwei ursprüngliche ehrwürdige Zeichen jüdischer Herkunft, Beschneidung und Sabbath, will er in freier Weise in dieser Ge-

meinde erhalten wissen. Es ist nicht ein Judenthum nach dem Fleische, was Rabinowitsch in seiner Christengemeinde aufrichten will; wenn Paulus schreibt: „Hier ist nicht Grieche und Jude, sondern Alles in Allem Christus," so ist Rabinowitsch von Herzen damit einverstanden; in seinem Seelenschmerz über seines Volkes Blutschuld und Verstocktheit ist ihm das angeborene Judenthum untergegangen, aber was in dem Judenthum Gottes Ordnung und Werk gewesen, das ist ihm in Christo wieder auferstanden, und als Zeichen dieses in Christo wieder auferstandenen Judenthums sollen jene beiden uralten Merkmale gelten. Daß hier von einer neuen unchristlichen Gesetzlichkeit kein Gedanke ist, ergiebt sich auch aus dem durch und durch paulinischen Lehrtypus, wie er sich in den Bekenntnissen dieser Gemeinde ausspricht. Als Rabinowitsch gefragt wurde, ob ein christgläubiger Jude sündigt, wenn er seinen Sohn nicht beschneiden läßt, hat er zu meiner großen Freude die Antwort gegeben: „Er sündigt nicht, aber er entfremdet sich seinem Volk." Hätte die Heidenkirche von Anfang an diese Erkenntniß gehabt, so würde vielen Juden die Bekehrung erleichtert sein, und viele Getaufte hätten ihre jüdischen Vorzüge in der Kirche besser verwerthen können. Es zeigt sich schon jetzt, daß die historische Methode, die Glaubenssubstanz zu erfassen und darzulegen, wie dieselbe in den Schriftstücken der jüdisch-christgläubigen Gemeinde in Kischenew erscheint, eine wichtige Ergänzung bietet zu der doctrinären Dogmatik der Heidenkirche. Die Evangelien und ihnen entsprechend das apostolische Bekenntniß lassen den Glauben an die Gottheit Christi und an die heilige Dreieinigkeit auf dem Wege der geschichtlichen Realitäten entstehen, die officielle Dogmatik der nicäischen und nachnicäischen Kirche bekennt und bezeugt die hohen Mysterien des Glaubens, ohne der geschichtlichen Offenbarung ihren grundlegenden und in alle Ewigkeit bleibenden Werth in vollgebührendem Grade anzuerkennen. Rabinowitsch hat zwar noch keine klare Erkenntniß, aber eine tiefe Ahnung davon, daß das national-israelitische Christenthum auch schon in diesem provisorischen und scheinbar unbedeutenden Zustande der Heidenkirche von hohem Werthe werden kann. Ich habe mich sehr gefreut, daß Delitzsch, obwohl er einige Bedenken nicht ganz zurückdrängen kann, dennoch der Hoffnung Raum giebt, daß aus dem Eintritt dieses israelitischen

Christenthums in die dogmengeschichtliche Entwicklung eine heilsame Frucht für die Gesammtkirche hervorgehen kann" (Fortgesetzte Documente S. V).

Kischenew = Berlin, Rabinowitsch = Stöcker, diese Gegenüberstellung bedeutet einen den Antisemitismus des evangelischen Hofpredigers verurtheilenden Richterspruch aus Gottes hoher Kanzlei.

XLIV. Mein Abschied vom Protestantenverein.

Den Grundgedanken des Protestantenvereins habe ich nicht bloß in mir getragen, sondern ich habe ihn auch in Kiel unter den Augen von Klaus Harms mit dem Hauptpastor Wolf in's Dasein gesetzt, in einer Zeit, wo weder Häußer noch Bluntschli, weder Schenkel noch Krause an die Gründung eines Protestantenvereins gedacht haben. So wenig ist es wahr, was Stöcker mir andichtet, daß ich, nachdem die Orthodoxen mich verketzert und amtlos gemacht, ich bei den Ungläubigen einen Unterschlupf gesucht habe. Mein Eintritt in den Protestantenverein ist nicht verstanden, noch gewürdigt worden, und ebensowenig ist es mein Abschied von diesem Verein. Lehrformeln haben mich nicht bestimmt, positive so wenig wie kritische; gewissenhafte Prüfung und Erwägung der Thatsachen, das ist mein Leitstern gewesen in meiner Stellung zu den kirchlichen Richtungen der Gegenwart. Mein äußerer Gang mit dem Protestantenverein, sowie mein schließlicher Abschied von diesem Verein nach 13 Jahren, ist getragen von meinem unablässigen Gebet vor Gott. Wie mich nicht gereut, mein Vertrauen zu dem kirchlichen Bekenntniß von Philippi, Krabbe und Kliefoth, so gereut mich ebenso wenig mein Vertrauen zu der Erklärung von Schenkel, Schwarz und Bluntschli, „auf dem Grunde des evangelischen Christenthums eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit" erstreben zu wollen. Aber dieses mein Vertrauen habe ich ebenso wenig an jene, wie an diese verkauft. Als ich daher offenkundige Thatsachen erlebte, durch welche

jene obgenannten Drei ihr christliches Bekenntniß durch unwahres Zeugniß, Neid und Ungerechtigkeit in offenkundigen Thaten verletzten, ohne daß ihre Gesinnungsgenossen das von ihnen gegebene offenbare Aergerniß zu heilen suchten, da durfte ich nicht schweigen, sondern mußte meine Stimme erheben gegen die Lüge im Heiligthum. Ebenso erging es mir in dem Protestantenverein. Ich erlebte einen offenbaren Bruch eines anerkannten Grundsatzes, und als ich auf die Nothwendigkeit, diesen Bruch zu heilen, hinwies, wurde mein christlicher Ernst als eine Störung öffentlich zurückgewiesen, und als ich meine christliche Pflichtübung vertheidigen wollte, wurde mir das Wort versagt. Mitten unter den Bekenntnißtreuen habe ich mich einsam gefühlt, und ebenso war ich in den protestantenvereinlichen Versammlungen tief innerlich allein; es ist aber meine innere Einsamkeit eine äußerliche geworden, jedoch so, daß ich jedesmal Rechenschaft darüber abgelegt habe, und daher Jeder, dem es ernstlich darum zu thun ist, mich verstehen kann.

Als ich im Sommer 1876 mit meiner Tochter im Schwarzwald weilte, erging an mich von Heidelberg aus die Aufforderung, für den bevorstehenden Protestantentag in Heidelberg die Festpredigt zu übernehmen. Es war das dritte Mal, daß von dem Ausschuß des Vereins diese ehrenvolle Aufgabe an mich gestellt wurde. Obwohl ich erkannte, daß Ort und Zeit mir diesmal eine schwerere Verantwortung auferlegten, als ich in Bremen 1868 und in Leipzig 1873 zu tragen gehabt, entschloß ich mich doch, der an mich ergangenen Aufforderung nachzukommen. Einestheils waren mir im Laufe der Zeit manche Schwächen und Fehler des Vereines zum Bewußtsein gekommen, anderntheils war Heidelberg die Stätte des geistigen Ursprungs unseres Vereines, und hatte deshalb, was hier geschah, am Protestantentage ein um so größeres Gewicht. Indessen diese Erwägungen konnten mich nicht bestimmen, den an mich gerichteten Ruf abzulehnen, sondern nur mein Gewissen für die von mir verlangte Leistung zu schärfen. Mich überkam die Ahnung, daß es in Heidelberg 1876 mit Gottes Hilfe vielleicht zu einer Reinigung unseres christlichen Vereines von seinen Mängeln kommen möchte.

Im Hinblick auf den kirchlichen Gesammtzustand trat mir das rügende Wort des Herrn entgegen: „Was heißet Ihr mich

Herr und Meister, und thut nicht, was ich Euch sage" (Luk. VI, 46). Dieses Wort erweckte mich zu folgenden Gedanken: „Die großen Epochen der Christenheit, die apostolische Zeit und die Reformation, haben die Kluft zwischen Reden und Handeln in großen, unvergänglichen Zügen ausgeglichen. In unserer Gegenwart ist diese Kluft wieder aufgerissen und ist ein gähnender Schlund geworden. Wir wollen uns dabei der Hoffnung getrösten, daß unsere Zeit vor dem Anbruch einer neuen Geistesepoche steht. Eine solche Zeit ist schweren Versuchungen ausgesetzt, aber auch mit großen Verheißungen und Hilfen gesegnet. Wenn wir jenes züchtigende Wort unseres Herrn recht beherzigen, dann wird uns dasselbe eine enge Pforte zum neuen Leben."

Es sei mir der Wichtigkeit wegen gestattet, hier auf einige entscheidende Gedanken, welche ich bereits Capitel XXXII vorgetragen, zurückzukommen. Die Zeit des bequemen Stilllebens für die Kirche ist vorüber, sie muß wiederum auf dem freien Plan zeigen, was sie kann und was sie leistet. An Büchern über Dogmatik und Moral ist kein Mangel, aber die Heerstraße des Glaubens und der Liebe liegt wüste, die unsichtbare Gemeinde muß sichtbar werden, diese Feuersäule muß das Volk durch die Wildniß führen. Welches Schauspiel haben nun die großen Versammlungen und Verhandlungen unserer officiellen Kirchenmänner der Welt gegeben? Nichts haben sie der aufmerkenden Welt so offenbar gemacht, wie die Furcht vor den Wehen, in denen die That geboren wird, und als Folge dieser Feigheit, Unsicherheit, Ohnmacht und Zerrissenheit. Das „Herr sagen" eines Kirchenthums, welches zwar allerlei Werke hat, aber nicht die That, welche der Herr in dieser Zeit gebietet, ist ein hohler, gespenstiger Schall in der öden Leere einer verständnißlosen Weltwüste. In diese ungeheure Lücke hat unser Verein gewagt, seine Kraft einzusetzen. Wir haben uns entschlossen, die Küsten menschlicher Satzungen und weltkluger Pläne zu verlassen und im unbedingten Vertrauen auf des Herrn Geist und Wort zu fahren auf die Höhe. Aber uns allen begegnet es, daß uns in dem heißen Tagewerk bald eine Erschlaffung, bald eine Erbitterung beschleicht, und Jedem von uns sagt es sein Gewissen, weshalb das Fleisch noch so oft siegt über den Geist. Aber nicht bloß hat ein Jeder sich von seiner eigenen Sünde zu reinigen, es

giebt auch eine Gesammtschuld, an der wir alle Theil haben, so lange sie nicht gesühnet ist. Diesen Flecken unseres Vereines müssen wir tilgen, und sollte es mit unseren bittern Thränen geschehen.

Bei dieser Selbstbesinnung über unseren Verein erwachte in mir die Erinnerung an eine in Heidelberg, dem Vorort dieses Vereines, und in der Mitte dieses Vereines geschehene Thatsache, die wie ein Bann auf dem Gesammtvereine ruhte. Als wir im Jahre 1869 in Berlin tagten, und uns dort die Kirchen versagt wurden, mahnte man uns an jene Missethat, mit der man in Heidelberg 1868 die Kirchlichgesinnten abgewiesen hatte. Es hatten fünfzehn evangelische Christen in Heidelberg zur Befriedigung ihres geistlichen Bedürfnisses um den Mitgebrauch einer Kirche gebeten. Diese Bitte wurde ihnen von der Kirchengemeindeversammlung mit 50 gegen 4 Stimmen abgeschlagen. Und dieser Gemeindebeschluß wurde Monate nachher von Schenkel in seinem Organ „für die evangelische Geistlichkeit und Gemeinde" leidenschaftlich vertheidigt. Diese Vertheidigung eines der ersten Männer des Vereins in einem protestantenvereinlichen Organ war ein großes Aergerniß, zumal da diese Vertheidigung erfolgte, nachdem die öffentliche Meinung über den unduldsamen Gemeindebeschluß sich geäußert hatte. Ich hatte bisher auf die ganze Augelegenheit wenig Acht gegeben, als ich aber im Schwarzwald über meine Predigt für Heidelberg nachdachte, erhielt diese Sache für mich einen großen Ernst. Es war aber nicht so sehr dieser Gemeindebeschluß, was mich erregte, sondern vor Allem die versuchte Rechtfertigung dieses Beschlusses von Schenkel in einem anerkannten Organ unseres Vereines. Es konnte mir nicht entgehen, daß in dieser Vertheidigung eine Auffassung der entgegenstehenden dogmatischen Richtung zu Tage kommt, welche das ganze Wesen des Protestantenvereins aufhebt und zerstört. Die fünfzehn evangelischen Christen werden hier als Fremde, als Gegner angesehen und behandelt, es wird ihnen von vornherein „wachsende Dreistigkeit" beigelegt; die Gewährung ihrer Bitte wird als „Auflösung jeder gottesdienstlichen Gemeindeordnung" bezeichnet. Die Bitte der Petenten wird charakterisirt als Frage: „ob ich Jedem meine Hand öffne, Jeden in meinen näheren Umgang ziehe, Jeden ohne Unterschied als Freund behandle," ja sogar, „ob ich

einem Dritten eine regelmäßige Schlafstube in meinem Hause einrichten will oder nicht."

Es herrscht in diesem Aufsatz von Schenkel die ganz ungebrochene rohe Sprache der leidenschaftlichen Entgegensetzung der beiden vorhandenen Richtungen. Genug, hier waltet der ungezügelte Dämon der alten Feindschaft, des eingewurzelten Parteigeistes, den zu bannen der Protestantenverein sich vorgesetzt hatte. Und zwar redet hier Derjenige, der in Heidelberg und im ganzen Protestantenverein als die vornehmste theologische Autorität dieser neuen Vereinigung angesehen wird. Auf dem ersten Protestantentag in Eisenach, drei Jahre vorher, hatte Schenkel, der damals von der streng kirchlichen Partei hart angegriffen war, erklärt: „Es soll in meiner Seele keine Bitterkeit zurückbleiben in Bezug auf das, was ich erfahren habe. Man muß auch seinen Feinden vergeben können. Jede Verbitterung drängt uns auf eine Seite, wo unsere Ueberzeugung nicht mehr rein ist." Man sieht aus diesen gewichtigen Worten, Schenkel kennt die Macht der Versuchung, er weiß, daß die Anerkennung der Gleichberechtigung, wenn es dem Rechte der anderen Seite gilt, eine schwer zu erfüllende Pflicht ist. Von dieser Gesinnung, welche der Idee des Protestantenvereins zu Grunde liegt, zu welcher sich Schenkel an dem ersten Protestantentage feierlich bekannt hat, ist in jenen Schriften Schenkel's keine Spur, sondern durchweg das Gegentheil. Dabei muß Schenkel an derselben Stelle zugeben, daß die Gleichberechtigung, das heißt hier das Recht der liberalen Richtung überall officiell noch gar nicht anerkannt ist. Die badische Generalsynode hatte 1867 diese Gleichberechtigung beschlossen, aber dieser Beschluß hatte die Bestätigung nicht erhalten, und so viel ich weiß, ist auch bis heute diese Bestätigung ausgeblieben. Und so steht es in den meisten Landeskirchen; auch wo die liberale Richtung thatsächlich Geltung hat, fehlt doch bis dahin die officielle Anerkennung. Auch Schenkel muß zugeben, daß die officielle Anerkennung auch in Baden erst erobert werden muß. Kann man aber Etwas thun, was diesen Fortschritt mehr hindert und unmöglich macht, als was Schenkel gegen diese fünfzehn Christen, welche das bisherige in der Landeskirche allgemein bestätigte Recht repräsentiren, in leidenschaftlicher Aufregung

vorgebracht hat? Genug, ich mußte mich schämen und anklagen, daß ich bisher diesen Stein des Anstoßes auf der Heerstraße des Protestantenvereins nicht beachtet hatte, mußte es gleichfalls für einen großen Fehler halten, daß bisher kein anderes Glied unseres Vereines auf dieses Aergerniß aufmerksam gemacht, sondern unsere Gegner in Berlin waren die Einzigen, welche hinwiesen auf Heidelberg, die unbestrittene Hochburg des Protestantenvereins, welche „in Bezug auf liberale Unduldsamkeit seit Jahren als ein Vorbild dasteht" (Evang. kirchl. Anzeiger. Berlin 1880. Nr. 50).

In der schönen Landschaft des Schwarzwaldes wird es mir immer klarer und gewisser, daß das Aergerniß in Heidelberg vom Jahre 1868 von dem Protestantenverein getilgt werden müsse, wenn nicht der Verein unaufhaltsam seinem Untergang entgegen gehen sollte; daß also der Verein entweder durch die enge Pforte einer gründlichen Buße zu neuem Leben hindurchdringen, oder aber an jenem Felsen des Aergernisses zu scheitern gehen werde. Seit sieben Jahren stand der Verein fortwährend unter der finsteren Wolke des Verdachtes, daß er sein ausgesprochenes Princip der kirchlichen Gleichberechtigung nur als eine Etappe gebrauche, um dereinst durch die Masse der liberalen Laienschaft zur kirchlichen Alleinherrschaft zu gelangen. So lange nun in den einflußreichsten Kreisen des kirchlichen Lebens dieser Verdacht uns entgegensteht, sind alle unsere auf kirchliche Zustände gerichtete Bestrebungen mit dem Banne der Ohnmacht geschlagen. Manche angesehene Mitglieder unseres Vereines wissen es, daß ich seit Jahren über dieses Hemmniß unserer Bestrebungen bekümmert bin. Im Jahre 1875 habe ich auf dem nordwestdeutschen Protestantentage in Hildesheim in einer öffentlichen und später gedruckten Rede diesen meinen Kummer ausgesprochen und erklärt. „Proteste gegen den herrschenden Verdacht könnten Nichts nützen," habe ich gesagt, „sondern nur unzweideutige Thaten."

Eine solche That war möglich, nämlich ein Widerruf jener Vertheidigung des erwähnten Gemeindebeschlusses von Seiten Schenkel's und eine Lossagung des Vereines von dem eben besprochenen Artikel in Schenkel's Organ (1869. III). Eine schwere Gewissensfrage trat an mich heran: sollst, darfst, mußt du eine solche That herbeiführen? Es kam sehr Vieles zusammen, was

sich meinem Gewissen als eine Verpflichtung zu einer solchen That gestalten mußte. Ich war unter den bekannten Vertretern des Vereines der Einzige, der auf der Seite des strengkirchlichen Bekenntnisses stand. Als einen Solchen hatte ich mich auf dem ersten Protestantentag angekündigt, und auf dem neunten Protestantentag in Berlin 1876 hatte ich mich ausdrücklich zu dem ganzen Inhalt des Apostoliums bekannt, und mir die abermalige Zustimmung der Versammlung für das volle Recht dieses meines Standpunktes erwirkt. Ich hatte wegen meiner Theilnahme am Protestantenverein von meinen Glaubensgenossen und Freunden nicht wenig zu leiden. Viele hielten mich für einen Abtrünnigen; um so mehr war ich verpflichtet, dasjenige von mir fern zu halten, was diesen Verdacht bestärken konnte. Nun waren jene 15 von Schenkel abgewiesenen, verdächtigten und beleidigten Christen meine Glaubensgenossen im engeren Sinne. Ich sollte nun in Heidelberg vor allem Volk, und vielleicht auch vor jenen Fünfzehn, die Kanzel besteigen; konnte ich wohl ein gutes und reines Gewissen haben, wenn ich mich nicht jener öffentlich Beleidigten, meiner Gesinnungsgenossen, annahm, und damit mein Bekenntniß innerhalb des Protestantenvereins thatsächlich besiegelte?

Ich habe gleich nach Gründung des Vereins in der Schenkel'schen Zeitschrift über die ernsten Aufgaben des neuen Vereines mich dahin ausgesprochen, daß sein Gedeihen auf der gewissenhaften Uebung der christlichen Tugenden der Demuth und Liebe beruhe. Der Verein will ja die beiden verschiedenen und in starkem Antagonismus begriffenen Richtungen in sich aufnehmen, ein gewagtes Unternehmen! Ich habe geschrieben: „Wir wollen das Geständniß nicht zurückhalten, daß in dem inneren Dualismus eine Schwäche unseres Vereines enthalten ist, eine Schwäche, an der er sterben kann. Glücklicherweise ist es aber in unsere Hand gelegt, diese Schwäche zu einer Hauptstärke unseres Vereines auszubilden" (Schenkel's Zeitschrift. 1866. Nr. 245). Das Zeugniß dürfen meine Vereinsgenossen und Alle, welche den Gang des Vereins verfolgt haben, mir nicht versagen, daß ich mich redlich bemüht habe, die in jenem Dualismus uns auferlegten Pflichten an meinem Theile zu üben; ja daß ich mein Aeußerstes gethan habe, die drohende Todesgefahr abzuwehren.

Den fleischlichen verderblichen Parteigeist habe ich in mir mit äußerster Strenge zu bekämpfen gesucht; was von meiner Partei gesündigt wurde, habe ich am strengsten gerügt, und an denen, welche mir dogmatisch gegenüberstanden, habe ich die größte Freude gehabt, wenn ich an ihnen Gutes entdeckte, was nicht meine, sondern eine fremde Farbe trug.

Zwei oder drei Mal bin ich öffentlich aufgetreten gegen den Generalsuperintendenten Hoffmann, um den Protestantenverein gegen seine Beleidigungen zu vertheidigen; gegen das pommersche Consistorium habe ich Hanne sen., Schiffmann und Hanne jun. in Schutz genommen; ich habe für Hanne jun. privatim an Dorner geschrieben unter Berufung auf seine Geschichte der Christologie; ich habe darnach in Wiesbaden Dorner öffentlich für die ungerechte Behandlung verantwortlich gemacht.

Was sodann die Stellung zu den Gegenüberstehenden anlangt, so habe ich es immer für eine Christenpflicht der Selbstverleugnung und der Liebe gehalten, das Gute und Löbliche an ihnen um so lieber anzuerkennen, als es von dem Meinigen abweicht, und ich darin eine Ergänzung und Berichtigung zu dem, was an mir schwach und fehlerhaft ist, anerkennen konnte. Diese Tugend habe ich aus Schleiermacher's eindringlichen und häufigen Ermahnungen, wie auch aus seinem Beispiel, gelernt und mir anzueignen bestrebt.

Ich durfte, ja mußte mir ja sagen, daß diese meine Auffassung vom Protestantenverein, dieses mein inneres und äußeres Verhalten in seiner Mitte, mich mehr und mehr dahin führte, daß ich das Predigtwort, welches mir eben zu dieser Zeit und an diesem Ort in den Mund gelegt war, nach Gottes Willen dazu verwenden sollte, die That, welche für den Verein zur sittlichen Nothwendigkeit geworden war, zu veranlassen.

Schließlich gab es noch ein Moment, welches mich in dieser Auffassung meiner vorliegenden Aufgabe bestärken mußte. Das Statut des Protestantenvereins ist wesentlich eine Verpflichtung zum kirchlichen Handeln zur Erneuerung der Kirche im Geiste der Freiheit. Damit hat der Verein eben das bezeichnet, was vor Allem Noth thut und wobei ein ehrliches Zusammengehen beider Richtungen möglich ist, indem ein Jeder so viel gilt, als er in seinem kirchlichen Handeln wahren Glauben beweist. Eben dies ist und

bleibt der Kern des Protestantenvereins, eben das ist es, was uns erlöst von dem unfruchtbaren Doctrinärismus, und uns hineinführt in die Kirche der Zukunft. Aber dies ist mein Kummer, daß sich bald nach der Gründung des Vereins dieser auf kirchliches Handeln gerichtete Sinn innerhalb des Vereins immer mehr verlor. Der Anfang in Eisenach 1865 war sehr vielversprechend und insbesondere mir hoch erfreulich. Der Verein trat mit ganzem Ernst und Nachdruck ein in das kirchliche Handeln, indem er sich der mecklenburgischen Kirchennoth annahm, mittelst einer gründlichen Denkschrift und einer Ansprache an die mecklenburgischen Gemeinden. Außerdem wurde beschlossen, eine Zuschrift an seine königliche Hoheit, den Großherzog, mit der Bitte, „die Lage der Landeskirche durch einige außerhalb der eigenen Landeskirche zu wählende sachkundige und allgemein geachtete Männer einer näheren Untersuchung zu unterwerfen."

Das war ein würdiger Anfang des kirchlichen Handelns; aber wer sollte es glauben, daß nach diesem Beginn nachher innerhalb des Vereins von dieser Angelegenheit niemals wieder die Rede gewesen ist, obwohl sich die Symptome der mecklenburgischen Kirchennoth mehrten und verstärkten? Somit zeigte sich sofort, daß, wer zum kirchlichen Handeln die Hand an den Pflug legt, sich hüten muß, rückwärts zu schauen. Nachdem der Protestantenverein den ersten richtigen Schritt gethan, ist er, so scheint es, bedenklich und ängstlich geworden, und hat die Sache liegen gelassen. Das Ergebniß dieses löblichen Anfanges wurde ein Stück Papier. Hier war die Bahn eröffnet, uns von der Plage des erfolglosen Redens und Schreibens zu erlösen, aber unabweisliche Bedingung war, daß man nicht bloß anfangen, sondern fortfahren und vollenden mußte. Jeder kann leicht ermessen, daß mir dieser schimpfliche Rückgang äußerst schmerzlich gewesen ist. Ich habe die Sache nicht wieder angerührt, weil ich wußte, daß man das für Egoismus halten würde.

Meine Thätigkeit für die Festsetzung der Programme an den Protestantentagen ist immer darauf gerichtet gewesen, solche Themata auf die Tagesordnung zu setzen, welche in die thatsächlichen Zustände und Bedürfnisse des kirchlichen Lebens eingreifen, also z. B. die Judenfrage, der Kampf um das Civilstandsgesetz; ich bin da-

mit selten durchgedrungen; Themata doctrinären Inhaltes wurden meistens vorgezogen. Wenn einmal ein praktisches Thema vorlag, wie die Bekämpfung des hierarchischen Generalsuperintendenten Hoffmann, zu welchem Kampf ich aufgefordert und legitimirt worden war, dann begleitete man mich eine Strecke Weges, sobald aber die Sache eine bedrohliche Gestalt annahm, dann ließ man mich allein vor dem Riß stehen.

Wenn ich mich nun versetzte auf die mir angewiesene Kanzel von Heidelberg, und ich auf die bisherige Geschichte unseres Vereines zurückblickte, so mußte ich sagen: im Ganzen und Großen ist der Verein im Widerspruch mit seinem Statut für kirchliches Handeln thatenlos geblieben.

O, könnte der Verein sich ermannen zu einer Grundthat, zu dem wahren Anfang aller Besserung, zu der Buße, zur Lossagung von der Sünde! Schenkel hat auf dem Kirchentage in Berlin 1853 mit Begeisterung ausgerufen: „die Schönrednerei müsse aus der Predigt verbannt werden, die Predigt müsse wieder recht einfach, frisch, kühn, keck aus dem Herzen, an die Herzen, in die Herzen." Schenkel hat 1853 in Berlin seine Rede geschlossen mit den Worten: „Nein, kein Heil für Deutschland, wenn die Deutschen sich nicht niederwerfen vor dem Thron des Lammes, und Buße thun und glauben." Soll ich mich nicht wenden an das Beste, was Schenkel hat, soll ich nicht frisch und frei sein Gewissen ansprechen und darauf vertrauen, daß ein solches, im Heiligthum in unserer andächtigen Festversammlung gesprochenes Wort ihn zur Besinnung bringen wird? Soll ich nicht der Festversammlung meinen Kummer aussprechen, daß wir ein siebenjähriges Aergerniß unter uns haben bestehen lassen, und kann die Versammlung ihr Fest besser feiern als so, daß sie sich besinnt auf ihre wahre Idee, und einer eingewurzelten Abirrung mit einem kräftigen Entschluß ein Ende macht? Es ist mir sehr wohl bewußt, daß öffentliche Buße für öffentliche Sünde seit lange etwas Unerhörtes ist. Wollte aber Jemand die Unmöglichkeit behaupten, dann hätte er den Glauben an den heiligen Geist und an die wahre Kirche verloren. Ja, man kann getrost behaupten, wenn nicht die altchristliche Ordnung, Buße und Glaube, wiederhergestellt wird, so wird die Kirche aus der gegenwärtigen Krisis niemals sich wieder erheben. Für

mich ist der Glaube an den dritten Artikel unerschütterlich, ja unantastbar. Also wird, das steht mir fest, das wahrhaftige sursum corda irgendwo und irgendwann aus der sehr versunkenen Kirche wieder anheben und die heilige Brücke zwischen Himmel und Erde, zwischen Gottheit und Menschheit, wird hergestellt sein, wie in den großen Zeiten der Heimsuchung Gottes. Wenn nun dieses irgendwo und irgendwann in dem Gebiet der Gesammtkirche sich ereignen wird, warum sollte es nicht in einer kirchlichen Versammlung des deutschen Protestantenvereins geschehen können? O, so habe ich gedacht und gehofft: wenn wir nun in Heidelberg zusammentreten vor dem heiligen Angesichte Gottes, und dann das himmlische Wort unsere Herzen und Gewissen aufschließt, muß dann nicht in uns allen ein Feuer von oben entzündet werden, in welchem wir jenes Aergerniß verbrennen, um so mit einander geläutert und entlastet hervorzugehen zu einem neuen Anfang in unserem gemeinsamen Werk? Das ist die Seele meiner Predigt, und vor Allem ihres Schlusses; ich fordere jeden Hörer und Leser meiner Predigt auf, Zeugniß abzulegen, ob nicht Inhalt und Form dieser Absicht genau entspricht.

Mit solchen Gedanken trug ich mich, wenn ich auf meine Predigt in der Peterskirche zu Heidelberg hinausschaute. Mein Gewissen sagt mir noch heute, wäre ich, als ich im Schwarzwald über das mir übertragene Werk nachdachte, vor dem Ernst dieser Gedanken zurückgewichen, ich hätte den heiligen Geist betrübt. Daß ich im Vertrauen nicht auf meine Kunst, sondern auf die Macht der Wahrheit hoffte, mein Wort werde bei meinen Vereinsgenossen, und vornehmlich bei dem Urheber jenes Aergernisses, eine gute Stätte finden und eine heilsame Wirkung haben, dieses Vertrauen soll man mir nicht als eine Sünde, sondern als eine Tugend anrechnen.

Unter solchen ernsten Erwägungen ist meine Predigt, welche ich in der Peterskirche auf Schenkel's Kanzel, was ich nicht wußte, gehalten habe, entstanden. Nachdem ich die kirchliche Vergangenheit mit meinem Textwort beleuchtet, und sodann die Mängel der gegenüberstehenden kirchlichen Partei gerügt, kam ich auf die Beleuchtung unseres eigenen Christenstandes und sagte: „Obwohl wir uns rühmen dürfen, daß wir uns bestreben, den Widerspruch

zwischen dem Bekenntniß des Herrn und dem Thun seines Willens an unserem Theile aufzuheben, so sind wir doch keineswegs vor diesem Wort des Herrn gerechtfertigt. Hätte das Gebot Christi diejenige Oberherrschaft in uns, die ihm gebührt, dann wäre unser Wille Tag und Nacht gerichtet auf jenes heilige Ziel der Erneuerung der Kirche, dann wären alle Glieder unseres Leibes zu jeder Zeit diesem heiligen Dienst gewidmet, dann wäre jede Schwierigkeit und jedes Hinderniß auf unserem Wege, jede Feindschaft und Verfolgung, jeder Spott und Hohn nur ein Reiz für die Steigerung unseres Muthes und unserer Kräfte. Hätten wir unser Werk in dieser reinen Gotteskraft betrieben, dann müßte sich in den Reihen jener Eiferer, die uns für Unchristen halten, schon manches verschlossene, aber ehrliche Herz aufgethan haben, dann könnte auch unser Volk nicht noch immer in hellen Haufen der großen Hauptfrage unserer Zeit so gleichgültig gegenüberstehen. Wollen wir feste Schritte thun auf unserem Wege, wollen wir dem großen Ziele näher kommen, dann muß Jeder in der Stille sich beugen vor dem Wort des Herrn: „Ihr thut nicht, was ich euch sage," dann muß Jeder inne werden der Sünde, die ihn noch immerdar zum Knechte macht, und muß in der Kraft Christi von dieser Sünde frei zu werden suchen."

Sodann habe ich die große Sache, die mich, seit ich den Auftrag dieser Predigt erhalten, vornehmlich beschäftigt, in folgender Weise zur Sprache gebracht:

„Aber nicht bloß hat ein Jeder sich von seiner eigenen Sünde zu reinigen, es giebt auch eine Gesammtschuld, an der wir alle betheiligt sind, so lange sie nicht gesühnet ist. Diesen Flecken unseres Vereines müssen wir tilgen, das kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug gesagt werden; diesen Flecken müssen wir tilgen, und sollte es mit unseren Thränen geschehen. Gestattet mir, mit christlichem Freimuth von dieser Sache zu reden. Es haben vor etlichen Jahren fünfzehn evangelische Christen dieser Stadt zur Befriedigung ihres geistlichen Bedürfnisses um den Mitgebrauch einer Kirche gebeten. Diese Bitte ist ihnen abgeschlagen, und ein hervorragendes Mitglied unseres Vereines, das seinerseits von dem jenseitigen Fanatismus viel erlitten hatte, hat dafür die öffentliche Vertheidigung übernommen. Diese That, geschehen an dem hohen

Vorort unseres Vereines, liegt seitdem wie ein Bann auf unserem gemeinsamen Werk. Die Gleichberechtigung aller Protestanten, welche Christum ehrlicherweise ihren Herrn nennen, das ist die Seele unserer Vereinigung, und mit der ehrlichen Verwirklichung dieser Gleichberechtigung wollen wir der kirchlichen Wahrheit und Thatkraft wiederum freie Bahn machen. Dann aber müssen wir mit der strengen Uebung dieses Grundsatzes voranleuchten und den Weg zeigen. Dagegen ist in jenem Fall in Folge einer leidenschaftlichen Aufregung gesündigt worden. Wundert Euch nicht meine Brüder, daß ich diese Angelegenheit zur Sprache bringe. Jene Abgewiesenen sind im besonderen Sinne meine Glaubensgenossen. Ihr alle wißt es, daß ich oft, wenn von jener Seite gegen unseren Verein oder gegen einzelne Glieder desselben gesündigt worden, ohne Ansehen der Person diese Missethaten öffentlich gerügt habe. Damit aber habe ich auch die Pflicht übernommen, daß, wenn von uns gegen jene Seite gesündigt wird, ich gleichermaßen nicht schweigen darf. Ich bitte Euch insgesammt, lieben Brüder, um Christi willen, vereinigt Euch mit mir und saget Euch los von jener Schuld, auf daß wir nicht Anderen predigen und selbst verwerflich werden (1. Kor. IX, 27). Wir können in keiner besseren Stimmung an unser heutiges Tagewerk gehen. Je tiefer wir uns demüthigen vor dem Einen, der ohne Sünde ist, desto kräftiger wird er, ohne den wir Nichts thun können (Joh. XV, 5), uns ausrüsten. Und darum rufen wir Dich an, Herr Jesu Christ, wir bekennen uns zu Dir, und Du hast Dich auch bisher zu uns und zu unserem Werk bekannt; verwirf uns nicht um unserer Schwachheit und unserer Sünde willen. Mit unserer Macht ist Nichts gethan, aber sei Du unter uns mit Deiner Gottesfülle, auf daß wir mit heiligen Herzen und reinen Händen bauen an Deinem Heiligthum, zu Deinem ewigen Ruhm und zur Ehre Gottes, des Vaters, Amen."

Vergegenwärtigen wir uns nun einen Augenblick die Wirkung, welche erfolgt wäre, wenn, was ich sehnlich wünschte und hoffte, sich erfüllt hätte. Also Schenkel beugt sich vor der Wahrheit und erkennt, daß er jenen Artikel nicht im Geiste christlicher Liebe, sondern im Geiste unchristlicher Parteisucht geschrieben, und die Versammlung geht in sich beschämt, daß sie ein offenbares Aergerniß

sieben Jahre lang unbeachtet und ungesühnt gelassen. Es kommt zu einem gemeinsamen Geständniß und zu einem Entschluß, in Zukunft nicht bloß dergleichen zu vermeiden, sondern viel eher „in übriger Demuth", wie Luther zu sagen pflegt, der gegnerischen Seite nachzugeben und „feurige Kohlen auf ihr Haupt zu sammeln". Das wäre eine That in Gott gethan gewesen, um viele Mängel und Schwächen zu bedecken. Dann könnte der Protestantenverein hintreten vor seine Verkläger und sagen: Sehet, hier ist das unverfälschbare Zeugniß christlicher Wahrheit, aufrichtiger Reue und Buße über unsere Gesammtschuld, und unsere Verkläger müßten sich schämen, denn sie richten ihre Bußpredigt immerdar an die Welt, aber nicht an ihr eigenes Gewissen, welches stumpf bleibt bei den vielen Aergernissen, mit denen sie die Welt erfüllt haben. Die Neue evangelische Kirchenzeitung, das Organ der Hofpredigerpartei, hat am 14. October 1876 eine Ahnung von dem Segen, den der Protestantenverein hätte stiften können; denn 1876 Nr. 42 ist zu lesen: „Wenn der Protestantenverein sich aufrafft, daß er nicht bloß jenen einzelnen Act der Intoleranz, sondern die ihm so fest anhaftende Unduldsamkeit selbst tilgt, wenn er sich vom Schein zur Wahrheit bekehrt, dann wird er der Kirche wesentliche Dienste zu leisten im Stande sein."

Aber anstatt, daß der Protestantenverein, wie ich hoffte, den Fels des Aergernisses wegheben sollte, ist er über diesen Felsen gestolpert. Schenkel, anstatt seinen leidenschaftlichen Artikel zu bereuen, fühlt sich durch meine Mahnung beleidigt, verläßt in voller Aufregung die Kirche, und als ich versuchte, direct und indirect an ihn heranzukommen, um mich mit ihm zu verständigen, hat er mich strengstens abgewiesen. Und was die Versammlung betrifft, so sprach ein Bauer mir seine herzliche Freude aus, und der Zollverwalter Schlegel in Speier, ein Mitglied des Vereins, stellte sich ganz auf meine Seite, und hat den Inhalt seines Dissensus von der Majorität, den die Protestantische Kirchenzeitung nicht aufgenommen, der Neuen evangelischen Kirchenzeitung 1876 Nr. 49 mitgetheilt. Im Uebrigen wurde mir von verschiedenen Seiten gesagt und immer wiederholt, daß man in der Sache mir beistimmte, indem man Schenkel's Vertheidigung der gegen die Fünfzehn gerichteten Abweisung verwerflich fand, aber die Form meiner

Behandlung der Sache fand man allgemein so anstößig, daß die sachliche Beistimmung zu keiner Geltung kommen konnte, und um Schenkel schaarte man sich, wie um einen Märtyrer, mich mied und floh man wie einen Missethäter.

Unter der Zusage, daß ich auf eine Discussion verzichten wolle, suchte der Präsident Bluntschli möglichst leise über den Anstoß hinwegzukommen. Herr Lammers, der diesen Compromiß zu Stande brachte, wird sich aber erinnern, daß ich mir vorbehielt, in den Organen des Vereins meine Vertheidigung zu führen.

Nach Rostock heimgekehrt, veröffentlichte ich: „Eine Krisis innerhalb des deutschen Protestantenvereins. Rostock 1876. Werther." Diese Schrift bringt unter der Ueberschrift „Der Anlaß" den Artikel, mit welchem Schenkel die Abweisung der Fünfzehn vertheidigte. Dann folgte meine Predigt vom 30. August 1876 in der Peterskirche zu Heidelberg. Der Schluß bringt „meine Vertheidigung", in welcher ich mein gutes Recht als Christ und Theologe auf der Kanzel gegen mancherlei Einwürfe zu vertheidigen suche. Als nun die Protestantische Kirchenzeitung mein Wort zu meiner Vertheidigung in dieser Angelegenheit wiederholt zurückwies, mußte ich nach siebenmonatlicher Bemühung um Verständigung erkennen, daß in einem Verein, der innerhalb seines eigenen Gebietes in einer Grundfrage das freie Wort nicht zu ertragen vermag, meines Bleibens nicht länger sein kann. Die Neue evangelische Kirchenzeitung 1877 Nr. 14 veröffentlichte: „Mein Abschied von dem deutschen Protestantenverein", den ich mit folgenden Worten schloß: „Was mich betrifft, so werde ich allem Anschein nach einstweilen einsam meine Straße wandern, aber das ist mir nicht ungewohnt, und in Betreff des kirchlichen Wirrsals, in welchem wir allesammt befangen sind, auch nicht unlieb."

Die niedrigsten und erbärmlichsten Argumente, mit denen man den Schluß meiner Predigt in der Peterskirche angegriffen, die ich übrigens in der „Krisis" und in der Neuen evangelischen Kirchenzeitung 1876 Nr. 46 und 1877 Nr. 14 bereits besprochen habe, brauche ich hier nicht weiter zu besprechen, da nach 4 Jahren das Aergerniß in Heidelberg ein Nachspiel erhalten, welches den biblischen Ernst in meiner Behandlung der Sache, an dem man am meisten Anstoß genommen, vollkommen gerechtfertigt hat.

Eine Sünde, die nicht bereut und nicht vergeben wird, ist der Wurm, der nicht stirbt. Die Frage der Gleichberechtigung kam in Heidelberg 1880 zum drittenmal auf die Tagesordnung. Denn auch im Jahre 1872, was ich 1876 nicht wußte, handelte es sich in Heidelberg um eine Pfarrwahl, bei welcher der Gegensatz der beiden Richtungen wieder zum Vorschein kam. Die Freisinnigen wollten Schmidt, die Anderen Frommel, welchen auch Bluntschli empfahl; Schenkel aber war für Schmidt, und das entschied die Wahl für den letzteren (Allgemeine lutherische Kirchenzeitung 1872 S. 311. 312). Schenkel war also 1868 und 1872 für Abweisung der Kirchlichen, er behandelte die für den Protestantenverein sehr ernste Gewissensfrage mit ungebrochener Parteileidenschaft und leitete in diesem Sinne die liberale Bürgerschaft. Bluntschli erkannte das Fehlerhafte dieser Führung und hätte es gerne gebessert; aber der Preis eines principiellen Widerspruches gegen Schenkel's Parteileidenschaft war ihm zu hoch. Daher konnte Bluntschli sich 1876 zu meiner Gewissensstellung nicht erheben; er gab mir in der Sache Recht, aber in so schwächlicher Weise, daß Schenkel auch 1876 thatsächlich ungebrochen und siegreich davon kam. Es vergingen 4 Jahre, und dieselbe Frage kam in Heidelberg wieder zur Entscheidung. Auf Seiten der besonnenen Mitglieder des Protestantenvereins hatte man eingesehen, wie die wiederholt demonstrativ hervortretende Führerschaft Schenkel's den Ansichten des Vereines immer schädlicher wurde. Als nun 1880 abermals die Entscheidung über die vielbesprochene Gleichberechtigung in Heidelberg bevorstand, machte man auf Seiten Bluntschli's und Genossen erhebliche Anstrengungen, um den Einfluß Schenkel's zu brechen. Ich habe die Verhandlungen in einem Abdruck aus den Heidelberger Zeitungen vor mir. Prediger Dr. Hosbach in Berlin schreibt an Bluntschli: „Der kirchliche Liberalismus würde, sich selbst untreu, allen seinen feierlich ausgesprochenen Grundsätzen in's Gesicht schlagen, wenn er dem in Heidelberg vorhandenen kirchlichen Bedürfniß der Confessionellen nicht gerecht würde." Der Geheimrath Bluntschli hat sich große Mühe gegeben, in Zeitungsartikeln und Versammlungen der besonnenen Auffassung zum Siege zu verhelfen. Auch der theologische Professor Bassermann ist in dieser Richtung thätig gewesen. Trotz alledem waren bei der Abstim-

mung nur 27 Stimmen für Frommel, dagegen 51 für den Erkorenen Schenkel's. Ein abermaliger Sieg des Parteigeistes, und eine abermalige Niederlage der Besonnenheit. Es hatte aber diese Besonnenheit einen besseren Erfolg nicht verdient, weil sie in den Jahren 1868, 1872 und 1876 nicht gelernt hatte, daß man den Dämon des kirchlichen Parteigeistes nicht mit Opportunitätsrücksichten, sondern nur mit dem Schwert des Geistes, mit dem Worte Gottes, besiegen kann. Das Höchste, zu dem Hoßbach sich erheben kann, ist: „Ich stehe nicht an, eine etwaige Nichtberücksichtigung der Minderheit als einen schweren Fehler zu bezeichnen." Der Einzige, der das richtig leitende Wort in der Verhandlung hineinwirft, ist der Notar Sachs, welcher sagt: „Alle, die sich an der früheren Bewegung betheiligten, sind in ihrem Gewissen gebunden, die Gleichberechtigung auch thatsächlich zur Geltung zu bringen."

Dieses Gewissen ist nun in Heidelberg dreimal, oder, genau genommen, viermal zum Verstummen gebracht. Keine dringendere Aufgabe hat der Protestantenverein, als die, dieses Heidelberger Aergerniß zu sühnen. Schenkel ist zwar inzwischen heimgegangen, aber damit ist das, was sein Einfluß viermal geschädigt hat, nicht geheilt. Es bleibt dabei: entweder der Protestantenverein tödtet den Wurm dieses Aergernisses, oder dieser Wurm tödtet ihn.

XLV. Das Lutherfest.

Unsere Zeit ist reich an Zeichen, welche die Aufmerksamkeit der Völkerwelt auf die großen Bewegungen in dem geistigen Gebiet hinführen und festhalten. Das Jahr 1848 war eine scharfe Bußpredigt für die evangelischen Landeskirchen deutscher Nation; mit dem Jahre 1864 beginnt eine Bewegung, welche zuerst zu einer Machterweiterung Preußens und zur Errichtung des Norddeutschen Bundes, sodann in einem zweiten Stadium das neue deutsche Reich in's Dasein setzte, und zugleich das erste papstfreie Kaiserthum

schuf. Zu gleicher Zeit steigerte das römische Papstthum in dem vaticanischen Concil seinen universalen Absolutismus durch das neue Dogma der Unfehlbarkeit. In die Zeit des Kampfes zwischen dem neuen deutschen Kaiserreich und dem infallibelen römischen Papstthum fällt der Gedenktag des vor 400 Jahren geborenen Reformators Doctor Martin Luther. Das Lutherfest am Schluß dieser großen Zeichen stellt uns auf die geistige Höhe, auf welcher wir das Verständniß der großen Bewegungen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gewinnen sollen.

Lange bevor an Luther's Centenarium gedacht wurde, war es mir Bedürfniß, mich über die dringenden Zeitfragen an Luther, dem für die laufenden Jahrhunderte zum Polarstern gesetzten Zeugen, zu orientiren. Als ich in meinen Vorträgen über kirchliche Zeitfragen über den deutschen Protestantismus handelte, sprach ich: „Je tiefer wir hineinblicken in den Zustand unserer Gegenwart, desto dringender wird die Frage: wo ist denn der deutsche Protestantismus? Freilich besitzen wir jetzt Luther's Buchstaben vollständiger, correcter und handlicher, denn jemals, auch steht Luther's Bild in Erz gegossen am deutschen Rhein, ein unvergleichliches Meisterwerk deutscher Kunst. Aber Luther's Geist, Luther's Muth, Luther's Sprache, wo ist dieses göttliche Rüstzeug gegen das päpstliche Antichristenthum?" (Zeitfragen S. 149.) Wie ich in Kiel mein theologisches Studium mit der Lectüre des dicken Walch begann, so wollte ich es in Rostock beschließen mit dem Lesen der deutschen und lateinischen Schriften Luther's in den Erlanger Ausgaben. Immer mächtiger überkam mich der Eindruck, daß man bei aller Forschung und Kunde der Einzelheiten das wahre und innere Wesen Luther's nicht versteht, daß J. v. Bunsen und Weingarten mit ihrer Behauptung von dem wesentlichen Mangel an wahrem Verständniß Luther's im vollen Rechte sind. Es ergeht mir mit der Lectüre Luther's ähnlich wie mit den Schriften Schleiermacher's; ich muß nun gestehen, daß auch die, welche über Beide viel Wahres und Richtiges zu sagen wissen, in das innere Lebensgeheimniß der beiden Männer nicht eingedrungen sind, muß aber auch von mir selbst bekennen, daß ich ernstlich ringe um dieses Verständniß, aber vom Erfassen desselben immer noch weit entfernt bin.

Dunkel und wirrig war der Gang der Bewegungen und Thatsachen auf dem geistigen Gebiet, und immer finsterer wurde der Weg; aber darin zeigte sich der Finger Gottes, daß die Zeichen der Zeit immer deutlicher hinwiesen auf den Zeugen Gottes, dessen Wort so wenig nach 300 Jahren veraltet ist, daß es in vieler Beziehung jetzt seinen göttlichen und bleibenden Werth deutlicher offenbart, denn jemals. Die Zeichen am Himmel waren deutlich, aber es ging wie in den Tagen Jesu: diejenigen, welche in erster Linie berufen waren, die Zeichen zu verstehen und darnach zu handeln, beharrten in ihrem Unverstand. Der Kanzler des Deutschen Reiches hatte bis zum Jahre 1879 ein Verständniß von den Zeichen des Himmels, und eine steinerne Säule auf deutschem Berge trägt das Andenken an dieses Verständniß. Weil aber die, welche den Schlüssel der Erkenntniß tragen, das Thor der Weisheit nicht aufschließen, so sinkt die protestantische Reichsführung zurück von ihrer erleuchteten Höhe in die gewohnte diplomatische Schwäche der römischen Weltklugheit gegenüber, von welcher Goethe treffend sagt:

„Ist Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?
Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
Da seid ihr angeführt.“

In dem Jahre, in welchem der vermeintlich versöhnliche Papst Leo XIII. den römischen Stuhl bestieg, in welchem die deutsche Reichsregierung mit dem Papstthum wieder anzuknüpfen suchte, zugleich aber dem bisherigen Gange freiheitlicher Staatsentwickelung entsagte, veröffentlichte ich meine Schrift: „Lutherus Redivivus oder die kirchliche Reaction, ihre Gefahr und ihre Ueberwindung“ (Frankfurt a. M. 1878). In dem von Luther entlehnten Motto: frustra foris bellamus carnalia bella, quando domi superamur spiritualibus bellis ist nicht bloß der Grundgedanke dieser Schrift ausgesprochen, sondern zugleich das wahre Programm für die gesammte deutsche Geschichte.

Nicht in einer fröhlichen Stimmung ist das Buch geschrieben, sondern in dem Bewußtsein einer drohenden geistigen Gefahr. Auf der Grundlage der großen Schlachten und Siege in Böhmen und Frankreich ist das deutsche Kaiserreich aus dem Grabe auferstanden.

Diese unvergleichliche Machtstellung des deutschen Reiches mitten in der Welt ist aber nur dann von bleibendem Segen, wenn dieser Gewalt des fleischlichen Armes gegenüber eine ebenbürtige Macht des Geistes das Gegengewicht hält. Wo ist dieses Gegengewicht des Geistes? Die Geschichte hat bewiesen, daß der deutsche Geist die höchste Kraft weltgeschichtlicher Bewegung in dem germanischen Protestantismus entwickelt hat. Und gerade in dem genannten Jahr beginnt das protestantische Kaiserthum seinen verhängnißvollen Rückgang in dem Kampf mit Rom; es zeigen sich die ersten leisen Schritte auf jener Bahn, die in den früheren Jahrhunderten so oft betreten ist. Auf dieser Bahn sind wir jetzt schon so weit, daß der erste protestantische Kaiser das Papstthum als ein weltgeschichtliches Friedensamt anruft. Als diese Sache kund wurde, stutzte allerdings zuerst die öffentliche Meinung, aber sie ist bereits so zahm geworden, daß sie allmählich verstummt ist. Die Germania hat, wie bereits bemerkt, sieben Leitartikel daran gewendet, um das „Friedensamt des Papstes" zu verherrlichen. Dementgegen scheint die protestantische Presse ganz vergessen zu haben, daß seit 800 Jahren Nichts den deutschen Bürgerfrieden mehr gestört hat, als das römische Papstthum; ja, diese Presse hat ein so kurzes Gedächtniß, daß sie vergißt, daß eben dieser Papst Leo XIII. bereits als Bischof den Protestantismus als die „schlimmste, aus Wollust und Hochmuth entstandene Pest" gebrandmarkt, daß er unter seinen vielen Kundgebungen nicht leicht eine ohne den üblichen Fluch gegen die Protestanten ausgehen läßt, ja, daß dieser von dem protestantischen Kaiser angerufene Friedensvermittler in seiner jüngsten Encyklika vom 1. November 1885 nicht unterlassen hat, unsere Reformation, als einer sündlichen Neuerung, das Brandmal seines infallibelen Kathederspruchs aufzudrücken.

Eine reine Freude an dem Kampf des deutschen Kaiserthums mit dem gesteigerten Papstthum konnte ich deshalb nicht haben, weil es an der geistigen Waffenrüstung, welche diesem Kampf seine Weihe und seine Hauptkraft verleihen muß, allzusehr fehlte. Aber deßungeachtet war es mir doch ein neuer und großer Kummer, als sich immer deutlicher zeigte, daß die deutsche Staatsgewalt dem Trotz der Päpstlichen zu weichen begann; mein Kummer war deshalb so groß, weil, ungeachtet das deutsche Volk eine Höhe in der

Welt erstiegen, wie noch niemals, dennoch die Niederlage der Hohenstaufen im Kampf mit dem Papste sich auf's Neue im Wesentlichen wiederholte.

Indessen so groß mein Kummer war über diesen Niedergang, meine Hoffnung konnte er nicht auslöschen. Aber nicht von einer äußeren Veränderung irgend welcher Art konnte ich Heil erwarten; was mich allein in der Tiefe meiner Unruhe und Schmerzen trösten konnte, mußte von innen kommen. Die tiefe Beschämung über die wachsende Macht des Papstes führte mich mit Nothwendigkeit zu Luther. Wie? sollte denn Luther bloß für seine Zeit Reformator gewesen sein? Reicht nicht sein Wort und sein Werk noch in unsere Zeit herein? Mir trat vor die Seele, daß Luther so oft von den schweren Zeiten nach seinem Tode spricht, von dem Blutbad in Deutschland, von einer neuen Macht des Papstthums, und daß man nach seinem Tode erst verstehen werde, was Gott durch ihn gewollt und geschafft. Beweist nicht die Schwäche des gegenwärtigen Protestantismus, daß unsere Kirche den ganzen und wahren Luther noch immer nicht vollständig verstanden und erfaßt hat? Es entstand in mir der Gedanke eines Lutherus Redivivus. Ich wußte damals nicht, daß Martin Statius und Johannes Michaelis schon vorlängst einen Lutherus Redivivus geschrieben haben. Jedenfalls ist ein Lutherus Redivivus, wenn er nur einigermaßen geräth, nothwendiger und tröstlicher niemals gewesen, als in unseren Tagen.

Den Sinn meines Lutherus Redivivus habe ich in der Einleitung folgendermaßen ausgesprochen: „Aus dem Grabe erstanden ist das neue deutsche Kaiserreich, wollte Gott, daß der erste Schriftsteller und Classiker unserer Nation, der von Gott erleuchtete und ausgerüstete 'Prophet und Lehrer der Deutschen' (Werke XXV, 24 E. A.) aus dem Grabe seines Buchstabens auferstehen und dem Geiste unserer Gegenwart so mächtig und herrlich erscheinen möchte, wie er vor unseren Augen zu Worms am Rhein in Erz mit Meisterhänden dargestellt ist, möchte dieser ebenso erhabene, wie demüthige Geist noch einmal unser Volk belebend anhauchen, damit es sich zu seinem Heile das aneigne, was es bisher an seinem Reformator noch nicht verstanden und gewürdigt hat." Ich habe mir über die gegenwärtige Lage keine Täuschung gemacht, ich habe ge-

schrieben: „Um so gesegneter die Reformation, als die selbständige Action des deutschen Geistes, dasteht, um so verderblicher muß die kirchliche Reaction auftreten; ist jene der Segen, dann ist diese der Fluch; ist jene die Morgenröthe eines neuen Tages, dann ist diese die Finsterniß der hereinbrechenden Nacht. Noch niemals ist die Gefahr einer schimpflichen Selbsterniedrigung des Protestantismus so groß gewesen, wie jetzt, und wenn das, was bis dahin in dieser Richtung in früheren Zeiten geschehen, traurig genug gewesen, so würde jetzt eine zur Herrschaft gelangende kirchliche Reaction angesichts des vaticanischen Papstthums einen Sündenfall für die deutsche Nation bedeuten, wie wir bisher von einem solchen noch durch Gottes Gnade bewahrt geblieben sind." „Die Zeichen am Himmel sind düster und drohen Unwetter. Die, welche beten können, sollen mit Walther von der Vogelweide zu Gott „Wehe" rufen, „daß er nicht länger wolle schlafen," und mit Martin Luther aus der Tiefe des Herzens sprechen: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein."

Das Anschauen Luther's im Geiste hat mich erquickt und gestärkt dergestalt, daß ich hinter all' den finsteren Wolken und Wettern die Sonne schaute, daß ich in dem sechsten Abschnitt meines Lutherus Redivivus in der „Aussicht der Hoffnung" die in Christo freie deutsche Volkskirche in ihren großen Grundzügen darzustellen im Stande war.

In finsterer Nacht ein heller Stern! „Sei mir gegrüßt von ferne," habe ich geschrieben im Sommer 1883, „du gesegneter Tag, an welchem vor 400 Jahren unseres deutschen Vaterlandes größester Sohn geboren ist. O, daß du als heller Morgenstern nach öder Nacht einen neuen Tag deutschen Geisteslebens heraufführen möchtest!" Ich schäme mich nicht der Begeisterung, in welcher ich geschrieben habe: „Seit einem Jahre erfüllt der Gedanke an das kommende Lutherfest meine ganze Seele. Denn mein inneres Leben ist mit Luther's Person und Geschichte, mit Luther's Wort und Geist innig verwachsen. Mein junges Seelenleben ist im Elternhause und in der Dorfschule mit Luther's Gebeten, Liedern und Katechismus genährt worden, und dieser Schatz hat unversehrt mein ganzes Leben bis heute begleitet. Darum läßt mir der kommende Luthertag keine Ruhe, er weckt mich in der Nacht und legt mir die heilige

Pflicht auf, an meinem geringen Theile nach bestem Vermögen zu helfen, daß das Lutherfest ein Markstein werde, der die traurige Zeit des geistigen Niederganges abscheidet gegen die Zeit einer neuen heiligen Begeisterung."

Ich will gleich hinzufügen, daß sich diese meine begeisterte Hoffnung nicht erfüllt hat. Es ist mir mit dieser Hoffnung ergangen wie mit so vielen ihres Gleichen. Mein Lebensweg ist gepflastert mit solchen Hoffnungstrümmern, und dennoch ist es die Hoffnung, welche mich frisch und gesund erhält. Die Hoffnung stellt mir unwandelbar fest, daß Christus seine Kirche nicht verläßt, daß er mit seiner Macht und Gnade auch ihren Sünden und Nöthen gegenwärtig ist alle Tage, und daß er zur festgesetzten Frist auch der Welt seine Herrlichkeit offenbar machen wird. Luther sagt: „Jetzt sind wir zugescharrt und im Verborgenen, aber unsere Sache und Wesen muß noch einmal leuchten vor aller Welt, auch noch hier in diesem Leben." Allerdings, die Menschheit, in welcher Christus seine Herrlichkeit offenbar machen will, ist gegenwärtig sehr schwach und krank, aber dem Herrn ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und auf ihn, auf ihn allein hoffe ich zu jeder Zeit, wie Abraham auch wider alle Hoffnung. Und diese Unüberwindlichkeit meiner Hoffnung ist die christliche Legitimation derselben.

Daß Gott Luther's Namen groß gemacht, das zeigte sich trotzalledem am Lutherfest in beiden Welten. Die Menschheit war müde und satt der kirchlichen Fragen und der confessionellen und theologischen Controversen, aber dieser Name, der bei aller sonstigen Mannigfaltigkeit eine lebendige und persönliche Predigt von Christus und vom Glauben ist, hatte die Kraft, die Geister zu wecken. Rom bekommt nervöse Zuckungen, weil der gefürchtete Name Luther in der Geisterwelt eine nicht zu dämpfende Bewegung hervorruft. In Breslau droht der römische Geist mit Enthüllungen über Luther's Geschichte, wenn die Protestanten es wagen sollten, die Lutherfeier außerhalb der geschlossenen Räume zu begehen. Balan, der päpstliche Ritter und Prälat, versucht, durch Monumente aus dem päpstlichen Archiv die Heldenthat Luther's in Worms zu verdunkeln. Der Hamburger Gottlieb schreibt für die Germania ein Pasquill auf Luther, und Johannes Janssen beweist, daß man über Per-

sonen und Zustände in der Reformationszeit sehr Vieles wissen kann, aber dabei über Geist und Charakter der Hauptpersönlichkeit vollkommen blind ist.

An sich ist es, mit anderen Festen verglichen, nichts Geringes, was die protestantische Lutherfeier geleistet hat; man hat Luther verherrlicht mit gelehrten und populären Schriften, mit Festversammlungen in geschlossenen Räumen und unter freiem Himmel, in Lied und Spiel, in Lutherstiftungen und Lutherkirchen.

Fünfmal habe ich meine Feder angesetzt, um dem guten und edlen Werk der Feier unseres hochverdienten Reformators, der während seines Lebens auf Dank und Lohn verzichtete, und Beides jetzt um so mehr verdient, meinen Beitrag darzubringen. Für den Evang.-kirchl. Anzeiger von Berlin schrieb ich: „Eine deutsche Reveille zum Lutherfest am 10. November 1883" (Separatabdruck Ludwigslust und Rostock 1883).

Der Hauptgedanke dieses Weckrufes ist ausgesprochen in dem Abschnitt III: „Luther's Rath das Thor der Zukunft." Nach Luther's Anschauung hat die Predigt der Gegenwart ihre Hauptkraft verloren, weil sie sich so tief herabgestimmt hat, um das Staatskirchenthum in Permanenz zu erhalten. Die Predigt muß wieder in die Würde eines wirklichen Gotteswortes eingesetzt werden, dann hat sie in Gott ihre Gewißheit und ihre Furchtlosigkeit. Diese Predigt führt zu der Sammlung wirklicher Christen, zu der Herstellung der wahren Gemeinde, in welcher wiederum Zucht waltet und die brüderliche Wohlthätigkeit."

Der leider zu früh verstorbene Verlagsbuchhändler Karl Hinstorff forderte mich auf, für seinen Verlag ein Volksbuch zu dem bevorstehenden Lutherfest zu schreiben. Ich bin auf diesen Vorschlag gern eingegangen, und wer das kleine Buch liest, wird merken, daß es mit Begeisterung geschrieben ist. Mein Volksbuch ist auch vielfach günstig aufgenommen, aber sonderbarer Weise ist das, was den Vorzug des Buches ausmacht, ihm zum schweren Tadel angerechnet. Ich bin überzeugt, daß nur Derjenige Luther recht versteht, und sein Wort und Beispiel richtig würdigt, der im Stande ist, Luthers Verhältniß zu gewissen hervorragenden Erscheinungen der Gegenwart zu verstehen und allgemein verständlich darzulegen, der die großen Züge von Luther's Vergangenheit in die

Gegenwart zu übersetzen vermag. Deshalb habe ich versucht, Luther's Verhältniß zu dem Neuluththum und zu der socialen Frage anzudeuten. Da meinen nun Einige, damit werde die objective Auffassung Luther's zerstört. Sie wollen einen Luther, der vor Jahrhunderten gelebt und gewirkt hat; man kann von ihm Einiges lernen und sich aneignen, ihn selber muß man in seiner Umgebung belassen.

Für die Deutschen habe ich mein Volksbuch geschrieben, also auch für die Deutschen in Mecklenburg. Zu dem mecklenburgischen Kirchenthum habe ich aber noch ein besonderes Verhältniß, in welchem das Lutherfest sich auf eine eigenthümliche Art darstellt. Die mahnende Stimme spricht zu mir: „du hast oft die tiefen Schäden des mecklenburgischen Kirchenthums beklagt, hast aber mit deinen Klagen bisher Nichts ausgerichtet. Wohlan, ermanne dich und beleuchte in dem Licht des kommenden Lutherfestes den dir bekannten und erfahrenen Nothstand der mecklenburgischen Landeskirche, ob nicht Gott dieser Kirche den Segen einer gründlichen Buße in dem Sinne und Geist der ersten Thesis Luther's ertheilen wolle."

Diese auf nächtlichem Lager empfangene Mahnung ist der Ursprung meiner Schrift: „Das Lutherfest und die mecklenburg-schwerinische Landeskirche. Ein Stück selbsterlebter Kirchengeschichte" (Rostock und Ludwigslust 1883). Den Inhalt dieser Schrift habe ich so bezeichnet: „Während das von Luther verkündete und thatsächlich dargestellte Christenthum den Willen und die Kraft hat, die Güter der natürlichen Weltordnung zu schützen und zu fördern zum Heil der Menschheit, werde ich darthun, daß das gegenwärtige mecklenburgische sogenannte Lutherthum sich in vierfach flagranter Weise an diesen Gütern der natürlichen Weltordnung versündigt und dadurch den Namen des Lutherthums, des Kirchenthums, des Christenthums in der Welt verdächtigt und verhaßt macht, und was das Schlimmste, die göttliche Ehre Christi antastet und schädigt, und zwar vor den Augen und Ohren der Welt." „Ich werde diesen Beweis führen mit Thatsachen, die ich größtentheils selbst erlebt habe; ich werde diese Thatsachen so erzählen, wie ich es einst vor Gottes Thron zu verantworten mir getraue. Ich werde dabei hohe kirchliche Namen und Autoritäten nicht verschonen dürfen. Richten werde ich sie nicht, ich weiß, sie stehen und fallen ihrem

Herrn. Wenn aber diese kirchlichen Personen gefeiert werden als hohe Vorbilder kirchlicher Lehre und christlichen Wandels, dann ist es unabweisliche Christenpflicht, ihre offenbaren Sünden und Schwächen nicht zu verschweigen, damit nicht falsche Höhen entstehen, welche das Bild Jesu Christi verdunkeln und verzerren." „Ich befinde und werde beweisen, daß unser mecklenburgisches Lutherthum in seinem staatskirchlichen Selbstvertrauen und seiner staatskirchlichen Selbstüberhebung sich in vierfacher Weise an den Gütern der natürlichen Gottesordnung versündigt und dadurch großes Aergerniß anrichtet, und zwar durch Versündigung 1. wider das deutsche Volk, 2. wider die natürliche Moral, 3. wider das bürgerliche Gesetz, 4. wider die akademische Lehrfreiheit."

Eine Vereinigung protestantischer Männer in Dresden erließ an mich eine Aufforderung, zur Vorbereitung auf das nahende Lutherfest einen öffentlichen Vortrag zu halten. Mein in Folge dessen am 16. October 1883 in Dresden gehaltener Vortrag: „Luther's Kirche der Zukunft" ist veröffentlicht (Rostock und Ludwigslust 1883). Je näher wir dem Feste entgegenkamen, desto mehr zeigte sich eine weitverbreitete Neigung, das Hauptaugenmerk nicht auf Luther's Person, sondern auf seine Lehren, Thaten, Leiden und Schicksale zu richten. Die Folge ist, daß Manche den äußeren Luther genau kennen, von dem inneren Luther aber gar keine Anschauung haben. Es giebt Solche, welche wegen ihres Wissens von dem äußeren Luther als Verehrer und Anhänger der Reformation hoch gefeiert werden, und eben diese haben vor dem wirklichen Luther, wie er aus seinem wahren Innern leibt und lebt, eine unheimliche Furcht, diese möchten mit ihrem Wissen von dem äußeren Luther den lebendigen Luther lieber verhüllen und verdecken. Dieselben haben an dem Lutherfeste darum keine wahre Freude, weil dieses Fest durch seine innere Natur den vergangenen und vergessenen Luther in die lebendige Gegenwart versetzt; diese hätten den Gedanken dieses Festes niemals angeregt, am liebsten hätten sie Luther in seinem Grabe ruhen lassen. Da nun aber das Fest ohne ihr Zuthun die Geister in weiten Kreisen in Bewegung setzt, sehen sie sich genöthigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Diesem heuchlerischen Ungeist entgegenzutreten, wählte ich

für meinen Vortrag in Dresden das Thema: „Luther's Kirche der Zukunft."

Wenn wir verstehen wollen, was Luther's Name und Lehre bedeutet für die Kirche, die Luther vorbereitet, die wir aber noch nicht haben, auf die wir aber hoffen, dann müssen wir zurückgehen auf die verborgenen Anfänge in Luther. Dem grandiosen Drama seiner Geschichte geht das Geheimniß eines tiefen, stillen Hintergrundes vorauf. Kirchenreformatorische Versuche und Anläufe hat es von jeher gegeben und giebt es immer noch; aber wenn sie eine Zeit lang großes Aufsehen gemacht, pflegen sie plötzlich spurlos zu verschwinden, wie ein Meteor. Diesen Erscheinungen fehlt es an der stillen und tiefen Begründung, welche der Geist Gottes in der Seele unseres Reformators ausarbeitete, als die Welt von Doctor Luther noch nichts wußte, als selbst der erleuchtetste Mann der Zeit, Doctor Staupitz, den jungen Mönch nicht verstand. Augustinus schreibt: „Eine große Tiefe ist der Mensch als solcher," und Luther sagt in seiner 1875 an's Licht gekommenen Psalmenerklärung vor der Zeit der Thesen: „Menschen, die im Geiste leben, sind tiefe Wasser und wohnen in der Stille." Dieser stille, geheimnißvolle Hintergrund der Seele, in welchem Christus wohnt und regiert, begleitet Luther durch alle Stadien seines Lebens, und daher bleibt Alles, was er lehrt und ordnet nach seinem innersten Bewußtsein weit zurück hinter dem, worauf Gottes Geist deutet und weiset. Und diese Deutungen und Weisungen des Geistes, welche über das Provisorium der kirchlichen Gegenwart hinauswiesen, waren nicht phantastisch, sondern bestimmter Natur. Eine christliche Ausgleichung der unerträglichen Vermögensgegensätze hielt Luther für ein unentbehrliches Merkmal der wahren Kirche. Daß aber diese Ausgleichung auf dem Boden der staatskirchlichen Gegenwart unmöglich ist, mußte Luther an dem Versuch der Leisniger Kastenordnung schmerzlich erfahren. Luther weiß, daß die den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechende Herstellung der apostolischen Güterordnung nur möglich ist, wenn die aus freiem Geist hervorgehende „Sammlung der Christen" stattfinden wird. Das ist die Hinweisung auf die Kirche der Zukunft. Die moderne Sprache spricht von der Lösung der socialen Frage; die moderne Sprache kennt dieses hohe Ziel, das moderne Bewußtsein ist aber nicht im Stande, dieses

hohe Ziel zu erreichen. Die sociale Frage wird nicht gelöst weder durch christlichen, noch durch unchristlichen Socialismus. Dieses große Werk ist allein der wiederhergestellten Christengemeinde vorbehalten, nämlich der Gemeinde, in welcher der heilige Geist den Wurm der Selbstsucht tödtet, den dämonischen Zauber des Reichthums bricht und an Stelle dieser dämonischen Mächte das kraftvolle Gefühl wahrer Brüderlichkeit erschafft. Nur in der heiligen Atmosphäre der erneuerten und wiederhergestellten Gemeinde wird die in der sündigen Menschennatur tief gewurzelte Verderbniß des ungebrochenen Gegensatzes der Vermögenslage geheilt werden. Nur dort wohnt der Geist wahrer Brüderlichkeit, und dieser Geist wird für die neue Ordnung auch die Form schaffen. Das hohe Ziel ist die Kirche der Zukunft, in welcher Christus durch christliche Zucht und brüderliche Liebe das sittliche Ideal, welches allen edlen Naturen vorschwebt, auf den Höhen der Welt verwirklichen wird. Luther bezeichnet dieses Ziel mit dem kurzen kräftigen Wort: „Gott der Herr wird Christen machen." Selig die Augen, welche das Ziel schauen werden, gesegnet aber auch Alle, welche an ihrem Theil helfen, daß diese Zukunft sich erfülle. „Möge das kommende Lutherfest," so habe ich am 16. October 1883 in Dresden meinen Vortrag geschlossen, „diesen Segen der Arbeit für die Zukunft in reichen Strömen über das dürre Land ergießen, und gebe Gott, daß auch wir von diesem Segen unser Theil empfangen!"

Es war wohl natürlich, daß ich in dem Lutherjahr mich innerlich ernstlich beschäftigte mit dem geistigen Zustand derjenigen gelehrten Corporation, die mich vor damals 25 Jahren hinausgestoßen hatte, der ich aber dem Rechte nach immer noch angehörte. Ich konnte nicht unterlassen, durch das bevorstehende Lutherfest ermuthigt, mich auf's Neue in der Angelegenheit meines verletzten Rechtes und in der großen Sache der akademischen Lehrfreiheit an die verehrliche Universitätscorporation in Rostock zu wenden. In meiner am 11. März 1883 verfaßten und am 17. März übergebenen Eingabe habe ich mein Anliegen in folgendem Satze ausgesprochen: „Mit gutem Gewissen kann diese Universität das Lutherfest nur dann begehen, wenn sie sich entschließt, nach einem 25-jährigen Stillschweigen ihr ganzes Ansehen aufzubieten, damit das Unrecht, welches durch das von 3 Professoren der Universität unter-

schriebene Consistorialerachten vom 15. September 1857 und durch das auf dieses Erachten gestützte Großherzogliche Rescript vom 6. Januar 1858 geschehen ist, nunmehr gesühnt werde."

Auf diese Eingabe erwartete ich keine Antwort, sondern eine That. Obgleich von dieser That nicht das Mindeste verlautete, konnte ich doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Universität es nicht über sich gewinnen werde, das Lutherfest zu feiern, ohne das mir widerfahrene Unrecht zu rügen. Ich gab meiner Hoffnung folgenden Ausdruck: „Bei aller Verwilderung und Verwüstung wohne in den Tiefen der gegenwärtigen Menschheit eine starke Sehnsucht nach neuem Leben. Diese Sehnsucht kann aber gestillt und befriedigt werden nur durch Erneuerung, nur durch die Gegenwart derselben Gotteskraft, welche einst die erstorbene Welt in's Leben gerufen, welche einst die verweltlichte Kirche gereinigt und erneuert hat. Jesus Christus, derselbe gestern und heute und in Ewigkeit, er selber wird kommen und eine neue Aera seines ewigen Reiches schaffen, und an dieser neuen Aera, das ist meine christliche Hoffnung, wird auch unsere Landeskirche Theil haben. Lasset uns nur muthig die falschen Höhen erniedrigen und die Thäler der Verzagtheit ausfüllen und so dem Herrn, der allein hoch ist, die Bahn bereiten!"

Die Tinte dieser meiner Hoffnungsschrift war noch nicht trocken, als ich von dem Rector der Landesuniversität Dr. Alb. Thierfelder am 19. Juli 1883 ein Schreiben empfing, in welchem alle meine auf die Universitätscorporation Angesichts des Lutherfestes gesetzten Hoffnungen durch sophistische Abweisungen niedergeschlagen wurden.

Ich habe auf dieses abweisende Schreiben unter dem 1. August 1883 eine pflichtmäßige Erwiderung ad Rectorem Magnificum et Concilium Reverendum gerichtet. In dieser Erwiderung habe ich nachgewiesen, daß das Schreiben vom 19. Juli 1883 weder vor der Moral, noch vor der Logik besteht. Ich habe meine Erwiderung folgendermaßen geschlossen: „Ich kann und will mich in den trostlosen Gedanken nicht ergeben, daß die Universität Rostock mit dem Schreiben vom 19. Juli 1883 ihr letztes Wort in der von mir angeregten Angelegenheit gesprochen hat. Vor Luther's tiefen Augen kann diese Universität mit den Grundsätzen vom 19. Juli 1883 nicht bestehen. In Luther's Namen flammt ein hei-

liges Feuer, und daher mag Jeder sich vorsehen, daß er sich nicht daran verbrenne. Wenn dieser hohe Lehrkörper sich nicht ermannen kann, sein 25jähriges Silentium impium zu brechen, dann ist mein Rath, diese Universität möge von aller und jeder Lutherfeier Abstand nehmen."

Und dieser mein Rath ist von der Universität Rostock am 10. November 1883 ganz genau befolgt worden. Selbst Universitäten außerhalb Deutschlands, Kopenhagen, Christiania, Dorpat stellen Feiern an, Luther zu ehren, und die Universität Rostock giebt keinen Laut von sich. Aber noch viel greller zeigt sich der Abstand und der Gegensatz dieser Universität von der allgemeinen kirchlichen und nationalen Feier im deutschen Vaterland am 10. November 1883. Die neunte ägyptische Plage bestand darin, daß eine dichte greifbare Finsterniß kam über ganz Aegyptenland, dagegen war es in den Häusern Israels licht und hell. Wenn bei der stattgehabten Lutherfeier die ganze Stadt Rostock in tiefes Dunkel gehüllt geblieben, dagegen die hohe Lehranstalt, die Landesuniversität Rostock in strahlendem Glanz geleuchtet hätte, dann hätten wir allerdings ein trauriges Mißverhältniß, aber doch kein hoffnungsloses. Wie aber, wenn das Gegentheil eintrat? Und in der That, das grade Gegentheil hat sich ereignet. Die ganze Universitätsstadt Rostock war am 10. November 1883 erleuchtet, so glänzend, so allgemein, so sinnig, wie noch niemals. Die Juden hatten ihre Wohnungen erleuchtet; 1500 Fackelträger zogen durch die Straßen, und während die Fackeln auf dem Marktplatz verbrannt wurden, ließ die versammelte Volksgemeinde den großen protestantischen Siegespsalm mit lauter Stimme zum nächtlichen Himmel emporsteigen. Aber in den Stunden der erleuchteten und das Lutherlied singenden Stadt starrt an dem Blücherplatz der große, schöne, neue Universitätsbau dunkel und stumm in die Nacht hinaus.

Diesem merkwürdigen Ereigniß habe ich in meiner fünften Lutherschrift: „Der dunkle Fleck in der Lutherfeier zu Rostock" (Rostock und Ludwigslust 1883) ein kleines Denkmal gesetzt in der Hoffnung, daß ein Tag kommen wird, in welchem die Universität Rostock das Consistorialerachten vom 15. September 1857 verbrennen und die versäumte Lutherfeier nachholen wird.

XLVI. Präsident Dr. Kliefoth auf seiner Höhe.

Die Zeitungen berichten, daß der Papst Leo XIII. seine neueste Encyklica vom 1. November d. J. (1886) sowohl an den protestantischen Kaiser, wie an den protestantischen Reichskanzler geschickt habe. Wer dieses päpstliche Rundschreiben nur oberflächlich kennt, wird in dieser Sendung vielleicht einen Act der Höflichkeit sehen; wer aber ein geschichtliches Verständniß hat von dieser päpstlichen Kathederdoctrin über den christlichen Staat, der wird staunen über das in dieser Sendung liegende Wagniß des Papstes. Leo XIII. erneuert und macht für die Gegenwart normgebend in diesem mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit auftretenden Lehrstück die Bulle Unum sanctum, von welcher auf dem vaticanischen Concil 10. April 1870 100 Bischöfe behauptet haben, daß nach dieser Lehre „jeder Katholik als ein geborener Feind des Staates" betrachtet werden könne. Ferner ist in dieser Encyklica „de christiana civitatum constitutione" auch das Lieblingsthema Leo XIII., nämlich die Verdammung des Protestantismus und unserer Reformatoren, enthalten. Leo XIII. spricht also hier allen Protestanten die Seligkeit ab und wagt es, dieses Anathema dem deutschen Kaiser und dem deutschen Reichskanzler ins Haus zu schicken! Welch' ein ungeheurer Contrast zum 1. December 1881, als Bismarck redete als „evangelischer Christ" von unserer durch den Papst bedrohten und gefährdeten Seligkeit. Jenes päpstliche Wagniß wäre einfach unmöglich, wenn die evangelischen Hofprediger, Theologen und Pastoren ihres protestantischen Wächteramtes warteten. Der gründliche Biograph Luther's behauptet in seiner Schrift gegen Janssen, was nie genug wiederholt werden kann, daß der antichristliche Charakter des Papstthums seit Luther sich gesteigert habe. Aber weit entfernt, daß das Lutherfest in dem Sinne dieser Ueberzeugung gefeiert wäre. Der bisherige Hofprediger, eben ernannte Generalsuperintendent W. Baur, wagte einmal, von dem Antichristenthum des Papstes zu sprechen; als aber darauf sofort Windthorst den neuen Generalsuperintendenten darüber zur Rede stellte, hat der-

selbe, anstatt sich auf die Schmalkaldischen Artikel zu berufen, sich zurückgezogen.

Wir können das Papstthum jenseits der Berge nicht bekämpfen, so lange wir das Papstthum diesseits der Berge nicht bloß in Schutz nehmen, sondern erhöhen.

Ein solches Papstthum diesseits der Berge ist das Kirchenregiment Kliefoth's. Dieser Mann hat sich im Jahre 1854 über die große Epoche der reformatorischen Anfänge Luther's so wegwerfend und verurtheilend ausgelassen, daß der eigentliche Nerv des Protestantismus dadurch ertödtet wird.

In demselben Jahre veröffentlichte Kliefoth den ersten Band seiner Bücher von der Kirche. Hier entwickelt er eine abschreckende Theorie von der absoluten Gewalt des Kirchenregiments und von dem „Rohstoff" der Gemeinden und der gesammten „regierten Kirche." In dem Verhalten gegen Pastor Bartholdi, gegen mich und meine Schüler handelte Kliefoth nach diesen seinen Grundsätzen und offenbarte in dieser Vollgewalt seines kirchenregimentlichen Amtes eine ungezügelte Herrschsucht und eine ungebrochene Leidenschaftlichkeit. Allgemein war die Entrüstung; und eine so hochstehende kirchliche Persönlichkeit wie der Generalsuperintendent Hoffmann nahm keinen Anstand, sich öffentlich über das unter Kliefoth stehende mecklenburgische Kirchenthum mit scharfem Tadel auszusprechen. Ich hatte aber von vornherein die Einsicht und sprach sie auch offen aus, daß, wenn man dieses falsche Lutherthum nicht mit der ganzen Kraft des protestantischen Glaubens bekämpfen würde, dasselbe sich nicht bloß behaupten, sondern sich noch stärken und befestigen würde. Darum habe ich die damalige kirchliche Lage eine kirchliche Krisis genannt, die zunächst Mecklenburg ergreift und demnächst den ganzen deutschen Protestantismus in Mitleidenschaft ziehen kann und wird.

Bei dem mecklenburgischen Neulutherthum war Alles, was diese neulutherische Häresie stützen und schützen konnte, mit einander verbündet. Die neulutherische Irrlehre war hier mit dem brachium saeculare bewaffnet. Kliefoth besaß das langjährige persönliche Vertrauen des Großherzog Friedrich Franz II., Ritterschaft und Landtag erkannten in Kliefoth eine Hauptstütze des Feudalismus, Universität und Gerichte betrachteten Kliefoth als die verkörperte Kirchenauctorität.

Wer dieses mit der höchsten Gewalt ausgerüstete Neulutherthum mit Erfolg bekämpfen will, muß außerhalb der Welt seinen Standpunkt haben. An diesem archimedischen Punkt fehlt es den Gegnern Kliefoth's. Die Göttinger Facultät bot ihre Wissenschaft auf gegen das Neulutherthum, aber nach der stolzen, oder eigentlich übermüthigen Abweisung Kliefoth's zog sie sich zurück; fünf lutherische Theologen in Erlangen sprachen ein strenges Verdict aus über Kliefoth's kirchenpolitisches Gebahren; als aber nach 3 Jahren die Weltlage sich etwas verschoben hatte, wird Kliefoth von Erlangen aus als der vom Himmel berufene Führer des echten Lutherthums gefeiert.

Die Folge eines solchen schwächlichen, halbherzigen Kampfes war die, daß sich Kliefoth's Ansehen und Macht steigerte, und zu unserer tiefen Beschämung schauen wir eben in den Jahren und Tagen, da man sich rüstete zum Lutherfest, Kliefoth auf seiner Höhe.

Wir haben uns überzeugt, daß die Eisenacher und Dresdener Conferenzen für Kliefoth eine Versuchung geworden sind und ihn zu einer verderblichen Selbstüberschätzung verleitet haben. In dem Jahr vor dem Lutherfest erreicht diese Versuchung ihren Höhepunkt. Es handelt sich um den letzten und höchsten Triumph, den Kliefoth über die Conferenz in Eisenach und mithin über die Repräsentation der deutschen evangelischen Kirchenregimente errungen hat.

Der preußische Oberkirchenrath stellte am 16. Mai 1870 in Eisenach folgenden Antrag: „Die hochwürdige Conferenz wolle zu § 1 der Geschäftsordnung beschließen: „„Die Kirchenbehörden sind befugt, neben den aus ihren eigenen Mitgliedern entnommenen auch Mitglieder der in ihrem Gebiet bestehenden Landessynoden zur Conferenz zu deputiren."" Ueber diesen Antrag haben am 20. Juni 1870 berichtet als Referent Professor Dove und als Correferent Präsident von Harleß; diese haben sodann den Antrag gestellt, die hohen Kirchenregierungen zu ersuchen, zur Vorbereitung des Proponendums Auskunft zu geben über den Stand synodaler Einrichtungen und sodann sich über die vorgeschlagene Erweiterung der Geschäftsordnung auszusprechen." Der Oberkirchenrath von Mecklenburg-Schwerin hat auf diesen Beschluß zwei Erklärungen abgegeben, am 19. December 1870 und am 22. März 1872; beide Erklärungen sind principiell ablehnend; die erste schließt mit

der Drohung: „Sollte der in Rede stehende Antrag beliebt werden, so würden die Kirchenregierungen zu erwägen haben, ob sie sich unter diesen veränderten Verhältnissen ferner an der Eisenacher Conferenz betheiligen könnten." Welch' eine hierarchische Empfindlichkeit! Man bedenke, es handelt sich bei dem in Rede stehenden Antrag nur um eine facultative Betheiligung des synodalen Elementes; jedem Kirchenregiment ist ja frei gelassen, Synodale zu deputiren oder davon abzustehen. Aber diese Facultas ist Kliefoth schon so unleidlich, daß er an einer kirchenregimentlichen Versammlung, in welcher nicht etwa mecklenburgische, sondern nur außermecklenburgische Synodale Theil nehmen können, sich zu betheiligen ablehnen muß. Diese Ablehnung ist die praktische Consequenz des Satzes in den Büchern von der Kirche: „Die Synodalverfassung ist eine kirchliche Lüge."

Am 7. Juni 1872 erstattete Professor Dove abermals ausführlichen Bericht über diese Sache und sprach seine Ueberzeugung dahin aus: „Daß die in dem Antrag ins Auge gefaßte Erweiterung der Conferenz im Allgemeinen der Entwickelungsphase der Kirchenverfassung entspricht, in welche die Mehrheit der deutsch-evangelischen Landeskirchen eingetreten ist oder in nächster Zeit eintreten wird." Es wird der Vorschlag angenommen, in der nächsten Conferenz über den Antrag zu beschließen. Im Jahre 1874 wird der preußische Antrag nach zweimaliger ausführlicher Erörterung von der Conferenz zum Beschluß erhoben. Kliefoth macht nunmehr seine Drohung wahr, er geht nicht mehr nach Eisenach, und Harleß, der sich schon früher als sehr schwach Kliefoth gegenüber erwiesen hatte, leistet ihm auch hierin Nachfolge. Die öffentliche Meinung, wie sie sich in der württembergischen Kammer im Jahre 1857 aussprach, sah in der Eisenacher Conferenz ein hierarchisches Institut, welches in dem mecklenburgischen Kirchenregiment sein Vorbild habe. Einen schlagenderen Beweis gegen diese Verdächtigung und Anklage konnte die Eisenacher Conferenz gar nicht führen, als wenn sie auf Grundlage des Beschlusses über die Heranziehung des synodalen Elementes ohne die ausgeschiedenen Kliefoth und Harleß im Sinne des evangelischen Gemeindeprincips weiter arbeitete.

Was aber 6 Jahre nach jenem Beschluß in Eisenach erfolgte, das war eine solche Erhöhung Kliefoth's, daß jene Anklage der

württembergischen Kammer vom Jahre 1857 nach 23 Jahren sich auf das Vollkommenste bestätigte. Man höre und staune, man vernehme und entsetze sich! Die Conferenz hat in den Jahren 1870, 1871 und 1874 die facultative Eingliederung des Synodalinstituts in die kirchenregimentlichen Conferenzen als einen Fortschritt in der protestantischen Kirchenverfassung begründet und beschlossen. Der einzige principielle Gegner dieses Beschlusses ist der Oberkirchenrath Kliefoth, der im Zusammenhang mit seinen hierarchischen Principien 1854 das Synodalinstitut als eine Lüge verdammt hat, und dessen Landeskirche als ein isolirter Anachronismus im Gegensatz zu allen evangelischen Landeskirchen Nichts von synodalen Einrichtungen aufzuweisen hat. Daß in Folge dessen Kliefoth in der Conferenz fehlte, durfte so wenig Bedenken erregen, daß es vielmehr der Conferenz eine Genugthuung sein mußte, eines störendes Elementes erledigt zu sein. Die Eisenacher Conferenz hätte sich an die Erfahrungen des Jahres 1857 erinnern sollen. Die württembergische Kammer strich die für die Betheiligung an den Conferenzen in Eisenach geforderte Summe von 400 fl. mit der Hinweisung, daß in Eisenach mecklenburgische Kirchenpolitik getrieben würde. Und in demselben Jahr 1857 war Herr von Harleß genöthigt, an den Präsidenten der Conferenz das ihn beschämende Schreiben zu richten: „Das königlich bairische Staatsministerium habe Bedenken getragen, die Genehmigung zur Beschickung der diesjährigen Eisenacher Conferenz zu bevorworten" (Allgemeines Kirchenblatt 1857 S. 253). Es war ja bekannt, daß der katholische König von Baiern dem Präsidenten von Harleß zürnte, weil er, angeregt durch die lutherische Conferenz in Dresden und bestimmt durch Kliefoth's Bücher, die protestantischen Gemeinden durch den Versuch, eine clerikale Kirchenzucht einzuführen, beunruhigt hatte. Wir erinnern uns, daß im Zusammenhang mit diesen kirchlichen Wirren in Baiern Edmund Jörg mit vollem Recht Kliefoth den spiritus rector in Dresden genannt hat (Geschichte des Protestantismus I, 455). Kliefoth's Anwesenheit und Einfluß in Eisenach ist also wie für die überwiegend protestantische Kammer in Württemberg, so auch für den katholischen König von Baiern ein entscheidender Anstoß. Hätte die Conferenz diese Thatsachen in gewissenhafter Erinnerung festgehalten, dann würde ihr

die Abwesenheit Kliefoth's wie eine wohlthuende Erleichterung und Verbesserung ihres ganzen Standes in der öffentlichen Meinung erschienen sein. Aber wir leben und schweben in einer kirchlichen Krisis von ungewöhnlicher Tiefe, und deren Gesetz ist, daß das Böse, welches nicht mit der ganzen Kraft des weltüberwindenden Glaubens bekämpft wird, in unheimlich steigendem Verhältniß sich verfestet.

Am 31. Mai 1880 erscheint in der Conferenz ein Antrag: „Den Beschluß vom Jahre 1874 als erledigt anzusehen und demselben keine weitere Folge zu geben." Der Referent in dieser Angelegenheit, Geheimrath Dr. Dove, der vornehmste Begründer und Beförderer jenes Beschlusses vom Jahre 1874, unterstützt den neuen Gegenantrag mit der ausdrücklichen Motivirung: „Da der Beschluß den Austritt einiger Kirchenregierungen zur Folge gehabt, müsse behufs Wiedereintritts die Behebung des Hindernisses gewünscht werden." Der Vertreter des preußischen Kirchenregiments, welcher von allem Anfang her die Sache principiell betrieben hatte, ist jetzt 1880 für Aufhebung des Beschlusses vom Jahre 1874, und der sächsische Oberhofprediger bemerkt: „er lege mehr Gewicht auf die Vertretung aller Kirchenregierungen in der Conferenz, als auf die Vermehrung der Mitglieder derselben durch Synodale." Das Princip, welches dem Beschluß vom Jahre 1874 zu Grunde liegt, wird durch den Beschluß vom 30. Mai 1880 (Allg. Kirchenblatt 1880, 405—407) aufgegeben und höchstens wird ihm zum Abschied ein schmerzliches Bedauern gewidmet. Der Berichterstatter, Oberconsistorialrath Schmidt, sagt: „Nicht ohne Ueberwindung wichtiger Bedenken ist von dem früheren Beschluß Abstand genommen" (Allgemeines Kirchenblatt 1881 S. 399). Und welches ist der Preis, den man durch diesen theuren Einsatz erzielen will? Der Preis ist die Wiedergewinnung Kliefoth's. Daß es vorzugsweise um den Wiedereintritt Kliefoth's zu thun war, zeigt die weitere Geschichte. Baiern, welches auch ausgetreten war, nahm nach dem Beschluß von 1880 an der Conferenz 1882 wiederum Theil, dagegen fehlt Mecklenburg-Schwerin 1882, wie seit 1874. Kliefoth erklärte nämlich, daß er durch die Aufhebung des Beschlusses vom Jahre 1874 noch nicht befriedigt sei, er verlange eine strengere Berücksichtigung der confessionellen Geschiedenheit. Der Vicepräsident

Schmidt, welcher im Namen des Conferenzvorstandes mit Kliefoth die Verhandlung führte, suchte ihn wegen seiner confessionellen Bedenken zu beruhigen und machte ihm bemerklich, daß die Conferenz ihrem Wunsch nach Wiedervereinigung mit ihm durch ihren Beschluß von 1880 „einen sehr unzweideutigen Ausdruck gegeben habe." Nachdem sodann am 10. Juni 1882 auf Antrag des Geheimrath von Berlepsch durch eine Resolution nochmals dem einmüthigen Wunsch nach Wiedereintritt von Mecklenburg-Schwerin einstimmiger Ausdruck gegeben war, finden wir in dem Verzeichniß der Mitglieder in der Conferenz des Jahres 1884 an gewohnter Stelle den Geh. Oberkirchenrath Kliefoth!

Im Jahre 1852 nahmen die Kirchenregimentsconferenzen in Eisenach ihren Anfang, und dieser Anfang war gleich bezeichnet mit einer übertriebenen Huldigung, welche die Conferenz dem praktischen Talente Kliefoth's darbrachte. Ich habe es sofort ganz deutlich erfahren, daß diese übertriebene Huldigung auf Kliefoth's Gesinnung einen verderblichen Einfluß übte. Inzwischen ist ein Menschenalter vergangen, von dem die Kirchengeschichte manche kirchliche Aergernisse berichten wird, die Kliefoth's Namen tragen. Trotzdem finden wir, daß die Eisenacher Conferenz im Jahre 1882 eine einmüthige Liebeswerbung anstellt, um Kliefoth's Zorn zu versöhnen und für den Wiedereintritt Kliefoth's das Opfer einer besseren principiellen Ueberzeugung darbringt. Anstatt also, daß diese Conferenz, wie ich sie im Jahre 1861 mit Berufung auf Offenb. III, 2: „Stärke das Andere, das sterben will," angesprochen habe, der mecklenburgischen Kirchennoth in ihren Anfängen aufzuhelfen sich anschicken sollte, hat sie im Jahre 1882 den Haupturheber dieser Kirchennoth in seiner gefährlichen Selbstüberschätzung mehr wie jemals bestärkt. Es ist gekommen, wie ich im Jahre 1858 mahnend und warnend vorhergesagt.

Man wollte meine Behauptung von dem Vorhandensein einer kirchlichen Krisis sofort im Keim ersticken und vernichten. Neue mecklenburgische Pastoren traten auf mit einem öffentlichen Protest gegen meine Klagen und Befürchtungen und sprachen ihre Ueberzeugung dahin aus, daß in der mecklenburgischen Landeskirche Alles mit Einschluß „der neuesten Ereignisse" in guter Ordnung und heilsamer Entwickelung begriffen sei. So weit ging der Muth

dieser Neun nicht, die „neuesten Ereignisse," das Consistorialerachten, die Brandmarkung eines rechtgläubigen Theologen wegen aggressiver und fundamentaler Häresie und Staatsgefährlichkeit ohne alles rechtliches Gehör, mit ihren wahren Namen zu nennen. Nur zwölf aus der Zahl der mecklenburgischen Geistlichkeit stimmten jenem Zeugniß der Neun zu, dagegen verhielten sich die übrigen 314 der mecklenburgischen Geistlichkeit stillschweigend. Also im Jahre 1858 zählte die Anhängerschaft Kliefoth's in der mecklenburgischen Geistlichkeit 21 Mann, aber auch diese hatten nicht soviel Muth, das dem deutschen Protestantismus empörende Hauptärgerniß Kliefoth's mit seinem rechten Namen zu bezeichnen. Die 314 wagten nicht, sich als Anhänger des Kliefoth'schen Kirchenregiments zu bekennen. Ich schrieb am 4. August 1858: „Gott der Herr gebe uns Allen erleuchtete Augen und reine Herzen, daß wir seine heilige und selige Wahrheit schauen und ihr anhangen allein und unverändert." An diesem ernsten und ringenden Gebet hat man es in Mecklenburg fehlen lassen. Als die 314 immer deutlicher erkannten, daß die höchste Macht mit ihren Organen und Mitteln aufgeboten wurde, das Consistorialerachten zu schützen und zu fördern, erschraken sie, und anstatt die Werke der Ungerechtigkeit im Heiligthum mit lutherischem Muthe zu bekämpfen, verdunkelte sich ihnen die Wahrheit mehr und mehr, und sie gewöhnten sich allmählich, einen Kirchenzustand, den man, nachdem man Wahrheit und Gerechtigkeit mit Gewalt unterdrückt, mit Locken und Schrecken auferbaut, als eine Gottesordnung anzuschauen.

So ist es möglich geworden, daß am 1. Mai 1883, in dem Jahre des Lutherfestes, das 50jährige Dienstjubiläum des Geh. Oberkirchenraths Dr. Kliefoth mit der lautesten Bezeugung der unbedingtesten Anerkennung und Verehrung von Seiten der Repräsentanten der mecklenburgischen Landeskirche gefeiert worden ist. Im Namen der Superintendenten sprach der Superintendent Scheven: „Wir danken Gott, der Sie, theurer Herr Oberkirchenrath, zu einer Säule in seiner Kirche gesetzt hat, der Ihnen den hellen Geist, das klare Auge, das feste Herz gab, nicht bloß, wenn das Schiff ruhige Fahrt hatte, sondern auch, wenn es von Wellen bedeckt war." Im Namen der Geistlichkeit sprach Präpositus Müller: „Seit 30 Jahren ist mancher Sturm über unsere Kirche dahin-

gebraust; wenn sie bis heute alle überdauert hat und unversehrt geblieben ist, so verdanken wir das, nächst der Gnade Gottes, Ihnen, der Sie die Gefahren rechtzeitig erkannten, ihnen entgegentraten und sie überwinden durften." Die theologische Facultät zu Rostock widmete dem Jubilar eine Votivtafel mit lateinischer Inschrift. Hier wird derselbe verherrlicht und gefeiert als furchtloser Bekenner, der nicht bloß den Haß des Lutherthums, sondern auch die Schmach Jesu Christi getragen; jetzt aber wird er anerkannt als „der hochverdiente Wiederhersteller der göttlichen Wahrheit und des wachsenden christlichen Lebens in unserer Kirche." Auf daß das Jota ein Punktum bekomme, ist Dr. Kliefoth jüngst Vorsitzender des Oberkirchenraths geworden, und ist somit nach dem neuesten Kirchenstil das oberste Kirchenregiment „hirtenamtlich" besetzt, und während bisher der Vorsitzende aus dem Laienstande Director hieß, wird der Vorsitzende aus dem geistlichen Stande Präsident genannt. Ich lese diese Verherrlichung und diese hohen Lobreden auf Kliefoth mit voller Seelenruhe. Ich weiß sehr wohl, daß in manchen Stellen dieser Lobreden zwischen den Zeilen mein Name zu lesen ist. In der Kirche Kliefoth's wird mein Name beharrlich verschwiegen, denn Kliefoth hat erklärt, „er möge meinen Namen nicht auf seine Lippen nehmen" (Sellin: zur Enthüllung des mecklenburgischen Papstthums, S. 36). In dem Gebiet, in welchem Kliefoth herrscht, werde ich behandelt, als wäre ich schon todt oder eigentlich, als hätte ich nie existirt. Nun, ich weiß, daß der, dem ich diene, dafür sorgen wird, daß sie meinen Namen nicht werden auslöschen können.

Diese enthusiastische Jubiläumsfeier Kliefoth's war eine Nothwendigkeit, nachdem diejenigen, welche berufen waren, der Verleumdung Krabbe's und der Gewaltthat Kliefoth's freimüthig entgegen zu treten, sich immer mehr feige verkrochen. So mußte sich erfüllen, was ich im Jahre 1858 vorausgesagt, und diese Jubiläumsacten vom 1. Mai 1883 sind eine Bestätigung meiner Schrift über die mecklenburgische Kirchenkrisis vom Jahre 1858. Daß aber diese Verherrlichung des durch und durch unlutherischen Mannes in das Jubeljahr Luther's gefallen, ist ein göttliches Verhängniß, dessen Sinn eine spätere Zeit offenbaren wird.

XLVII. Die Universität Rostock im Niedergang.

Was Ignaz von Döllinger am 25. Febr. 1881 gesagt, ist nach 5 Jahren noch gewichtiger geworden. Döllinger eröffnete seine Rede „über die Juden in Europa“ mit folgenden, einer Wiederholung werthen Worten: „In unseren Tagen darf die Wissenschaft nicht sich selbst genügsam vom großen Markt des Lebens fern halten, vielmehr hat sie die stärksten Gründe, sich mit ihren besten Früchten an der Lösung der unserer Zeit und Nation gestellten Aufgaben zu betheiligen.“ Billigerweise hätte die Encyklica Leo XIII. vom 4. Mai 1879, welche den im Jahre 1274 verstorbenen Dominikaner zum allgemeinen und obersten Lehrer der gesammten Christenheit einsetzte, die deutschen Universitäten aus ihrem Stillleben aufrütteln sollen, um auf offenem Plan die Ehre und Würde der deutschen Wissenschaft gegen die Gefahr des Aberglaubens zum Heile unserer Nation in Schutz zu nehmen. Die Encyklica „Aeterni patris“ hat diese Wirkung nicht gehabt. Keine deutsche Universität ist aber so nachdrücklich darauf angewiesen, sich um eine nächstliegende Aufgabe des öffentlichen Lebens ernstlich zu bemühen, wie die Universität Rostock. Vor 28 Jahren hat eine Invasion offenbarer Gesetzwidrigkeit, Willkür und Gewalt in das innerste Wesen und Leben dieser Landesuniversität stattgefunden. Man sollte denken, ein solcher Eingriff müßte den letzten Blutstropfen einer so hohen und freigeborenen Institution in gewaltige Bewegung setzen. Dazu kamen nun ernst mahnende Stimmen aus den akademischen Kreisen von Theologen, Juristen und Philosophen, sowie aus den Kreisen der Geistlichen und Gemeinden. Die von dem Act der Gewalt betroffene Universität blieb still und stumm wie ein Leichnam. Jetzt nahte das Lutherfest, und ich dachte, das ist eine heilige Posaune, die kann Todte auferwecken. Ich wandte mich am 12. März 1883 an diese lutherische Universität und erklärte: „Eine Corporation hat nur dann wirkliches Leben, wenn sie, falls ihr ein Glied abgeschnitten wird, mindestens den Naturlaut des Schmerzes hören läßt. Auf dieses Lebenszeichen habe ich jetzt 25 Jahre lang vergebens gewartet. Angesichts des Luther-

festes ist es Aufgabe dieser Universität, ihr ganzes Ansehen aufzubieten, damit das Unrecht nunmehr gesühnt werde." Darauf erfolgte am 19. Juli 1883 die Antwort: „Was die Professoren vor 25 Jahren gethan, haben wir nicht zu entscheiden; auf keinen Fall haben die jetzigen Mitglieder des Concils weder Recht, noch Pflicht zu einer Einmischung in Ihre so betrübende Angelegenheit." War das ein Lebenszeichen oder ein Verwesungszeichen? Nur das Eine erreichte ich, daß die Universität, wie ich gemahnt hatte, nicht wagte, ohne endlich mit dem tödtlichen Aergerniß Ernst gemacht zu haben, das Lutherfest zu feiern. Zum unauslöschlichen Gedächtniß für kommende Zeiten hüllte diese Universität in den Stunden, in denen die ganze Stadt für Luther erleuchtet war, sich in „einen dunklen Fleck". Die Universität scheint zu denken, daß dieser dunkle Fleck seine schmachvolle Schwärze allmählich verlieren wird. Das ist ein großer Irrthum; dort oben waltet ein ungeschriebenes Gesetz, nach demselben wird dieser Lehrkörper zu einem wahrhaften geistigen Gedeihen nicht eher gelangen, als bis er wegen dieses Dunkelmals aufrichtige Buße gethan hat. Was hilft alles Wissen in der „multiplex doctrina"[1], wenn die eine Wahrheit Noth leidet, die „una veritas", aus deren Himmelsquelle die Jugend wahre Begeisterung, mannhaften Muth, strenge Selbstverleugnung und unbeugsame Charakterstärke trinken soll?

Ich habe nicht gefunden, daß die Universität Rostock sich an dem Kliefothfeste am 1. Mai 1883 betheiligt hat. Das kann nicht ohne bestimmte Absicht geschehen sein. Darf ich so frei sein, zu vermuthen, daß dieselbe Enthaltsamkeit nicht ohne den frischen Eindruck meines Schreibens vom 12. März 1883 zu Stande gekommen ist? Jedenfalls muß ich annehmen, daß die Universität ein Gefühl hat von einem gewissen Mißverhältniß ihrer hohen Berufung zu dem Kirchenregimente Kliefoth's. Aber durch den Glanz der Abwesenheit am Kliefothfeste wird Nichts geschafft; die Universität soll sich nicht bloß nicht beugen vor dem Nimbus eines protestantischen Papstthums, sondern sie soll im Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Würde und Freiheit dieses papistische Kirchen-

---

[1] Die Inschrift des neuen Universitätsgebäudes lautet: „doctrina multiplex, una veritas."

regiment offen bekämpfen und Land und Volk in Schutz nehmen gegen die Gefahren einer solchen Verfinsterung. Wenn die Universität nicht diese ihre Pflicht erfüllt, muß sie nach dem Gesetz der sittlichen Weltordnung in ihrem Niedergang immer tiefer sinken.

So lange ich athme und meine Hand die Feder rühren kann, gedenke ich dieser öffentlichen Versäumnisse, und wenn sich eine Gelegenheit bietet, zu Worte zu kommen, da ergreife ich diese Gelegenheit, ob ich Etwas thun kann, um die, welche es vornehmlich angehet, zur Selbstbesinnung zu bringen, ehe es zu spät sein wird. Am 11. März 1884 schrieb ich in einer öffentlichen Appellation an die Universität Rostock: „Am heutigen Tage vor einem Jahre habe ich der verehrlichen Universitätscorporation eine pflichtmäßige Erklärung überreicht, in Folge von welcher ich glaubte, auf ein pflichtmäßiges Handeln von Seiten der Universität hoffen zu dürfen. Meine Hoffnung wurde durch das Schreiben der Universität vom 19. Juli 1883 vernichtet. Es war mir zwar ein Leichtes, den Standpunkt, den das bezeichnete Schreiben vertrat und gegen mich geltend machte, als unhaltbar nachzuweisen. Auf meine desfallsige Entgegnung vom 11. August 1883 hat die Universität Nichts von sich hören lassen. Am 1. März 1884 war ein neuer Rector gewählt, welcher am 1. Juli 1884, nach § 45 der Statuten der Universität vor Antritt seines Amtes folgenden körperlich abzuleistenden Eid zu schwören hatte: „Ich gelobe und schwöre, daß ich das Ansehen, die Rechte und die Freiheiten der Universität mit äußerstem Vermögen vertheidigen und erhalten, und beflissen sein will, daß das Beste der Universität und des ganzen Landes durch die Universität befördert werde, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum." Ich habe sodann in meiner öffentlichen Apellation den himmelschreienden Widerspruch zwischen dem Inhalt dieses Verheißungseides im Namen Gottes und Jesu Christi und den nunmehr seit 28 Jahren vorhandenen Thatbestand der Universität Rostock nachgewiesen. „Das Ansehen der Universität soll mit äußerstem Vermögen vertheidigt werden." Die Universität muß vor den Augen der umgebenden Bürgerschaft, des mecklenburgischen Volkes, vor Allem der studirenden Jugend dastehen als die in das ganze Land hineinleuchtende Burg zur furchtlosen Vertheidigung „alles Wahren, Guten und Schönen" (Statut § 1) wider die mäch-

tigen Feinde des Lichtes und der Freiheit. Wenn nun aber in den Stunden, in welchen die ganze Stadt, ja die ganze protestantische Christenheit einem heroischen Kämpfer für die höchsten Ideale der Menschheit in hellem Jubel huldigt, diese Universität, die hohe Leuchte des Geistes, sich in einen „dunklen Fleck" verwandelt, dann ist das Ansehen dieser Universität nicht bloß geschädigt, es ist zu Boden gestürzt und kann weder durch Reden, noch durch Verstummen wieder aufgerichtet werden, sondern nur durch mannhafte That." Der Rector schwört ferner, die Rechte der Universität mit äußerstem Vermögen vertheidigen zu wollen. Nun haben zwei berühmte positiv gläubige Kanonisten, der Präsident E. Herrmann und der Professor Dr. v. Scheurl, in öffentlichen Gutachten behauptet und bewiesen, daß in dem Verfahren wider mich das Recht gebrochen ist. Aber viel schlimmer noch steht die Sache. Ich bin sehr bescheiden, ich bin zufrieden mit dem Nothrecht der Verbrecher. Mein Fall heißt Verdammung ohne Gehör und Vertheidigung. Wenn nun an einer Universität dieses Nothrecht der Verbrecher bald ein Menschenalter vergebens angerufen wird, dann stellt sich eine solche Universität hin als einen Ort, der absolutistische und hierarchische Willkür und Gewalt förmlich einladet. Von Rechten kann gar nicht mehr die Rede sein, wo der Umsturz des Grundrechtes eine langjährige Gewohnheit geworden ist.

Die Freiheiten der Universität sollen mit äußerstem Vermögen vertheidigt werden. Ich bin von Jugend auf ein Mensch der strictesten Observanz in allen menschlichen und göttlichen Ordnungen, ich begehre keine andere Freiheit, als die Freiheit des Christenmenschen. Eine protestantische Universität, welche diese Freiheit nicht schützt und vertheidigt, trägt das Malzeichen des Rückfalls in papistische Finsterniß und Knechtschaft.

Seit 28 Jahren ist der Thatbestand an dieser Universität der Ruin des Ansehens, der Rechte, der Freiheiten, und seit 28 Jahren geht der Rector magnificus über diesen Ruin hinweg und rührt trotz seines hochheiligen Eides keinen Finger, um an der Stätte dieses Ruins rechtschaffene Ordnung ins Dasein zu setzen.

Seit lange ist die Welt angefüllt von Klagen über die massenhafte Entheiligung des Eides. Und meistens richtet man diese Klagen gegen die Volksschulen. Was soll man aber sagen, wenn

an dem Sitz der höchsten Intelligenz des Landes alle Jahre seit 1858 ein feierlicher Eid geschworen wird, mit dessen Inhalt das Verhalten des Schwörenden in offenbarem Widerspruch steht? Ich habe sodann in einer fortgesetzten öffentlichen Apellation an die Universität Rostock unter dem 23. April 1884 mich an den Herrn Professor Dr. S. Schulze gewendet. Dieser Herr ist der Nachfolger des Consistorialraths Krabbe und scheint sich deshalb für verpflichtet zu halten, das Consistorialerachten sammt Allem, was damit zusammenhängt, zu rechtfertigen. Er hat im Jahre 1883 eine Schrift zur Verherrlichung des am 29. August 1882 verstorbenen Professors Philippi veröffentlicht. Philippi war in Berlin mein vertrauter Freund, ist aber in Rostock als mein College im Bündniß mit den Mächtigen mein geheimer Feind geworden, und mit vollem Recht hält die öffentliche Meinung in Rostock ihn für den geheimen Anstifter der wider mich erhobenen Verfolgung. Nun hat der Professor Schulze die dreiste Stirn, während ich noch lebe und mit ihm in einer Stadt wohne, den ganzen Hergang der mir widerfahrenen Mißhandlung zur Verherrlichung Philippi's auf die handgreiflichste Weise zu entstellen. In meiner Schrift: „Das Lutherfest in der mecklenburgisch-schwerinischen Landeskirche. 1883, S. 40—60" habe ich durch Thatsachen und urkundlich nachgewiesen, daß der Mann mit Unwahrheiten umgeht. Ich schrieb darauf am 23. April 1884: „Es ist inzwischen ein halbes Jahr vergangen, und ich habe nicht gefunden, daß dieser hochwürdige Herr auf meine Einrede geantwortet hat." „Der Professor Schulze ist verpflichtet, entweder die Beweiskraft der von mir gegen ihn dargelegten Thatsachen zu vernichten, oder seine Entstellungen öffentlich zu widerrufen; und es ist die Aufgabe der Universität Rostock, darauf gewissenhaft zu achten, wie das genannte Mitglied dieser Corporation sich in dieser, das Ansehen und die Ehre der Universität betreffenden Streitsache verhalten wird." Seitdem sind nächstens zwei Jahre ins Land gegangen und Alles ist still und stumm geblieben. Dieser Theologe hält theologische Vorlesungen, schreibt theologische Bücher, und daneben läßt er die öffentliche erhobene Anklage einer Entstellung auf sich sitzen. In einem solchen Theologen muß das Gewissen schlafen. Aber welch' eine Tiefe des Verfalles dieser landesakademischen Vertretung der „una veri-

tas“ kommt dabei zum Vorschein! Wie krank muß eine Corporation sein, die ein Mitglied mit solchem öffentlichen Makel ruhig in ihrer Mitte stillschweigend duldet! Und wo ist der jugendliche Freiheits- und Wahrheits-Geist der Studenten? Wenn ich mich in meine Universitätszeit zurück versetze und mir vergegenwärtige, daß ein Professor eine solche öffentliche Rüge auf sich geladen, dann kann ich mit Sicherheit sagen, daß wir, ich mit meinen befreundeten Commilitonen, uns nicht beruhigt hätten, wir würden uns persönlich an einen solchen Mann gewandt haben, und wenn er uns in einer solchen Angelegenheit der öffentlichen Moral nicht befriedigt hätte, wir würden uns für verpflichtet gehalten haben, bei einem solchen arg bescholtenen Lehrer keine Vorlesung zu hören. Aber die Rostocker Studentenschaft, welche gleich nach dem 12. Januar 1858 durch eine feierliche Deputation mir ihre Verehrung aussprach, geht jetzt über dieses Aergerniß der öffentlichen Moral sicco pede hinweg.

Ich bin aber noch immer der Meinung, daß jener Satz in dem Schreiben der Universität an mich: „Sie haben durch den Eid auf die in Ihrer Bestallung bestimmt und detaillirt bezeichneten Bekenntnißschriften sich gebunden und der vollen Lehrfreiheit auf theologischem Gebiet freiwillig entäußert" ein handgreifliches Symptom der inneren Auflösung dieser Universität bedeutet. Denn die Universität bezeichnet mit diesem Satze die durch den confessionellen Eid gebundene theologische Facultät als ein krankes Glied an diesem Lehrkörper, und die vier Mitglieder der theologischen Facultät, Bachmann, Dieckhof, Schulze und Nösgen, haben diese die theologische Facultät verunglimpfende, im Namen der Universität erlassene Aussage sich gefallen lassen und auch später gegen dieselbe nicht protestirt. Wer freiwillig sich in Knechtschaft begiebt, dem wurde nach dem mosaischen Gesetz im Heiligthum ein Pfriemen durch das Ohr gebohrt. Diese Verunglimpfung legt die Universität Rostock auf alle Rostocker Theologen. Ich wiederhole, was ich in meiner an die Universität gerichteten Antwort vom 1. August 1883 geschrieben habe: „Sie drücken mit Ihrer Behauptung sämmtlichen Rostocker Theologen von David Chyträus an bis an den soeben an Philippi's Stelle eingetretenen Professor das Brandmal der

Geistesknechtschaft auf! Denn ein Theologe, der sich der vollen Lehrfreiheit mit Wissen und Willen entäußert, ist kein Protestant mehr, sondern ein der papistischen Geistesknechtschaft verfallener Apostat." Denn Lehrfreiheit ist entweder ganz und voll, oder gar nicht. Es scheint aber, als ob die jetzigen Theologen an der Universität Rostock das mit dem Pfriemen durchbohrte Ohr nicht für eine Unzierde, sondern für einen Körperschmuck halten.

Eine eigenthümliche und für mich höchst tröstliche Beleuchtung hat dieser Niedergang der Universität Rostock durch ein Actenstück der philosophischen Facultät in Kiel erhalten. Die genannte Facultät hat am 20. Mai 1885 meine in Kiel am 20. Mai 1835 geschehene Promotion zum Doctor der Philosophie durch Erneuerung des Diploms in Erinnerung gebracht. Das erneuerte Diplom lautet:

„Dem 50jährigen Doctor der Philosophie, dem Doctor der Theologie, einst Professor derselben an der Universität Rostock, dem Theologen, der nicht bloß in der semitischen, sondern auch in den arischen Sprachen gründlich bewandert ist, dem erfahrenen, fruchtbaren, sorgfältigen Erforscher der biblischen Schriften, dem scharfsinnigen und geistesverwandten Ausleger des Geistes und des Gottvertrauens der Propheten, dem früheren Lehrer, der durch Wissenschaft und Begeisterung die Gemüther der Zuhörer in Bewegung setzte, dem Pastor, dem seine Gemeinde als Führer und Freund zugethan war, dem Staatsbürger, der die Rechte der Schleswig-Holsteiner, als dieselben von dem Feinde des Vaterlandes verachtet worden, unter Hintansetzung des eigenen Interesses mit lauter Stimme vertheidigte, der sein ganzes Leben lang ein wachsamer und tapferer, ein scharfer und beredter Vertheidiger der Gewissensfreiheit gewesen, ohne den Andersdenkenden die schuldige Gerechtigkeit zu versagen, dem Manne, der in Widerwärtigkeiten treu, fest und getragen von Hoffnung geblieben ist und wegen seiner geistigen Begabung sowohl wie wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung sich auch den Gegnern bewährt hat, —

widmet dieses Diplom der Dekan der philosophischen Facultät zu Kiel."

Meine Antwort auf diese mich freudig überraschende Ehrenerklärung war folgende:

Hochverehrter Herr Dekan!

„Durch Ihre ehrenvolle Zusendung haben Sie mir eine hohe Ehre und große Freude bereitet. Ich muß mich bescheiden, in den höchst ehrenvollen Prädicaten, mit welchen das übersandte Diplom mein öffentliches Wirken und Verhalten auszeichnet, mehr das zu erkennen, was ich erstrebte, als was ich erreichte. Ich darf aber vor Ihnen aussprechen, daß die theilweise Ueberschwänglichkeit dieser Prädicate mich um deßwillen nicht stört, weil das Maaß der Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit, das über mich und die Meinigen seit 28 Jahren ausgeschüttet wird, alle Grenzen übersteigt. Die meiste Freude macht mir Ihr Prädicat, spe elatus (von Hoffnung getragen). Denn was mich und die Meinen aufrecht hält, das ist die Hoffnung, die Hoffnung, daß das Todesurtheil, welches in der Kanzlei Gottes dem Reich der Lüge gesprochen ist, unaufhaltsam seinem Vollzug entgegengeführt wird.

Eine ganz besonders mich erfreuende Zugabe ist der Umstand, daß mir diese ehrenvolle Anerkennung zu Theil wird aus meinem geliebten schleswig-holsteinischen Heimathlande. Mit dem innigsten Dank für Ihre in dieser für mich so erfreulichen Angelegenheit verbinde ich die ergebenste Bitte, der gesammten hochverehrlichen philosophischen Facultät, in welcher ich die Nachfolger meiner unvergeßlichen Lehrer Gregor Nitzsch und Justus Olshausen begrüße, meinen tiefgefühlten Dank dafür auszusprechen, daß sie sich jenes Actes habe erinnern wollen, mit welchem die beiden genannten Gelehrten dem Abschluß meines ersten wissenschaftlichen Cursus ihre öffentliche Bestätigung ertheilt haben."

Es sei mir gestattet, auf einige auffallende Widersprüche hinzuweisen, welche zwischen diesem Urtheil der philosophischen Facultät in Kiel und dem Verhalten der Universität Rostock mir gegenüber stattfinden. Jene Facultät bezeichnet mich als einen lebenslänglichen Kämpfer für Gewissensfreiheit, die Universität Rostock dagegen erklärt mich für einen Theologen, der seine Freiheit an einen Buchstaben verkauft hat; das Kieler Diplom rühmt meine Betheiligung an der vaterländischen Sache, das aus der

Mitte der Universität Rostock hervorgegangene Consistorialerachten verflucht diese meine Betheiligung als Vertheidigung des blutigen Aufruhrs gegen die rechtmäßige Obrigkeit; das genannte Diplom lobt mein Verständniß der Propheten, hier dagegen gelte ich als ein staatsgefährlicher Häresiarch; das Diplom behauptet, daß ich auch den Gegnern die Lauterkeit meiner Gesinnung bewährt habe, das Consistorialerachten verdammt mich wegen der baaren Teufelei eines ungescheuten und geflissentlichen Eidbruchs. Seit vielen Jahren hat kein Professor der hiesigen Universität den Muth, meine Schwelle zu betreten. Der falschen Höhe Kliefoth's entspricht genau die Tiefe der Feigheit, welche sich hier in der mecklenburgischen Hochschule eingelebt hat.

Ich habe in meiner Schrift: „Der dunkle Fleck in der Lutherfeier zu Rostock 1883" am Schluß unter Anderem Folgendes gesagt: „Der moralische Stand der Landesuniversität ist eine Sache, die jeden Mecklenburger wesentlich angeht. Die Universität soll nicht bloß Kenntnisse mittheilen, sondern auch den Charakter der akademischen Jugend ausbilden. Diese akademische Jugend soll nächstens das Recht verwalten, Land und Leute regieren, die Schulen leiten und beaufsichtigen, für Wohlfahrt und Gesundheit des Volkes sorgen und den unsterblichen Seelen das Heil verkündigen. Da nun die Universität, was sie nicht selber hat, auch nicht mittheilen kann, so muß die moralische Integrität der Universität eine unantastbare Thatsache sein. Diese moralische Integrität der Universität Rostock ist, so lange das Consistorialerachten in Geltung ist, offenbar gebrochen. Fünfundzwanzig Jahre hatte ich meine Mahnung direct und indirect an das Gewissen dieses Lehrkörpers gerichtet. Durch den Widerstand gegen die 25jährige Mahnung hat sich im Innern der akademischen Corporation eine Finsterniß verdichtet, und diese innere Finsterniß ist es, welche in jenem dunklen Fleck hervorbricht. Es ist ein Gottesgericht, daß diese Universität vor den Augen der untersten Volksschichten wie vor den Augen der höchsten Auctorität diese öffentliche Schmach jenes dunklen Fleckes hat auf sich laden müssen. Die Thatsache dieser Schmach treibt durch die Kraft einer immanenten Dialektik vorwärts bis zum Ende. Die Erinnerung an den dunklen Fleck bleibt

im Gedächtniß Rostocks und Mecklenburgs, sie bleibt und haftet aber auch mit lebendiger Wirkung im Gewissen der Herren Professoren, wenn sie ihren Lehrstuhl besteigen, wenn sie im Concilzimmer die Angelegenheiten der Universität berathen, wenn sie den Schwur ihres Rectors anhören. Darum darf, kann und wird das Ende kein anderes sein, als daß diese Universität sich endlich ermannt, endlich ihr pflichtmäßiges Wort mit ganzem Nachdruck zu sprechen und jenen dunklen Fleck durch eine nachgeholte feierliche Illumination auszutilgen. Luther schreibt: „Drehet euch, wie ihr wollt, die Person wird euch nichts helfen, wenn euch das Recht verdammt, und wenn ihr 100 000 Kaiser und Päpste für euch hättet." Und im Worte Gottes steht geschrieben: „Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle frommen Herzen zufallen." —

XLVIII. Der mecklenburgische Protestantismus im Bann.

Als gleich nach dem 12. Januar 1858 die akademische Jugend der vier Facultäten mir eine feierliche Ovation darbrachten, dankte ich ihnen und sagte: es wäre ein Vorzug des jugendlichen Geistes, das Unrecht mit besonderer Lebhaftigkeit zu empfinden und diesem Gefühl raschen und frischen Ausdruck zu geben; sie möchten aber beherzigen, daß das, was geschehen, das ernste Symptom eines sehr kranken Zustandes sei, sie möchten sich also rüsten auf einen beharrlichen und tapferen Widerstand, denn nur von einem solchen sei der Sieg zu erwarten.

Jetzt sind 30 Jahre ins Land gegangen; das scheinheilige, sündenvolle Unrecht ist dasselbe noch heute wie im Anfang der Krisis, und ich empfinde es ebenso lebhaft, wie am ersten Tage, am 12. Januar 1858. Und der Widerstand des Protestantismus gegen die papistische Gewaltthat, ich muß es zugeben, dieser Widerstand ist von der Bildfläche der mecklenburgischen Gegenwart ver-

schwunden. Der Protestantismus hat einst dadurch eine Kirche gegründet, daß er im festen Glauben an den lebendigen Gott den höchsten Gewalten der Welt, dem Papstthum und Kaiserthum, unbeugsamen Widerstand leistete. Wenn nun der Protestantismus, wie es hier geschehen ist, auf dem Wege der Gewalt zu Boden gestürzt wird, so kann er nur durch dieselbe Kraft, welcher er seinen Ursprung verdankt, wieder aufgerichtet und erhalten werden. Kliefoth sagte im Jahre 1856: „Man wird sich durch das Geschrei von ganz Deutschland nicht irre machen lassen," und allerdings, das Wort ist bis dahin in Schwerin wahr gemacht. Ich habe am 2. Juni 1884 an meinen neuen Landesherrn Großherzog Friedrich Franz III. ein Schreiben gerichtet mit der unterthänigsten Bitte, daß meinem Nothschrei um das verletzte menschliche Recht auf dem mecklenburgischen Grund und Boden endlich Gehör gegeben werden möge. Ich habe hinzugefügt: „Meines Bleibens ist nicht lange mehr, aber es ist ein gerechtes Verlangen, daß, ehe ich scheide, mindestens zur Genugthuung meiner Tochter, welche seit 26 Jahren unter dem Druck der öffentlichen Ungerechtigkeit und Gewalt Unsägliches erlitten, meines ehrlichen und christlichen Namens officielle Brandmarkung öffentlich getilgt werde." Ich habe auf dieses Schreiben eine Antwort nicht erhalten.

Wie Wall und Mauer steht das Consistorialerachten unter dem Schutz des Großherzoglichen Rescripts, und was man dagegen redet und schreibt, thut und leidet, es ist vergebens, denn es sind immer nicht die Posaunen von Jericho. Der protestantische Widerstand mußte sich im Glauben an Gott durchsetzen und die papistische Gewalt überwinden, oder, wenn er diese Kraft nicht besaß, mußte er dem Papismus weichen und in sein Gegentheil verkehret werden. Man hat mir so oft vorgeworfen, daß mein Kampf einen persönlichen Charakter habe. Aber ich kämpfe für mein persönliches Recht immer nur so, insofern in meinem persönlichen Recht die Sache des Protestantismus und der Kirche beschlossen ist. Daß das nicht eine Ausrede ist, zeigt sich am deutlichsten darin, daß diejenigen, welche den Beruf haben, sich des in mir verletzten Rechtes anzunehmen, sich dieser Pflicht entziehen oder jedenfalls nicht genügen, sodann aber in demselben Maße genöthigt werden, schließlich der Ungerechtigkeit Dienste zu leisten. Diesen tragischen

Proceß, der in der sittlichen Weltordnung Gottes begründet ist, habe ich in diesen schweren Jahren in unzähligen Fällen und Gestalten in unmittelbarster Nähe anschauen müssen. Dadurch, daß ich auf meinem Posten beharre, kommt erst die ganze Tiefe der Gewaltthat am 12. Januar 1858 zum Vorschein, und an Hülfe in der Kirchennoth ist nicht eher zu denken, als bis die ganze Tiefe der Verderbniß empfunden und durch sühnende Buße erschöpft wird.

Es gehört zur inneren Geschichte meines Kampfes, einzelne Züge dieser betrübenden Erfahrung zu vergegenwärtigen. Zwei Rostocker Pastoren waren einst meine Schüler, sie wurden unter der Mitwirkung meiner Empfehlung gewählt, sie wandten sich beim Eintritt in ihr Amt vertrauensvoll an mich und baten mich mit bewegtem Herzen und unter Thränen um meinen Beistand in ihrem schweren Amt. Sehr gerne sagte ich ihnen meinen Beistand zu, machte sie aber von vornherein aufmerksam auf die Gefahren und Versuchungen, welche in der landeskirchlichen Lage enthalten seien; dabei konnte ich ihnen eine schöne gesegnete Wirksamkeit in Aussicht stellen, wenn sie Festigkeit des Herzens bewahren würden. Ich besuchte regelmäßig ihre Predigten, mit Einem von ihnen ging ich auf seine Bitte die gehörten Predigten durch und hatte außerdem mit ihm exegetische Unterhaltungen. Was geschah? Nicht lange nach diesen erfreulichen Anfängen wurden die Predigten zuerst des Einen, dann des Anderen von Sonntag zu Sonntag geist- und schriftloser, phrasen- und salbungsreicher. Inzwischen verhandelte ich mit dem Rostocker geistlichen Ministerium, dem pastoralen Collegium für die Rostocker Gesammtgemeinde, über meine Zulassung zum heiligen Abendmahl. Mir war durch das Erachten des Consistoriums, des kirchlichen Lehrgerichts, das Christenthum öffentlich abgesprochen. Mein Gang zur heiligen Communion hatte nur dann kirchliche und christliche Wahrheit, wenn das Ministerium oder jedenfalls der darreichende Geistliche sich offen und frei von der über mich officiell verkündigten Verlästerung lossagte. Die Angelegenheit war in gutem Zuge, als das geistliche Ministerium sich entschloß, Krabbe wegen der an mir begangenen Versündigung zu ermahnen. Da trat Kliefoth's Inhibitorium dazwischen, welches dem Ministerium jedes Vorgehen in dieser Sache untersagte. Obwohl

nun dieses Inhibitorium mit Kliefoth's öffentlicher Lehre in den „Liturgischen Abhandlungen" (1856) in offenbarem Widerspruch steht, so machte doch Kliefoth's herrisches Mandat einen viel stärkeren Eindruck, als seine christliche Belehrung über die Pflicht der Pastoren, den Urheber eines öffentlichen Aergernisses zur Buße zu rufen. Die Folge war, daß das Ministerium in den mit mir gepflogenen Verhandlungen immer mehr in die Anschauung verfiel, daß die geschehene Ungerechtigkeit als etwas Unveränderliches anzusehen sei und man darum mit dieser Thatsache kirchlich rechnen müsse. Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, diese schönen Ideen, müssen einstweilen sich mit einer theoretischen Anerkennung begnügen; denn Kliefoth regiert und herrscht, und der arme Christus mag sehen, wo er bleibt. Was die beiden befreundeten Pastoren betrifft, so war es eine für mich sehr schmerzliche Erfahrung, zu sehen, wie von Monat zu Monat, von Woche zu Woche ihre eigene bessere Vergangenheit ihnen selber fremd und unheimlich wurde, in demselben Grade, in welchem sie sich allmählich gewöhnten, anstatt des Joches Christi das Joch Kliefoth's zu erwählen. Auf diesem Wege mußte es zu einer Scheidung kommen. Ich wandte mich an den älteren der Beiden, erklärte ihm mein Verlangen, mit meiner Frau von ihm das heilige Mahl zu empfangen; aber es solle keine Winkelmesse sein; nach dem, was öffentlich in der Rostocker Gemeinde vorgegangen, muß mein Gang zum Tische des Herrn den öffentlichen Charakter kirchlicher Wahrheit haben; dazu ist das Mindeste, daß mein erwählter Beichtvater öffentlich erklärt, daß er das in dem Consistorialerachten über mich ausgesprochene Anathema für falsch und ungültig halte. Mein pastoraler Freund war überzeugt von dem Unrecht dieses öffentlichen Anathema, konnte sich aber nicht entschließen, diese Ueberzeugung öffentlich auszusprechen. Er wird sich der Stätte im Garten noch erinnern, wo ich ihm feierlich erklären mußte, „jetzt scheiden sich unsere Wege, Sie wollen Frieden mit ihren Collegen um jeden Preis, ich halte mich zu Christus, der mir befiehlt, Allem abzusagen, um seiner werth zu bleiben." Es lag in der Natur der Dinge und Menschen, daß die Anhänger des Kirchenregiments auf die Gewinnung der mir bis dahin befreundeten Pastoren ein großes Gewicht legten und so ist es gekommen, daß jene Beiden in dem geistlichen Ministerium der Stadt

Rostock schließlich meine erbittertsten Gegner geworden sind. Wir gehen auf der Straße an einander vorüber, als hätten wir uns niemals gekannt!

Das geistliche Ministerium, welches den Beruf hatte, in der durch das Consistorialerachten zerrütteten Abendmahlsgemeinschaft ein entscheidendes Wort zu sprechen, war zuerst durch Kliefoth's Drohung eingeschüchtert, und demnächst den kirchenregimentlichen Befehlen vollständig dienstbar. Auf dieser abschüssigen Bahn finden wir schließlich die ganze mecklenburgische Geistlichkeit. Im Anfang der Krisis stutzt die große Mehrheit der Pastoren, und nur ein verschwindender Theil hat den Muth, sich für die kirchliche Gewaltthat zu erklären. Aber da es an entschlossenem Widerstand fehlt, so beruhigt sich allmählich die Geistlichkeit; nur ganz Einzelne, Pastoren und Kandidaten, die ihre sittliche und christliche Selbstständigkeit behaupteten, gingen außer Landes oder verzichteten auf geistliche Anstellung. Die allgemeine pastorale Unterwürfigkeit sollte sich aber als eine öffentliche Thatsache kundgeben. Das geschah auf der schon erwähnten Pastoralconferenz zu Gadebusch, welche unter Kliefoth's Leitung Krabbe als einem Bekenner und Märtyrer einen Gruß übersandte und für meine Bekehrung zu beten gelobte. Indessen zeigte sich nach 13 Jahren, daß ein kleiner Rest von pastoraler Freiheit doch noch übrig geblieben war, natürlich mußte dieser auch von der Bildfläche verschwinden. Auf der Pastoralconferenz zu Grevismühlen, 1874, hatte Kliefoth seine hierarchischen Grundsätze über den kirchlichen Act bei der Eheschließung auf eine sehr crasse Weise entwickelt. Auf dieser Versammlung hatten viele Pastoren den Eindruck, daß bei Kliefoth's Anwesenheit das freie Wort keine Stätte habe. Die Folge war, daß aus verschiedenen Verhandlungen in Hagenow, Kleinen und Schwerin im Jahre 1876 der Plan erwuchs, eine neue Pastoralconferenz zu gründen, die nicht unter den Augen Kliefoth's tagen soll. Aber es zeigte sich, daß es innerhalb der Geistlichkeit an der nöthigen Freiheit und Selbständigkeit fehlte, um mit diesem Plan wirklichen Ernst zu machen. Es wurde zum 8. November 1876 eine Conferenz angekündigt, aber durch die eigenmächtige Fixirung des Programms und durch das demonstrative Uebergewicht des clerikalen Elements der Einladenden war die Aussicht auf eine freie Verhandlung der-

maßen verengt, daß viele Pastoren „es für's Beste hielten, zu Hause zu bleiben". Aber dem Pastor Burmeister in Parchim war es mit der Sache der Freiheit so sehr Ernst, daß er sich durch jenes in der Einladung enthaltene Hinderniß nicht abhalten ließ. Dieser mecklenburgische Pastor erhebt öffentlich die Klage über „das furchtbare Mißtrauen von Seiten der Gemeinden, unter dem wir Pastoren leiden, als ob wir anders lehrten und redeten, als wir meinten und glaubten; dieses Mißtrauen sei doppelt da vorhanden, wo, wie vor allem in Mecklenburg, die Gebundenheit der Pastoren von oben notorisch sei." Derselbe bezeichnet es als ein „berechtigtes Verlangen nach freien Conferenzen von Seiten der Pastoren, welche sich ermannen und dagegen wehren wollen, nicht moralisch geknickte und stumpfsinnige Menschen zu werden." Dieser Pastor von Parchim mußte es nun erleben, daß auf der sogenannten freien Conferenz in Bützow am 8. November 1876 auch dem Minimum von Freiheit keine Stätte gegönnt ward. Burmeister verlangte auf dieser Conferenz das Wort zur Tagesordnung, welches Verlangen, wie bekannt, nicht abgewiesen werden darf. Auf der freien Pastoralconferenz in Bützow war trotz aller Anstrengung das verlangte Wort zur Tagesordnung nicht zu erreichen. Es blieb dem Pastor Burmeister Nichts übrig, als zu erklären, daß er sich durch ein solches Verfahren aus der Versammlung ausgeschlossen ansehe und genöthigt sei, die Conferenz zu verlassen und durch eine Broschüre: „Das Wort zur Tagesordnung verweigert" (Parchim, Wehdemann) das traurige Erlebniß zu veröffentlichen.

Die Protest. Kirchenzeitung, welche 1877 Nr. 14 über diese Thatsachen berichtet, schreibt: „Es sind jetzt gerade 19 Jahre, daß man Baumgarten ohne jede Untersuchung und jedes rechtliche Verfahren, ohne ihm auch nur vorher die Vertheidigung zu gestatten, seine Professur nahm. Seitdem hat der Oberkirchenrath Kliefoth unumschränkt die Landeskirche beherrscht. Welches sind nun die Früchte von Kliefoth's Regiment? Baumgarten hat sie bei seiner Entlassung vorausgesagt und später als eingetreten verkündigt. Man hat vielfach sein Wort als ein Parteiwort angesehen, das darum zum mindesten einseitig sei. Pastor Burmeister, dieser nicht mehr jugendliche orthodox-lutherische Pastor zu Parchim, der seit vielen Jahren ohne jede Berührung mit Baumgarten ist, schildert uns

die Zustände seiner Landeskirche mit einer Wahrheit und einer Schärfe, die zweifellos beweist, daß Baumgarten's Urtheil nicht übertrieben, sondern nur zu wahr gewesen ist."

Dieses absolutistische Kirchenregiment, vor welchem die Landesuniversität sich beugt, vor dem die Landesgeistlichkeit sich krümmt, welche Wirkung, welche Frucht hat es in der Landesgemeinde? Das, wornach Stöcker für die preußische Landeskirche vergeblich sich sehnt, ist Alles hier vorhanden: Staatsministerium, Landtag, Universität, Gerichte, Geistlichkeit, Alles ist einig, um das orthodoxe Kirchenregiment zu schützen und zu fördern, gegen diese geistliche Hauptmacht darf sich auf dem ganzen mecklenburgischen Territorium Nichts regen. Trotz alledem, oder etwa wegen dieses Allen? vernehmen wir aus der Mitte der mecklenburgischen Landeskirche folgende Klagen: Im Jahre 1873, also 25 Jahre nach dem Anfang der Kirchenregierung Kliefoth's, klagen mecklenburgische Pastoren und Gutsbesitzer über beispiellose Sonntagsentheiligung in Mecklenburg (Quistorp: Deutsche Wacht 1873. Nr. 10, 11. Rostocker Zeitung 1873. Nr. 84, 89). Von einem mecklenburgischen Pastor hören wir auf einer Conferenz 1879 in Hagenow Folgendes: „Wir wollen uns nicht täuschen lassen über den großen Abfall von den Wahrheiten des Christenthums unter uns, über die christusfeindliche Zeitrichtung der letzten Jahrzehnte, welche wie ein verheerender Sturmwind, manches Glaubensfünklein auslöschend, über unser Land gegangen ist" (Lesker: Aus Mecklenburgs Vergangenheit 1880, S. 115). Und ganz kürzlich lassen sich die „Mecklenburgischen Nachrichten", das Organ der striktesten mecklenburgischen Observanz, auch Germania 1885 Nr. 256 in dem Artikel „Zum Reformationsfest", vernehmen wie folgt: „Wo ist eine Kirchengemeinschaft, die so zerstückelt wäre, wie die evangelisch-lutherische? Wohin man sieht, Gleichgültigkeit für christliche und kirchliche Dinge. Mecklenburg hat statistisch den schlechtesten Kirchenbesuch und die geringste Communicantenzahl in Deutschland."

Soll denn die mecklenburgische Landeskirche gar verderben und ersterben? Noch ein Versuch gegen diese Verderbensmacht ward unternommen. Im Winter 1872/73 hielt ich in Rostock Vorträge über „kirchliche Zeitfragen"; in dem zehnten und letzten dieser Vorträge sprach ich über unsere praktische Christenpflicht und wies hin

auf den Protestantenverein, dessen Ziel die Erneuerung der Kirche sei. Ich veröffentlichte dann in der Rostocker Zeitung zwei Aufsätze zur Empfehlung des Anschlusses an diesen kirchlichen Verein. „Der gegenwärtige Kirchenzustand," sagte ich, „hat keine Wahrheit mehr. Die Pastoren wissen, daß ein großer Theil der Gemeinde sein Christenthum nicht in der Gestalt der dogmatischen Artikel besitzt und übt, und die Gemeinden wissen unter Anderem aus den Leichenreden, daß die Pastoren mit der Strenge ihrer dogmatischen Formeln keinen vollen Ernst machen. So beruht demnach der gegenwärtige Zustand auf einem gegenseitigen Compromiß, welcher die christliche Wahrheit und Würde vermissen läßt. Der deutsche Protestantenverein ist ein ernstlicher Versuch, dem jetzigen kirchlichen Nothstand eine Hilfe anzubieten. Dieser Versuch ist nirgends dringlicher geboten als in Mecklenburg." In dem zweiten Artikel habe ich ausgeführt: „Seit 23 Jahren regiert das Kirchenthum der Unfreiheit in unserem Lande unumschränkt, und was hat es gewirkt? Was die Landtagsverhandlungen im Jahre 1865 an's Licht brachten, was jüngst von mecklenburgischen Pastoren und Gutsbesitzern mit folgendem Wort bezeugt wird: „In Mecklenburg wird zu Stadt und Land der Sonntag entheiligt und die Gottesdienste sind verlassen." Ich habe hingewiesen auf das große sittliche Bedürfniß für das öffentliche Leben der Gegenwart: „Wollen wir dieser Geschichtsperiode, in welcher wir leben, gerecht werden, dann brauchen wir starke Charaktere, welche ohne Dank und ohne Lohn vor den Riß treten, dann brauchen wir mannhafte heldenmäßige Tugenden, welche unser häusliches, geselliges, geschäftliches und bürgerliches Leben auf eine höhere Stufe sittlicher Kraft und Reinheit erheben. Diesen Schatz können wir nicht aus der Erde graben, wir können ihn nur vom Himmel empfangen, es muß daher der Verkehr zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Menschheit frei werden und Tag und Nacht fröhlich von Statten gehen. Aber ein Kirchenthum, welches die Freiheit nicht kennt, wird zu einer Grenzsperre zwischen Himmel und Erde, und das ist die furchtbare Noth, in welcher die Seelen darben und die Geister verschmachten." „Wird man mich verstehen?" habe ich gerufen. Meine Antwort war: „Ich weiß es nicht; nur so viel ist mir gewiß, daß ich eine Sünde auf mich laden würde, wenn ich schweigen wollte. Mein aus der

Noth und aus der Hoffnung dieser Zeilen geborenes Wort ist eine Frage an das Gewissen meiner geehrten Mitbürger."

Am 24. Mai 1873 wurde in Rostock ein mecklenburgischer Protestantenverein gestiftet, dessen Statut sich dem Statut des allgemeinen Vereins anschließt, jedoch mit der Einschränkung, daß die Worte des allgemeinen Statuts: „Im Einklang mit der gesammten Culturentwickelung unserer Zeit," von uns gestrichen sind. Wir waren der Meinung, es könnte der unbestimmte Begriff „Culturentwickelung unserer Zeit" dahin verstanden werden, daß der Protestantenverein als solcher die Leugnung des Wunders als ein ausgemachtes Ergebniß der gegenwärtigen Cultur zur Geltung bringen wolle, worauf der Aufsehen erregende Vortrag des badischen Pfarrers Bruckner hinzuzielen scheint. Wir wollen ebensowenig einen negativen Dogmatismus, wie einen positiven.

Der mecklenburgische Protestantenverein konnte seine Legitimation dadurch beweisen, daß er sich berief auf die kirchliche Conferenz im Februar 1849, die zum Behuf einer zu berufenden Generalsynode gehaltene Vorsynode, ferner auf das Mandat, welches Kliefoth zur Organisirung der Landeskirche auf sich genommen. Nachdem diese Anfänge einer kirchlichen Reform 23 Jahre liegen gelassen und von den höchsten Auctoritäten soviel als möglich in ihr Gegentheil verkehret waren, machte der mecklenburgische Protestantenverein den Versuch, wiederum zurückzugehen auf die magna charta des Protestantismus, auf Matth. 18, wo die letzte Entscheidung in die Hand der Gemeinde gelegt wird, und die bisherigen Freiheitshemmungen, welche zum Schaden der Kirche und des Staates hier grassirten, zu corrigiren und aufzuheben. Nach seiner wahren Idee arbeitet und kämpft der Protestantenverein für die wahre Kirche, welche ist der „Leib Christi", der geistigste Organismus im Himmel und auf Erden. Die Freiheit, welche der Protestantenverein erstrebt, ist die freie und thätige Anbetung der in Christus, Bibel und Kirche offenbaren Gottheit, und in dem, was der Protestantenverein erstrebt, hat er auch seine Grenze, er ist lediglich aus der Kirchennoth geboren, er ist nur ein Wanderzelt in der Wüste, welches abgebrochen wird, sobald der Bau der freien christlichen Volkskirche begonnen hat. Der mecklenburgische Protestantenverein hat sein kurzes Leben nur auf 4 Jahre gebracht, er ist gestorben an

Blutarmuth. Die in den Gemeinden noch vorhandene protestantische Widerstandskraft reichte nicht aus, um den Vernichtungskampf des absolutistischen Regiments in Staat und Kirche zu bestehen. Eine besondere Schwierigkeit kam dadurch hinzu, daß ich im Jahre 1876 mich genöthigt sah, aus dem allgemeinen deutschen Protestantenverein auszutreten. Ich war meinerseits bereit, die Idee des Vereins durch eine neue verbesserte Constituirung zu erhalten und zu stärken, aber der Majorität des mecklenburgischen Vereins fehlte unter dem schweren Druck der mecklenburgischen Unfreiheiten der Muth, in dieser neuen Wendung mir zu folgen. So ist es denn, wie ich nachher darlegen werde, zu einer selbstbewußten Auflösung des mecklenburgischen Protestantenvereins gekommen. Es gereut mich nicht, daß ich den ernstlichen Versuch gemacht habe, die noch vorhandenen Kräfte des protestantischen Widerstandes in der mecklenburgischen Laienschaft zu sammeln. Der mecklenburgische Protestantenverein hat sein Ende genommen, nicht wie seine Absicht war, der organisirten Landeskirche den Platz zu räumen, sondern umgekehrt, um der hierarchisch mechanisirten Landeskirche den freien Spielraum zu überlassen. Seinen Zweck hat der mecklenburgische Protestantenverein nicht erfüllen können, aber ein Denkmal hat er hinterlassen, ein Denkmal, welches einer besseren Zukunft den Beweis überliefern wird, daß dieser Verein, so lange er lebte, unter den schwierigsten Verhältnissen seine protestantische Pflicht mit Ernst erfüllt hat. Meine kleine Schrift: „Der mecklenburgische Protestantenverein und die Rostocker Pastoren" (Gera, Strebel 1873) enthält und berichtet die wichtigsten den Verein betreffenden Thatsachen und die drei von dem Gesammtvorstand namentlich unterzeichneten Flugblätter vom 28. April 1875, 14. Juli 1875 und 14. März 1876 sind thatsächliche Zeugnisse des protestantischen Widerstandes gegen Kliefoth's hierarchische Maßregeln. Den Erlaß Kliefoth's vom 10. Mai 1875, der hauptsächlich gegen mich gerichtet war, habe ich in der Protestant. Kirchen-Zeitung 1875 Nr. 28 besprochen. Wäre der allgemeine deutsche Protestantenverein weniger doctrinär gewesen in seinen Verhandlungen, hätte er den Muth gehabt, die in den thatsächlichen Verhältnissen liegenden Aufgaben mit ganzem Nachdruck, wie es sein Statut verlangt und worauf ich immer gedrungen habe, zu behandeln, dann stände es jetzt besser

um den deutschen Protestantismus. Doch soll der mecklenburgische Protestantenverein nicht ohne Sang und Klang begraben werden. Der Bericht über einen Versuch, den Verein aus seiner Idee neu zu beleben, mache den Schluß. In einer am 9. Juni 1877 berufenen Versammlung der Vereinsmitglieder legte ich einen Plan vor, um im Gegensatz zu dem seinem Grundsatz untreu gewordenen Gesammtverein unseren mecklenburgischen Verein selbständig zu constituiren, und dem zunächst vorliegenden kirchlichen Bedürfniß durch thatsächliches Verhalten zu entsprechen. Diese meine Vorlage ist enthalten in dem folgenden Entwurf einer Kundgebung des mecklenburgischen Protestantenvereins.

Nach Vorlegung dieses Entwurfes erklärte ich: „Wir stehen vor einer ernsten Entscheidung: entweder wir müssen den bezeichneten, oder einen ähnlichen Schritt thun, oder wir müssen mit einem beschämenden Bekenntniß zurücktreten.“ Es fehlte mir nicht an Zustimmung von einigen Wenigen, die Mehrheit aber konnte sich unter dem Druck des hierarchischen Bannes zu dem von mir vorgeschlagenen Fortschritt nicht entschließen. So mußte denn dieses Organ, in welchem die Idee eines thatkräftigen Protestantismus vier Jahre gelebt hatte, zu Grabe getragen werden unter der Hoffnung einer künftigen Auferstehung.

Entwurf einer Kundgebung des mecklenburgischen Protestantenvereins.

In Erwägung, daß der deutsche Protestantenverein nach unserer Auffassung in und seit dem letzten Protestantentage in Heidelberg einestheils in der Wahrung des Princips der „Gleichberechtigung“, anderntheils in der Gewährung des freien Wortes in seinem Hauptorgan nicht denjenigen heiligen Ernst bewiesen hat, den unseres Erachtens das Statut des Vereins zur Pflicht macht, verzichten wir auf den bisherigen Anschluß an den deutschen Protestantenverein und beschließen für unser ferneres Wirken die Selbständigkeit des mecklenburgischen Protestantenvereins.

Was nun dem mecklenburgischen Protestantenverein gegenwärtig obliegt, ergiebt sich aus unserer bisherigen Geschichte mit innerer

Nothwendigkeit. Unter den Zeichen der Zeit steht noch immer in erster Linie der Kampf des deutschen Reiches mit dem römischen Papstthum, und in diesem weltgeschichtlichen Kampf ist und bleibt die traurigste Erscheinung, daß der officielle Protestantismus deutscher Nation im Ganzen und Großen, völlig entartet von dem Adel seiner glorreichen Anfänge, weit mehr auf Seiten des Papstthums, als auf Seiten des Reiches steht. Aber in keiner Landeskirche sind die „papistischen und pharisäischen Maximen", über welche schon vor 200 Jahren nicht bloß Spener, sondern auch die mecklenburgischen Theologen Paul Tarnow, Heinrich Müller, Theophilus Großgebauer und Andere geklagt haben, in so verderblicher Geltung und Uebung, wie in unserer mecklenburgischen Landeskirche. Dieser papistische und pharisäische Geist zeigt sich vornehmlich in der staatsfeindlichen und scheinheiligen Feindschaft gegen die Civilehe, und in diesem Krieg der hierarchischen Mächte gegen die Souveränetät des Staates marschirt an der Spitze des protestantischen Clerikalismus und Fanatismus seit Jahren, und hat noch im August 1875 auf der Kirchenregimentsconferenz zu Eisenach das Signal zum Angriff gegeben, das mecklenburgische Kirchenthum, wie es in seinem Regiment, in der Pastorenschaft und in dem Feudaladel des Landes repräsentirt ist. Die thatsächlichen Beweise dafür haben wir oft und reichlich beigebracht, für heute begnügen wir uns, zu constatiren, daß der mecklenburgische Landtag, noch ehe das erste Jahr der Geltung des Reichscivilstandsgesetzes zu Ende ging, einen Antrag auf Aenderung dieses Gesetzes gestellt hat, und zwar unter Androhung weiterer Schritte zur gänzlichen Beseitigung dieses Gesetzes. Am 5. December 1876 haben nämlich 27 Ritter auf dem Landtage in Malchin ein Dictamen für Revision des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875 abgegeben, „da," wie sie hinzufügen, „die einfache Aufhebung des Gesetzes zur Zeit keine Aussicht auf Erfolg haben dürfte".

In unseren Vorträgen und Flugblättern haben wir uns seit Jahren Mühe gegeben zu beweisen, daß das bürgerliche Standesamt nicht bloß für den Staat Bedürfniß, sondern auch für die Kirche heilsam, ja nothwendig ist, indem durch dieses Institut der unheilige Zwang für kirchliche Handlungen aufgehoben und damit die ordnungsmäßige Einleitung geschaffen wird, die heillose Ver-

mischung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten nach fünfzehnhundertjährigem Bestande endlich und gründlich aus der Welt zu schaffen. Sittliche Wiedergeburt des gesammten Volkslebens deutscher Nation, so heißt das tiefste Bedürfniß dieser unserer Tage. Dieses Werk zu vollbringen ist nur der göttlichen Kraft des wahren Christenthums gegeben. In den weltlichen Fesseln des Staatskirchenthums leidet aber die Freiheit, die Wahrheit, die Reinheit, die Kraft des Christenthums. Befreiung des Christenthums von diesen tausendjährigen Fesseln, das ist der erste Schritt auf dem Wege zum Heil. Darum sollen ruhen die unfruchtbaren doctrinären Parteikämpfe, und Alle, welche in dieser Zeit Christen sein wollen, sollen eintreten in den Wettlauf des Handelns für Befreiung der Kirche und für Herstellung des apostolischen Christenthums. Dies ist der Sinn, in welchem wir vor vier Jahren unseren Verein gegründet haben, und in diesem Sinne ruht das Hauptmotiv unseres Eintretens für das Reichscivilstandsgesetz, wie dasselbe in unseren Flugblättern Nr. 1 vom 28. April 1875, Nr. 2 vom 14. Juli 1875 und Nr. 3 vom 14. März 1870 geschehen ist. Jeder, dem es um Wahrheit zu thun ist, kann sich aus unseren Kundgebungen leicht überzeugen, daß dieser unser Standpunkt nicht bloß der Majestät des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875 die gebührende Ehre zollt, sondern auch der wahren Christlichkeit und Heiligkeit der kirchlichen Handlungen zur nicht geringen Förderung gereicht. Man hat jedoch diesen unseren Standpunkt in der feudalen und pastoralen Presse auf die leidenschaftlichste Weise verdächtigt und verlästert, und zwar mit solchen scheinheiligen Redensarten, die vorzugsweise auf Einschüchterung der Frauen und der Einfältigen berechnet waren. Dagegen zur Widerlegung unserer Gründe und Beweise hat man nicht einmal den Versuch zu machen gewagt.

Unter diesen Umständen schreiten wir, um zu beweisen, daß es uns mit unserem letzten Flugblatt vom 24. März 1876 voller und heiliger Ernst gewesen, jetzt vom Reden zum Handeln. Wir haben uns entschlossen, mit unserem eben so christlichen, wie staatsbürgerlichen Gehorsam gegen das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875, soweit eines Jeden persönliche Verantwortlichkeit reicht, Mann für Mann thatsächlichen Ernst zu machen.

Der mecklenburgische Oberkirchenrath hat am 5. November 1875 an die Pastoren des Landes eine Instruction erlassen, welche bestimmt ist, dem Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 gegenüber ihr Verhalten zu regeln. In verschiedenen Aufsätzen und Vorträgen, sowie in unserem Flugblatt Nr. 3 haben wir gegen diese Instruction und gegen die derselben zu Grunde liegenden Anschauungen unsere staatsbürgerlichen und christlichen Bedenken öffentlich kund gegeben. Diese unsere ernsten und gewissenhaften Bedenken sind nicht einmal angehört, geschweige denn gehoben worden. Wir sind nunmehr von Gewissens wegen genöthigt, unser deutsches Reichsbürgerrecht, sowie unser protestantisches Christenrecht gegen den reichsgefährlichen und unchristlichen Charakter jener Instruction an unserem Theil thatsächlich geltend zu machen.

Wir erklären demnach:

a. Die genannte Instruction vom 4. November 1875 ist nach mecklenburgischem Kirchenrecht, wie in unserem Flugblatt vom 24. März 1876 bewiesen wurde, ungesetzlich und für Jedermann unverbindlich;

b. die in der bezeichneten Instruction zugelassene Bezeichnung der durch den Civilact mit der Würde der Ehefrau Begabten als „Jungfrau" steht im Widerspruch mit § 52 des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875 und bekundet vor dem Altar eine unerlaubte Geringschätzung der staatlichen Autorität;

c. desgleichen vernichten sieben Ausdrücke, welche in Gemäßheit der Instruction vom 4. November 1875 vor dem Altar eine Ehe als noch nicht geschlossen bezeichnen, die nach § 52 des benannten Reichsgesetzes vollzogene Erklärung des Standesamtes, und enthüllen demnach eine unchristliche und hierarchische Selbstüberhebung des pastoralen Amtes über die gesetzlichen Ordnungen des Staates;

d. der in der genannten Instruction vorgeschriebene Satz des fungirenden Pastors: „Ich spreche Euch ehelich zusammen," ist nicht bloß im Beihalt des Reichsgesetzes § 52 ungesetzlich, sondern auch durch seine papistische und pharisäische Beimischung unchristlich, weil derselbe geeignet ist, die Strenge der sittlichen Selbstverantwortlichkeit bei Eingehung der Ehe

zu schwächen; dieser Satz verwirrt außerdem die Gewissen durch eine innere Unwahrheit bei der heiligen Handlung.

e. Zu dem Allen kommt noch hinzu, daß die eigenmächtig erlassene Instruction im Widerspruch steht mit dem L.G.G.O.V., nach welcher keine Aenderung der kirchlichen Formulare ohne Zustimmung des Landtages gültig ist.

Es ist also die oberkirchenräthliche Instruction vom 4. November 1875 ein mit der bestehenden Landesverfassung in Widerspruch stehender absolutistischer Act des Kirchenregiments; die bezeichneten durch diese Instruction vorgeschriebenen Worte und Formeln schädigen das Ansehen des deutschen Reiches und seiner Gesetzgebung; dieselben vermehren den ohnehin schon großen Mangel an kirchlicher Wahrhaftigkeit; dieselben sind ferner geeignet, einerseits pastorale Herrschsucht zu nähren, andererseits abergläubige Vorstellungen von einer gewissen magischen Kraft der kirchlichen Weihe zu erwecken; endlich verleiten dieselben unbefestigte Gemüther nur zu leicht, die allein in der Gesinnung der Verlobten ruhende Christlichkeit der Ehe in den äußeren Kirchenact zu verlegen.

In Folge dieser unserer oft und ausführlich begründeten Ueberzeugungen haben wir uns nunmehr verpflichtet, in denjenigen Fällen, welche dem Kreise unserer persönlichen Verantwortlichkeit angehören, mit dem Gewicht unseres persönlichen Ansehens dafür einzutreten:

1. daß der betreffende Pastor gefragt wird, ob er sich bei der kirchlichen Weihe der durch das Standesamt für rechtmäßig geschlossen erklärten Ehe aller derjenigen sub b, c und d erwähnten Bezeichnungen, Ausdrücke und Sätze enthalten wolle, welche nach unserer Ueberzeugung ebenso unchristlich, als ungesetzlich sind;
2. daß, falls der betreffende Pastor sich weigert, diese Bedingung ganz oder theilweise zu erfüllen, dann auf kirchliche Einsegnung der Ehe verzichtet wird, jedoch unter ausdrücklichem Protest gegen das ebenso unchristliche, als ungesetzliche Verhalten dieses Pastors.
3. daß im Fall von Nr. 2 unter ernstlicher Verwahrung gegen alle in dem 4. Circular der oberkirchenräthlichen Instruction angedrohten Mittel der Kirchenzucht alle kirchlichen Rechte der betreffenden Eheleute vorbehalten bleiben.

Durch dieses unser Verhalten geloben wir, eine protestantische Christenpflicht zu erfüllen, nämlich an unserem Theile mitzuhelfen, daß die christliche Völkerwelt von dem unchristlichen Priesterjoch erlöset werde.

Schließlich erklären wir, daß wir Niemand überreden, sich diesem unserem Verhalten anzuschließen. Wenn aber Jemand unseren dargelegten Gründen zustimmt, und sich in seinem Gewissen gedrungen fühlt, in dem großen Kampf zwischen Licht und Finsterniß mit uns auf freiem Plan seine christliche Schuldigkeit zu thun, derselbe soll uns willkommen sein.

XLIX. Hofprediger Stöcker.

Ich habe schon erwähnt, daß ich als Mitglied des Reichstages 1881 mich gedrungen gefühlt, gegen die Berufung auf „den christlichen Staat" Protest zu erheben. Bereits im Jahre 1844 hatte mein Vorgänger in der Rostocker Professur, Hofmann, den Begriff des christlichen Staates für eine „Lüge" erklärt (Weissagung und Erfüllung II, 377). Ich kannte aus eigener Erfahrung seit 33 Jahren den höchst verderblichen Mißbrauch, den die Reaction mit diesem apokryphischen Symbol von Julius Stahl in den fünfziger Jahren getrieben. In den Motiven zu der ersten Vorlage des Unfallgesetzes war mehrmals Berufung auf den christlichen Staat eingelegt. Noch ehe es zur Verhandlung kam, hatte der Hofprediger Stöcker, 4. Februar 1881, sich in einer öffentlichen Versammlung dieses Wortes mit einem großen Pathos bemächtigt, indem er sagte: „Das Wort christliche Staatsidee in diesen Motiven ist ein gewaltiges Wort, der Anfang eines völligen Umschwungs." Die Kirchenregierung hat im weiteren Verlauf es vorgezogen, von diesem Wort keinen Gebrauch zu machen. Stöcker dagegen hat es erreicht, daß das letzte Programm der conservativen Partei das Bekenntniß zu „dem christlichen Staat" aufgenommen hat. Ich habe sofort erklärt, daß mir die agitatorische Thätigkeit,

welche Stöcker im Sinne des christlichen Staates betreibt, für das öffentliche Leben verderblich zu sein scheint, und daß ich mich verpflichtet halte, dieses anderweitig öffentlich zu beweisen. Ich habe dies in zwei Broschüren ausgeführt („Wider Herrn Hofprediger Stöcker. Eine christliche Stimme über die Judenfrage. 1881." „Stöcker's gefälschtes Christenthum. 1881").

Es gab damals in Berlin nur zwei Prediger, welche sich öffentlich zu Stöcker bekannten, die meisten waren bedenklich und hatten einen Eindruck von einem weltlichen unchristlichen Element in Stöcker's Agitation. Meine Absicht war, eine Warnungstafel aufzurichten, damit Diejenigen, welche christliches Bedenken hatten gegen diesen christlichen Socialismus, sich öffentlich von dieser Neuerung lossagen sollten, um dem wachsenden Verderben zu wehren und den hochbegabten Urheber selber zur Besserung zu bringen. Ich habe meine Absicht nicht erreicht. Es ging mit Stöcker wie mit Kliefoth. Anstatt daß man sich dem ursprünglichen reinen Gefühl hingab und darnach handelte, legte man sich auf's Warten, und da nun die neue Art einer kirchenpolitischen Agitation eines gewissen scheinbaren Erfolges nicht entbehrte, so unterdrückte man die besseren Gefühle, und anstatt Stöcker zu bekehren, ließ man sich von ihm vielfach leiten.

Ich bin Stöcker auf seinen Bahnen seit 1878 gefolgt, ich kenne sein „Christlich-Social", habe seine Predigten gehört und gelesen, Kreuzzeitung und Reichsbote, die ihm befreundeten Organe, sind meine regelmäßige Lectüre.

So viel wahren Ernst und Eifer für Christi Sache, und so viel Kraft der Selbstverleugnung traue ich mir zu, daß, wenn ich in dieser meiner Beschäftigung mit Stöcker auf Etwas gestoßen wäre, was mich überzeugte, daß ich ihn falsch beurtheile und ihm Unrecht thue, ich würde mein Unrecht bitter bereuen, und würde es ihm öffentlich abbitten. Aber immer wieder und immer auf's Neue stoße ich in seinen Reden und Schriften auf solche Dinge, welche mir beweisen, daß fleischliche und weltliche Motive durch scheinheilige Worte verdeckt werden, die also nicht das Christenthum fördern, sondern das Antichristenthum stärken.

Ein Grundgedanke der socialen Bewegung heißt „Zurückeroberung des Volkes für das Christenthum" (Christlich-Social S. 2.

26. 102. 103. 113. 136. 168. 176. 208. 214. 237. 433. 450). Das ist ein großer Gedanke und ein großes Wort. Daß es mit diesem Wort ernstlich gemeint ist, versichert Stöcker sehr oft, indem er wiederholt betont, daß er auf die Bezeichnung der Christlichkeit seiner Thätigkeit das Hauptgewicht gelegt wissen will. Stöcker nimmt mit dieser Ankündigung die gespannte Aufmerksamkeit nicht bloß aller gewissenhaften Diener am Worte, sondern auch des christlichen Laienstandes in Beschlag. Zugleich giebt er uns den allgemein gültigen Maßstab, nach welchem die Hauptarbeit der christlich-socialen Bewegung beurtheilt werden soll, in die Hand.

Im Beihalt der von Stöcker aufgestellten Norm müssen wir urtheilen, daß Stöcker's christlich-sociale Thätigkeit die Kraft und Geltung des Christenthums in unserem Volke nicht hebt und stärkt, sondern im Gegentheil schwächt und fälscht. Denn

1. verliert diese Thätigkeit mehr und mehr ihren religiösen Ton und sinkt zu einem politisch reactionären Parteiwesen herab.
2. Anstatt das vorhandene Mißtrauen gegen Kirche und Christenthum, das Haupthinderniß christlicher Wirksamkeit, zu heben, wird dasselbe durch Stöcker's Verhalten noch gesteigert.
3. Die durch Stöcker inspirirte Bewegung für sogenannte Befreiung der Kirche wird durch die Thatsache des mecklenburgischen Papstthums als verfehlt erwiesen.

1.

Es ist mir sehr auffallend, daß Stöcker, der sich doch fleißig umgethan hat in der betreffenden Literatur, niemals, so viel ich weiß, auf Frederik Davison Maurice Bezug nimmt. Der bekannte christliche Publicist und Nationalökonom V. A. Huber giebt von Maurice folgende Schilderung: „M. war ein Mann, dem an inniger Frömmigkeit, echtem Patriotismus, an Gesinnung, Charakter und Wandel nur sehr Wenige gleich stehen." Dieses Urtheil bestätigt der Professor der Nationalökonomie in Straßburg, Brentano, welcher hinzufügt: „Die imponirende Verbindung von unerbittlichem Ernst und unwiderstehlicher Güte, diese beiden Eigenschaften waren ebenso Ursache wie Wirkung der vollen Durchdringung seines Wesens vom Christenthum."

Unter den heftigen Zuckungen des Jahres 1848 fühlte sich Maurice gedrungen, sich den Handwerkern zu nähern. Er versuchte

es in kleinen Kreisen, legte aber Alles darauf an, durch unbedingte Freigebung des Wortes das wahre, herzliche Vertrauen dieser Blusenmänner zu gewinnen. Er erreichte es, daß diese Männer ihren verschlossenen Mund aufthaten und ihre Bedenken und Zweifel, die zuweilen ganz verdeckter Natur waren, enthüllten. In dieser freien, gesunden Luft, welche die herzliche Liebe des Mannes weihete, geschah es, daß Einer und Anderer von dem Geiste gründlich ergriffen wurden und mit neuen Zungen redeten. Brentano nennt diese dem Umfang nach kleine Thatsache: „die christlich-sociale Bewegung in England". Hier haben wir also auf englischem Boden den Namen und auch die Sache, welche Stöcker mit seinem „Christlich-Social" gemeint. Aber ein solches Aufsehen erregendes Meeting, in welchem Stöcker seine Londoner Rede hielt, hat Maurice mit seinen Handwerkern nicht erlebt. Indessen, das Reich Gottes beginnt wie ein Senfkorn. So beschreibt Maurice seine christlich-socialen Zusammenkünfte: „Die Versammlung mit meinen lieben Handwerkern verlief ganz gut. Sie waren voll männlichen Ernstes und sehr herzlich. Die Versammlung der Handwerker ging sehr gut vorüber. Sie waren sehr offen, aber ganz ehrerbietig. Ich habe viel dabei gelernt, der Grundton war tiefer Ernst, und ihre Rede sehr gewandt" (Leben von F. D. Maurice S. 364. 365).

In all' den vielen Berichten, welche ich über Stöcker's christlich-sociale Versammlungen gelesen, habe ich niemals eine christliche Stimme aus dem Volk vernommen. Ist denn die ungewöhnliche Anstrengung, die seltene Rednergabe dieses Hofpredigers in all' den Städten des deutschen Volkes umsonst und vergeblich aufgeboten? Ist ihm das harte Loos der Propheten Jeremias, und Ezechiel beschieden? Ach nein, er weiß viel, nur viel zu viel von den Erfolgen seiner Thätigkeit und von der erfreulichen Stimmung des Volkes zu rühmen. Am 22. November 1880 sagte Stöcker im preußischen Abgeordnetenhause: „Hinter mir sind Millionen", in derselben Zeit spricht er von einer „Morgenröthe", von „den Wundern Gottes vor unseren Augen", von dem „Aufwachen der Tugend", von dem „Anbruch einer neuen Zeit; wir gehen dem Morgen entgegen, es wird heller Tag, ein Strom der Begeisterung geht durch Deutschland; wir hoffen, bald wird das Alte vergangen sein und Alles neu geworden". Am 8. October

1882 beschreibt Stöcker die Christlich-Socialen mit Einschluß der Conservativen als das neue Israel, welches nächstens über den Jordan geht, während die sämmtlichen Liberalen das alte Volk Israel bilden, welches verurtheilt ist, in der Wüste zu sterben. Ein ungeheurer Mißbrauch der Bibel! Ich habe schon vor 6—7 Jahren gewarnt vor dieser christlich-socialen Schwarmgeisterei, und vor diesem Cultus des Erfolgs. Schon jetzt muß Stöcker mit den Seinen sich dieser ungesunden Schwärmerei schämen, aber der unheimliche Zauber läßt es doch noch immer zur wirklichen Ernüchterung nicht kommen. Daß ein Geistlicher vor vielen Tausenden in den großen Bierhallen religiöse Themata abhandelt, und dafür mit stürmischem Beifall belohnt wird, das ist das neue bezaubernde Phänomen, welches die sogenannten christlichen Kreise gefangen nimmt.

Betrachten wir diese Thatsache näher, so wirft sie ein eigenthümliches Licht auf das Programm der Zurückeroberung des Volkes für das Christenthum. Die von Stöcker behandelten religiösen Themata: „Beweise für das Dasein Gottes", „Wahrheit der Bibel", „Eid", „König Hiskias" können wohl zur Belehrung dienen, aber nicht zur Bekehrung. Und auf Bekehrung weist doch die Rückeroberung hin, wenn sie irgend ernstlich zu nehmen ist. Ein Mann, dem die Welt das Zeugniß giebt, daß es ihm wirklich mit der Zurückeroberung der Deutschen für Christus Ernst gewesen, Spener, hat 60 Predigten über die Wiedergeburt gehalten. Solche Themata, welche eine gründliche Umwandelung und Neuschöpfung aussagen, meidet Stöcker. Die Zurückeroberung, dahin werden wir zuletzt geführt, gehört zu dem Pathos seines rhetorischen Stiles, seinem wahren Sinn entsprechend ist die „christliche Weltanschauung", eine geläufige und leicht zu lernende Denk- und Ausdrucksweise. Von der Höhe der Zurückeroberung steigen wir herunter zu der christlichen Weltanschauung; wir müssen aber noch tiefer steigen, um die ganze Wirklichkeit der agitatorischen Thätigkeit Stöcker's zu bezeichnen. Die religiösen Themata werden immer seltener, hören zuletzt ganz auf. Es dauert nicht lange, da ist der christliche Socialismus eine Fraction der conservativen Partei geworden, und das Hauptinteresse concentrirt sich schließlich um einen höchst eclatanten Erfolg conservativer Wahlen. Die mit Nachdruck christlich genannte Bewegung erhält nach und nach den Namen: „Ber-

liner Bewegung". Seit 1848 gab es in Berlin ein Organ, welches unter dem heiligen Kreuz ein politisches Parteiwesen betrieb. In diesem Organ und seinem Anhang bildete sich in Denk- und Sprechweise ein weltlich und fleischlich gefälschtes Christenthum, das viel Unheil angerichtet und namentlich der Kirche unsäglich geschadet hat. In diese verderbliche Bahn mündet der christliche Socialismus Stöcker's.

Mag Stöcker nach seiner Ueberzeugung conservativ wählen, mag er sich auch als Staatsbürger für conservative Wahlen interessiren und thätig sein, dagegen haben wir Nichts zu erinnern; aber daß dieses politische Parteiwesen von einem evangelischen Hofprediger angeführt, unter christlichem Namen sich in der Welt breit macht und die böse Erbschaft der Kreuzzeitung auf sich nimmt, das ist im Interesse des Christenthums und Volksthums auf's Tiefste zu beklagen.

Die Zeichen der Zeit weisen darauf hin, daß wir in einer kirchlichen Krisis stehen, von welcher wir unter Gottes Beistand eine Besserung des gesammten christlichen Standes zu hoffen haben. In solcher Zeit ist jeder Irrweg und jeder Fehlgang um so schlimmer, wenn ein angesehener Name und ein ungewöhnlicher Eifer dafür eingesetzt wird. Wer eine Einsicht hat von der drohenden Verderbniß, der ist verpflichtet, zu mahnen und zu warnen.

2.

Weit verbreitet und tief gewurzelt ist das Mißtrauen, welchem Alles, was kirchlich und christlich ist und heißt, begegnet. Man ist im Irrtum, wenn man meint, dieses Mißtrauen sei lediglich der abwehrende Gegensatz des natürlichen Menschen gegen das Heilige. Allerdings ist diese natürliche Abwehr gegen die Gnade vorhanden, aber dieselbe erklärt nicht ganz das gegenwärtig vorhandene Mißtrauen. Wir können es nicht leugnen, die Irrthümer und Sünden, welche der kirchlichen Verwaltung der göttlichen Geheimnisse anhaften, erhöhen und verbittern den natürlich sündhaften Widerstand gegen das Heiligthum. Daraus folgt, daß wir uns verpflichtet fühlen müssen, jener thatsächlichen Steigerung des natürlichen Mißtrauens ein thatsächliches Gegengewicht zu geben.

Ach, daß wir auch hier den Hofprediger auf einer gänzlich falschen Bahn antreffen müssen! Das bezeichnete Mißtrauen hat

oft die Gestalt, daß die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der Vergebung der Sünden durch Christi Leiden und Blut bei vielen Christen die Wirkung hat, daß das sittliche Gefühl abgestumpft wird. Man ist vollauf berechtigt, dagegen zu sagen, daß das ein Mißbrauch des Evangeliums ist, aber die Thatsache selbst ist nicht zu leugnen, und man sollte es mit dieser traurigen Thatsache sehr ernstlich nehmen.

Daß ein Christ im öffentlichen Leben sich irren und sich versündigen kann, muß zugestanden werden; es kommt aber sehr darauf an, wie ein Christ sich in solchen Fällen benimmt; um so mehr kommt es darauf an, wenn ein Solcher den Anspruch auf Ansehen in den geistlichen Angelegenheiten erhebt. Stöcker ist nicht bloß ein mit hohem geistlichen Amt betrauter Mann, er hat sich als christlichen Censor gegen Judenthum und Liberalismus öffentlich hingestellt. Nun giebt es in seinem öffentlichen Verhalten öffentliche Thatsachen, welche einen unleugbar sündlichen Charakter an sich tragen. Natürlich hat es an Solchen nicht gefehlt, welche ihn auf diese Aergernisse hingewiesen. Peinliches Aufsehen hat es gemacht, daß in dem Processe Stöcker's gegen die „Freie Zeitung" zu Tage kam, daß der Hofprediger Stöcker am 24. Januar 1885 einen fahrlässig falschen Eid geschworen habe. Stöcker sucht sich vor Gericht damit zu entschuldigen, es sei geschehen in einer Versammlung, deren er „Hunderten und Hunderten" beigewohnt habe. Ist das die Sprache eines wachen und zarten Gewissens? Mußte nicht Stöcker erschrecken, daß er in solchen Fallstrick gerathen sei? Mußte nicht dieser Fall ihn ernstlich mahnen, daß er in einer sich überstürzenden Unruhe und in einer stürmischen Gemüthsverfassung begriffen sei, welche ihm ein solches fahrlässiges Vergehen möglich gemacht habe?

Es gab nur eine einzige Möglichkeit, diesen Stoß, den sein moralisches Ansehen erleiden mußte, zu überwinden. Ein reumüthiges, öffentliches Bekenntniß, daß er aus Mangel an völliger Selbstbesinnung sich öffentlich an dem heiligen Namen Gottes versündigt habe. Da Stöcker dieses Opfer nicht gebracht hat, so bleibt bis heute in den Augen von Millionen dieser Makel an dem Hofprediger haften. Es bessert die Sache nicht, daß man sich darauf beruft, daß Judenthum und Liberalismus aus dieser Thatsache

politisches Capital zu schlagen suchen. Denn es ist apostolisches Gebot, daß ein Bischof auch bei denen, die draußen sind, nicht bloß kein schlechtes, sondern ein gutes Zeugniß besitzen muß (1. Tim. 3, 7).

Aber nicht bloß Synagoge und Unglaube haben auf moralische Aergernisse in dem öffentlichen Verhalten Stöcker's hingewiesen, auch streng christlich gesinnte Männer haben mit ihrem Finger wunde Stellen in Stöcker's Rufe berührt. Pastor Ziegler in Liegnitz hat in der Protestantischen Kirchenzeitung 1885 Nr. 32 Stöcker über die dreiste Fälschung einer allgemein bekannten kirchengeschichtlichen Thatsache zur Rede gestellt. Der Theologie-Professor Strack hat mit Stöcker vom Mai bis November 1885 gerungen, um eine ernste Streitsache ohne öffentliches Aergerniß zu erledigen. In welchem Sinne Strack diesen Streit führte, ist in seinem Brief vom 2. Juni ausgesprochen. „Herr Hofprediger, kehren Sie um, da es noch Zeit ist, Lüge und Fälschung haben sich Ihnen als Bundesgenossen — nun ich will sagen — aufgedrängt. Sie schädigen die Wahrheit, das Christenthum; um der guten Sache willen beschwöre ich Sie, hören Sie auf meinen gutgemeinten Rath." Als alle privaten Verhandlungen zur Ausgleichung vergeblich waren, sah Strack sich genöthigt, die hierauf bezüglichen tagebuchartigen Aufzeichnungen zu veröffentlichen unter dem charakteristischen Titel: „Herr Adolf Stöcker. Christliche Liebe und Wahrhaftigkeit. Karlsruhe 1885." Zu diesem Titel vergleiche man Strack's Erklärung vor Gericht am 20. October 1885: „Herr Hofprediger Stöcker hat sich mir gegenüber derartig benommen, daß das königliche Landgericht, wenn ihm bei dem Proceß gegen die „Freie Zeitung" diejenigen Aeußerungen Stöcker's, welche ich beweisen kann, bekannt gewesen wären, daß, sage ich, das königliche Landgericht dann die Art, in der der Hofprediger Stöcker mit seinem Wort umgegangen ist, mit einem schärferen Ausdruck als l e i c h t f e r t i g bezeichnet haben würde." Der Theologie-Professor A. v. Oettingen schreibt: „Durch die Vermischung des Kirchlichen und Politischen hat Stöcker dem Christenthum unsäglich Schaden zugefügt." Ich selber habe über Stöcker's Wahrhaftigkeit Folgendes zu berichten: In der christlich-socialen Versammlung vom 27. Mai 1881 hat Stöcker gesagt, und in seinem Buch: „Christlich-Social" 1885 S. 195 hat er wiederholt: „Als Baumgarten in Rostock war, mußte er seine

Professur niederlegen." Stöcker weiß recht gut, wie es jeder Theologe weiß, daß die mir widerfahrene Verketzerung und Amtsentsetzung ein bis heute himmelschreiendes Aergerniß ist, bei welchem nicht ich, sondern das mecklenburgische Kirchenregiment die Verantwortung trägt. Stöcker ist aber daran gelegen, mich in's Unrecht zu setzen, weil ich, obwohl ein rechtgläubiger Theologe, gegen seine kirchenpolitische Agitation aufgetreten war. Um dieses Odium rasch zu beseitigen, benutzt er die Unwissenheit seiner christlich-socialen Versammlung, um vermittelst einer wirklich schnöden Fälschung einer notorischen Thatsache mich in den Augen seiner Versammlung zu vernichten. Es ist ein geistliches Schandstück, das hier aufgeführt wird. Als ich Stöcker über diese Sünde zur Rede stellte, hatte er die Verwegenheit, seine eigene Fälschung noch einmal zu fälschen, indem er vorgiebt, daß er keinen Tadel hätte aussprechen wollen, sondern nur eine gleichgültige Thatsache[1].

Von dem Falscheid bis zu der zuletzt genannten Doppelfälscherei liegen öffentliche Sünden Stöcker's vor, welche er entweder, wenn er könnte, leugnen, oder durch öffentliche Reue und Buße sühnen mußte. Stöcker that weder das Eine, noch das Andere, sondern verhielt sich diesen Thatsachen gegenüber meistens stillschweigend, oder suchte mit ausweichenden Redensarten darüber hinwegzuschlüpfen. Das ist ein offenbar sündhafter Zustand, bei welchem den Einzelnen seine Brüder zurecht weisen sollten; aber anstatt dessen haben sie ihn in seinem seelengefährlichen Schlaf bestärkt. Die Kreuzzeitung hatte sich bis zum 1. Juli 1885 im Unterschiede von dem Reichsboten vor einer völligen Solidarität mit Stöcker gehütet. Nach dem Proceß Stöcker wider die „Freie Zeitung" ging der Chefredacteur, Freiherr von Hammerstein, mit vollen Segeln zu Stöcker über, und die Kreuzzeitung sammelte nun die 7000 Eideshelfer für Stöcker's Unschuld. Dieser vermeintlich christliche, in Wahrheit aber sehr unchristliche Liebesdienst bestärkte Stöcker auf seiner schiefen Bahn zum Niedergang.

---

[1] In diesen Tagen (Juli 1891) sagt mir ein früherer Freund Stöcker's, ein in Berlin angestellter Lehrer, daß St., anstatt Baumgarten selbst Rede zu stehen, über den letzteren in einer für ihn, den Ohrenzeugen, geradezu empörend malitiösen und wegwerfenden Weise hinterrücks vor seinen „Christlich-Socialen" damals sich ausgelassen habe. Der Herausgeber.

Dieses durch die Kreuzzeitung vollzogene unchristliche Eideshelferthum zum Schutze des öffentlich ohne Sühnung bezichtigten Hofpredigers ist eine verhängnißvolle Wendung. Von nun an bildete sich in den sogenannten christlichen Kreisen eine fast solidarische Anhängerschaft an Stöcker, welche auch die Wenigen, die in echt christlichem Sinn Stöcker zu berichtigen suchten, von vornherein für Unchristen erklärte. Wahrlich, es ist nicht zu sagen, in welchem Grade dieser in der großen Oeffentlichkeit sich abspielende Vorgang das bereits vorhandene Mißtrauen des Volkes gegen Kirche und Christenthum steigern mußte.

Dazu kommt nun noch ein Zweites. Seitdem weltliches und geistliches Wesen vermischt ist, wird in den großen Landeskirchen die Kirche regiert mehr oder weniger unmittelbar von dem Sitze der Macht und Gewalt. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Einrichtung für die Geistlichkeit eine große Versuchung liegt, und die Fälle sind auch häufig genug, in denen die verführerische Macht ihre traurigen Siege feiert. Die versuchlichste Stelle ist aber ohne Frage das Hofpredigeramt, dessen öffentliche Stimme in der Nähe des Thrones das öffentliche Gewissen für göttliches Recht und Wahrheit in erster Linie zu vertreten berufen ist. Welch' ein im Grunde gefestetes Herz gehört dazu, um diesem hohen Amte zu genügen! Das Mißtrauen ist groß, daß die von dem weltlichen Reich so vielfach abhängige Geistlichkeit, vor Allem die mit dem Hofe zunächst verbundene, sich leicht in ihrem Urtheil und in ihrem Verhalten mehr oder weniger durch Rücksichten auf die höchsten Gewalten bestimmen läßt. Und wie schlimm steht es, wenn bestimmte Thatsachen zum Vorschein kommen, in denen sich die Furcht vor der sich regenden Gewalt offenbart. Ein solcher Fall liegt vor in dem Verhalten des Hofpredigers Stöcker an einer Stelle, welche der allergrößesten Oeffentlichkeit ausgesetzt ist.

Am 23. und 26. Februar 1885 wurde im preußischen Abgeordnetenhause eine Angelegenheit verhandelt, welche dem Hofprediger Stöcker, der Mitglied des Hauses war, eine ganz unabweisliche Pflicht auferlegte. Es handelte sich um den Fall Dr. Schwenninger. Dieser Mann war durch einen dreifachen Richterspruch als öffentlicher Ehebrecher unter erschwerenden Umständen verurtheilt. Derselbe hatte darnach die ärztliche Geschick-

lichkeit, der Gesundheit des Reichskanzlers einen wesentlichen Dienst zu leisten. Dafür ist ihm die deutsche Nation dankbar. Der Mann verlangt aber zum Dank einen Preis, über den kein Volk unter dem Himmel verfügen kann, er verlangt eine Aenderung der moralischen Weltordnung. Er fordert eine Professur an der Universität Berlin, und diese Professur soll seine schuldhafte Vergangenheit begraben oder die Schuld vernichten, als wäre sie nie gewesen.

Ein Sünder kann seine Vergangenheit vergessen machen, aber nur durch Reue und Besserung. Das ist der einzige Weg, und einen anderen giebt es nicht. Die Rücksicht auf die öffentliche Moral war es, mit welcher die Abgeordneten der Linken, Dirichlet, Virchow, Hänel, Stern, gegen die Bewilligung der für die Professur Schwenninger verlangten Position ihre warnende Stimme erhoben. Es war der erste Redner, welcher Stöcker öffentlich anredete und auf die höchst bedenklich drohende Lage aufmerksam machte, wenn man nach unten hin die Moral strenge handhabe, nach oben dagegen lax; er nannte diese Gefahr mit dem historischen Namen Byzantinismus. Die Männer der Linken, welche gerne als Ungläubige und Heiden verachtet werden, traten auf für die öffentliche Moral gegen die große Gefahr einer durch den Staat legitimirten Versuchung. Stöcker's Pflicht war, nicht bloß für die öffentliche Moral aufzutreten, sondern auch, und zwar mit dem größesten Nachdruck für die Heiligkeit der göttlichen Gesetze, für die Heiligkeit des 6. und 10. Gebotes. Beide Gebote waren übertreten, und kein Zeichen von Besserung war vorhanden, im Gegentheil, trotzig verlangt der Uebertreter öffentliche Indemnität, welche an hohem Orte ein öffentliches Aergerniß der Versuchung für alles Volk, und namentlich für die akademische Jugend, vor Augen stellt. Es war Stöcker's unabweisbare Pflicht, im Namen der öffentlichen Sittlichkeit der Forderung des Cultusministers entgegenzutreten. Er mußte geltend machen, daß man mit hervorragenden Leistungen sich in der Welt verdient machen könne, aber nicht die göttliche Heilsordnung umstoßen. Das mußte der schlagfertige Redner mit der ganzen Wucht christlicher Ueberzeugung zur Anerkennung bringen. Das war eine Leistung des praktischen Christenthums an einer hohen politischen Stelle. Was that nun Stöcker an dieser Stelle, in dieser Frage? An

beiden Tagen wurde ausführlich über diese wichtige Sache verhandelt. Stöcker blieb stumm am 23. Februar, er blieb stumm am 26. Februar. Aber was noch mehr ist: als es zur Abstimmung kommen sollte, verließ Stöcker zweimal seinen Platz! Das war ein Silentium impium, wie Luther zu sagen pflegt, ein gottloses Verstummen, eine feige Fahnenflucht, eine Verleugnung Christi.

Wäre das geistliche Wächteramt in richtiger Verfassung, dann wäre Stöcker nach einer solchen unchristlichen Fahnenflucht genöthigt, den von ihm behaupteten Beruf, das Volk für Christus zurückzuerobern, aufzugeben, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und das öffentlich gegebene Aergerniß zu sühnen. Aber wir sind in kirchlicher Beziehung außerhalb aller Ordnung und Verfassung. Stöcker selber rührt jene öffentliche Schmach nicht an, und wird auch von seinen Anhängern und Bewunderern nicht genöthigt, darüber Rechenschaft abzulegen. Was ist die Folge? Die Luft, die ohnehin schon voll ist von Mißtrauen gegen alles Geistliche, wird nach einem solchen Verrath an der öffentlichen Moral von Seiten eines Hofpredigers noch mehr geschwängert an giftigen Dünsten des Argwohns. O, welche Opfer müssen gebracht werden, um dieses Gebirge von Argwohn nur einigermaßen wiederum zu beseitigen!

3.

Der sogenannte Kirchenfriede ist am 10. Mai 1881 in Berlin geschlossen worden. Aber am 12. Mai d. J. brachte der Reichsbote einen Artikel, in welchem als Lebensfrage der evangelischen Kirche aufgestellt wurde, daß ihr von dem Staate diejenigen Freiheiten verliehen werden müßten, welche jetzt der katholischen Kirche anheim gegeben wären. Zwei Tage darauf wagte Stöcker, in der christlich-socialen Versammlung das trotzige Wort zu sprechen: „Wir müssen suchen, die Ketten, welche die evangelische Kirche fesseln, zu brechen.“ Es beginnt damit diejenige Agitation, welche als Antrag Hammerstein-Kleist-Retzow die kirchenpolitische Presse und Agitation in jüngster Zeit in Bewegung setzt. Die beiden Namen Hammerstein-Kleist sind untergeordnet. Stöcker ist derjenige, der durch seine Aufsätze, vom Jahre 1875 an, die auf die sogenannte Befreiung der Kirche vom Staat gerichtete Bewegung in der preußischen Landeskirche inspirirt hat. In dieser Richtung

kann viel Wahres und Gutes gesagt werden, und wird auch in der That gesagt, es kommt aber in der gegenwärtigen Krisis auf die verborgene, sich enthüllende Haupttendenz an, und da diese falsch ist, so wird auch das sonst Richtige durch die falsche Haupttendenz gefälscht. Stöcker's kirchliche Emancipationsgedanken gewinnen Gestalt in dem Moment, in welchem der preußische Staat seine antivaticanische Nothwehr dem Papstthum zu Füßen legte. Dieser Moment könnte der Geburtstag einer neuen kirchlichen Aera sein, nämlich dann, wenn die evangelische Kirche in diesem Triumph des Papstthums mit Furcht und Zittern das Zeichen des zweiten apokalyptischen Thieres erkennen wollte. Dann würde die evangelische Kirche alle Kräfte anspannen, um von sich Alles abzuthun, was in ihr an päpstliche Maximen und Institute erinnert. Aber ach, wir finden Stöcker-Hammerstein-Kleist in gerade entgegengesetzter Richtung. Die päpstliche Afterkirche fordert und erhält auf ihrem eigenen Gebiete unumschränkte Freiheit, und hat das Recht, den weltlichen Arm in Anspruch zu nehmen, damit ihr Belieben zu Kraft und Geltung gelange. Was gewahren wir nun in jener Agitation? Diese kirchlichen Führer, anstatt abgeschreckt zu werden von der Macht und Herrlichkeit des siegenden Papstthums, werden im Gegentheil von dieser scheinheiligen Weltlichkeit innerlich angesteckt.

Nicht plötzlich noch unvermittelt erwacht in der evangelischen Kirche dieser Anspruch, es ist eine Brücke, gebaut von dem bestehenden Staatskirchenthum hin zu dem Papstthum diesseits der Berge. Im Jahre 1859 ward von der Eisenacher Conferenz das Referat über das landesherrliche Kirchenregiment Kliefoth anvertraut. Da Kliefoth seit 1854 sein hierarchisches System nicht bloß theoretisch dargelegt, sondern durch offenkundige Gewaltthaten bekannt gemacht hatte, so war diese Ernennung Kliefoth's ein Vertrauensvotum für sein Kirchensystem. Kliefoth trug im Jahre 1861 sein Referat vor, und dasselbe ward von der Conferenz mit einer geringen Modification angenommen. Nach diesem Referat hat der Monarch das Kirchenregiment als ein persönliches Attribut, und verwaltet dasselbe durch seinen Oberkirchenrath, den er unabhängig vom Ministerium und Parlament ernennt. Nur in zwei Fällen hat der Oberkirchenrath sich mit dem weltlichen Regiment zu be-

nehmen, und zwar jedesmal eine Forderung zu stellen, nämlich, wenn es sich um Geld für kirchliche Zwecke, oder um gesetzliche Durchführung kirchlicher Satzungen handelt. Das ganze Kirchenwesen ist hier also autonom, und der Staat ist lediglich der Kirche dienstbar mit seinem weltlichen Arm, es ist die einheitliche Ordnung des gesammten öffentlichen Wesens unter der geistlichen Leitung nach der Bulle Unam sanctam.

Und dieses System ist seit 30 Jahren in Mecklenburg stricte durchgeführt. An der Spitze der Kirchenregierung steht ein Geistlicher, kein Jurist, der des Fürsten unbedingtes Vertrauen genießt, kein Ketzer oder Sectirer wird auf Kanzel oder Katheder geduldet Staatsministerium und Landtag sind mit dem Kirchenregiment in Harmonie, Universität und Gerichte sind der Kirchenverwaltung dienstbar, in dem ganzen Lehrerpersonal der höheren und niederen Schulen ist Widerspruch nicht zu spüren.

Alles, was Stöcker-Hammerstein-Kleist wünschen und beantragen, hier ist es erreicht; was jene mit halbem Wagniß erstreben, sind schwache Anläufe zu dem, was hier als Ziel errungen ist. Wäre nun in diesen Bestrebungen kirchliche Wahrheit und christliche Kraft und Freiheit, dann müßte hier in Mecklenburg das Reich Gottes blühen und die herrlichsten Früchte tragen. Daß nicht dieses, sondern das Gegentheil die Wahrheit ist, dafür sind mir 30 Jahre Zeugniß. Mithin ist die Gegenwart der mecklenburgischen Kirche der Thatbeweis, daß Stöcker's Kirchenemancipation auf völlig falscher Bahn sich bewegt.

L. Offener Brief an den Herrn Oberkirchenraths-Präsidenten Dr. Th. Kliefoth in Schwerin und Herrn Consistorialpräsidenten D. Mejer in Hannover[1].

Hochgeehrte Herren!

In dieser ernsten Fastenzeit drängte sich das Wort der heiligen Schrift: „Dem Menschen ist gesetzt zu sterben, darnach aber das

[1] Dieser offene Brief wurde zuerst veröffentlicht in dem Protestantischen Sonntagsblatt von Pastor Studt Nr. 13 Jahrg. 1887, und in

Gericht" (Hebr. IX, 27) meinem Gewissen auf. Ich trete in diesem Monat in mein 76. Lebensjahr, und mit Euch Beiden ist es ähnlich bestellt, die Jahre des Einen sind ein wenig höher, die Jahre des Anderen ein wenig niedriger, wir alle Drei „gehen", wie Luther zu sagen pflegt, „auf der Grube", und es ist daher Zeit, daß wir unser Haus bestellen. Dessen eingedenk kann es uns nicht entgehen, daß wir Etwas mit einander zu verhandeln und durch gegenseitiges Aussprechen zu erledigen haben, was, unerledigt geblieben, uns in unserer Todesstunde stören und in dem darauf folgenden Gericht verdammen würde.

Das Consistorialerachten vom 15. September 1857 trägt heute noch Deinen Namen, Herr Doctor Mejer, und aus dem Großherzoglichen Entlassungsrescript vom 6. Januar 1858 ist zu ersehen, daß Du, Herr Doctor Kliefoth, dieses Consistorialerachten gut geheißen hast. Ihr Beiden seid jetzt die einzigen Ueberlebenden von den sechs Männern, welche sich verbündet hatten, mich unschädlich zu machen. Da nun das genannte Consistorialerachten über meine christliche und theologische Persönlichkeit, ja auch über meinen Charakter und Wandel den Stab gebrochen hatte, so war ich hoch und heilig verpflichtet, mich zu vertheidigen; ich konnte aber diese Vertheidigung nicht anders führen, als durch gleichzeitige Bekämpfung meiner Ankläger. Da ich mich überzeugte, daß in der über mich verhängten Katastrophe eine Krisis der Landeskirche, ja vielleicht eine Krisis für den deutschen Protestantismus überhaupt angezeigt sei, so durfte ich in meiner Vertheidigung nicht ermüden und ablassen, und ist daher in diesen dreißig Jahren, während welcher ich unter dem Bann jenes Consistorialerachtens leide, eine voluminöse Literatur meiner Hand über die vorhandene kirchliche Krisis entstanden.

Da mir in dem Consistorialerachten vor Allem Christenthum und Moral abgesprochen war, erkannte ich es für meine vornehmste Pflicht, meine Vertheidigung und meinen Kampf so zu führen, daß ich Alles vor Gott und vor der urtheilsfähigen Menschheit verantworten könnte. Es war nicht leicht, immerdar die nöthige Ruhe

---

dieser Gestalt den Herren Adressaten zugesandt. — Eine Antwort ist auf diesen Brief weder von dem einen, noch von dem anderen Herrn erfolgt.

und Klarheit zu besitzen, um vor Ausbrüchen einer leidenschaftlichen Stimmung geschützt zu sein; diese Herrschaft des Geistes war dadurch namentlich erschwert, daß der Bann des Consistorialerachtens in Mecklenburg als eine gesellige Aechtung meines Hauses angesehen und behandelt wurde. Es wurde aber dem gegenüber von mir und meiner Frau zum Hausgesetz erhoben, daß von den Männern, welche uns schweres Leid zufügten, nicht in leidenschaftlicher Erregung gesprochen werden durfte, daß Jeder in unseren Räumen denselben ihre Ehre und ihr Verdienst zukommen lassen müsse, und wenn etwa diese Linie nicht inne gehalten wurde, so hat es, glaube ich, nicht leicht an der nöthigen Correctur gefehlt. Wenn unsere Wände Ohren und Zungen hätten, so müßten und würden sie uns dieses Zeugniß nicht versagen.

Es giebt zwei Instanzen, welche ich in dieser Streitsache nicht für competent halten kann. Die eine Instanz ist die Meinung derer, welche zu feige sind, um einen Kampf für die ewige Wahrheit zu begreifen; diese finden natürlich meine Sprache, wenn sie sich gegen bestimmte Personen und Thatsachen richtet, viel zu stark und zu strenge. Ebenso wenig kann ich mich beugen vor den Urtheilen der mecklenburgischen Gerichte in den Jahren 1858—76; diese haben mich in fünf Preßprocessen zu 40 Wochen Gefängniß in carcere academico verurtheilt. Ich habe kein einziges von diesen Urtheilen anerkennen können, weil ich beweisen konnte und bewiesen habe, daß die Gerichte nicht getragen von dem ethischen Verständniß der sehr ernsten Dinge, um die es sich handelt, sondern befangen in dem, was R. v. Jhering den Materialismus und Mechanismus der jetzigen Jurisprudenz nennt, geurtheilt haben.

Aber es giebt eine dritte Instanz, vor der beuge ich mich unbedingt und ohne Vorbehalt. Ich stehe vor Euch, meine hohen Herren, nicht als ein Selbstgerechter, sondern als ein Mensch, der alle Tage mit seiner Schwäche und Sünde zu kämpfen hat, und lediglich der Gnade leben kann und will. Ich habe mich mit den Meinen redlich bemüht, uns in dem Kampf mit Euch vor allem Unrecht zu hüten. Aber es wird nicht fehlen, daß es in der langen Zeit bei den vielen Reizungen und Versuchungen, die über mich gekommen sind, nicht ohne Versündigung an Euch abgegangen ist. Ich stehe vor Euch als ein Bittender, saget mir, wann, wo und

wie ich Euch zu nahe gethan. Da wir nun noch mit einander auf dem Wege sind, so saget mir, ob und was Ihr gegen mich auf dem Herzen habt, damit ich es Euch abbitte und mich mit Euch versöhne, um dann frei dem Heiligthum Gottes nahen zu können (Matth. V, 23—26).

Andererseits habe ich an Euch ein Verlangen zu stellen, und zwar auf Befehl des Herrn. Es stehet geschrieben: „Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein" (Matth. XVIII, 15). Was Ihr an mir gesündigt habt, ist öffentlich geschehen, kann daher nicht im Geheimen gestraft werden, sondern muß öffentlich gerügt werden, wie die Sünde des Petrus in Antiochia (Gal. II, 11—18). Ihr werdet nicht sagen wie die Kinder der Welt: die Sache ist lange her und bereits abgethan, denn Jeder von Euch steht an der Spitze einer lutherischen Landeskirche, die sich rühmt ihres Gehorsams gegen das Wort Gottes allein. Wenn Ihr also hingewiesen werdet auf das Wort Gottes, so ist die Aufmerksamkeit einer ganzen Landeskirche darauf gerichtet, wie Ihr Euch dem heiligen Worte gegenüber verhaltet. Saget also nicht: es ist zu lange her, sondern saget lieber: Gott Lob, es ist noch nicht zu spät. Mir ist also geboten, die an mir geschehene Versündigung in strenger Wahrheit Euch vorzuhalten, und Ihr seid verpflichtet, mich mit Gelassenheit anzuhören und mein Wort zu Herzen zu nehmen. Wir sind hier also mit einander auf heiligem Boden, und darum sollen Weltgedanken, Zweifels- und Unglaubensregungen uns hier nicht stören.

Das Consistorialerachten, welches Ihr mit Eurem Namen und Eurer Autorität vertretet, hat mich öffentlich hingestellt und gebrandmarkt als einen abgefallenen Irrlehrer, als einen eidbrüchigen, gewissenlosen, staatsgefährlichen Verführer der Jugend und des Volkes. Unter diese entsetzlichen Anklagen bin ich auf 237 Druckseiten gestellt, ohne daß dieses Kirchengericht sich bewogen findet, mir irgend Etwas zur Milderung und Entschuldigung in Abzug zu bringen. Ja, ich darf es nicht verschweigen, da der Eidbruch, der mir zur Last gelegt wird, als ein „ungescheuter und geflissentlicher" bezeichnet wird, so ist die Grenze der rein menschlichen Sünde überschritten, und man kann sich des Grauens vor Teufelei nicht erwehren. Unter der Last dieser meine christliche, theologische

und moralische Existenz vernichtenden öffentlichen Beschuldigungen stehe ich mit den Meinigen seit dreißig Jahren. Das ist die Versündigung gegen mich, für welche ich Euch mit dem Ernst eines Christen verantwortlich mache.

Ich würde glauben, Euren Verstand zu beleidigen, wenn ich es im Ernste unternehmen wollte, mich wegen der genannten Beschuldigungen vor Euch zu vertheidigen. Ich weiß wohl, daß Ihr an meiner Lehre und an meinem kirchenpolitischen Verhalten Allerlei auszusetzen findet, aber jene Anathemata wider meinen christlichen und moralischen Stand, welche ich aus dem Consistorialerachten angeführt, könnet und werdet Ihr nicht wagen, öffentlich aufrecht zu halten. Es gab ja doch eine Zeit, wo wir mit einander in gegenseitiger Achtung, Collegialität, ja auch Freundschaft standen; Ihr könnt nicht nachweisen, wann und wie ich sollte in ein moralisches Ungeheuer verwandelt worden sein. Und diese dreißig Lebens- und Leidensjahre, sollten die bei Euch gar nichts gelten? Ihr Beide seid immerdar in Ansehen und Würden höher emporgekommen, gleichzeitig habe ich als ein Gebannter und Geächteter durch die Welt gehen müssen. Aber Ihr auf Euren hohen Kirchensitzen kennt doch den allgemein menschlichen Erfahrungssatz, daß Wahrheit und Unschuld durch Leiden am kräftigsten bewährt wird. Ich wage es daher getrost, meine dreißig Leidensjahre als einen Zeugen vor Euch hinzustellen, welcher jene entsetzlichen Anklagen gegen mich, die Ihr in dem Consistorialerachten gegen mich erhoben, und die Ihr noch heute vertretet, mit der dem unschuldigen Leiden innewohnenden Ueberzeugungskraft vernichtet.

Und was nun weiter? Wir stehen hier allerdings vor einem bösen Knoten, den menschliche Weisheit und Kraft weder lösen, noch durchhauen kann. In der Welt geht man über die offenbaren Sünden und Missethaten zur Tagesordnung, und das setzt sich fort, bis das Maß voll ist, und das Feuer Gottes die bösen Werke verzehrt. Aber mitten in der Welt steht das Heiligthum des dreieinigen Gottes, die Kirche Christi, in welcher der heilige Geist wohnt und waltet. Das ist nun der Unterschied zwischen der Kirche und der Welt, daß, während die Sünde in der Welt aufbewahrt wird für das ewige Feuer, die Sünde in der Kirche entweder vergeben, oder durch die Zucht der Gemeinde hinausgeworfen wird.

Da aber die Kirche in der Welt lebt, so ist sie fortwährend der Versuchung ausgesetzt, sich mit der Welt zu vermischen und also jenen Gegensatz zwischen Kirche und Welt abzuschwächen und aufzuheben. Wir stehen gegenwärtig in der Erfahrung dieser Versuchung: die Verweltlichung der Kirche droht sich zu verfesten und das Heiligthum vollends zu profaniren. Und das, worüber ich mit Euch verhandele, ist ein Stück dieser Gefahr der gegenwärtigen Kirche. Denn daß ein Document, wie das Consistorialerachten 30 Jahre lang in actueller Wirksamkeit besteht, ist ein Beweis, daß weltliche Maximen und Motive in der gegenwärtigen Kirche einen großen Spielraum haben. Es ist ja natürlich, daß Niemand die hier vorhandene Gefahr und Noth so tief und stark empfindet, wie ich, dessen Name ein Object der Verlästerung und Verfolgung von Seiten der officiellen Auctoritäten geworden ist. Mich dünkt, es kann auch Niemand mir den Vorwurf machen, daß ich mich aufdränge, wenn ich in dieser Sache das Wort ergreife, so lange ich noch mit Euch, meinen Anklägern, auf dem Wege bin.

Nachdem ich nun vor Euch, Ihr hohen Kirchenfürsten, die an mir von Euch geschehene offenbare, nicht zu vertheidigende Sünde genannt habe, ist es nunmehr an Euch, zu thun, was Christi Vorschrift von Euch verlangt. O, wollte Gott, daß es Euch aufleuchten möchte, welch einen großen Dienst Ihr gegenwärtig der Kirche der Gegenwart leisten könntet! Ach es ist eine traurige Zeit, an christlichen Büchern und Reden, an christlichen Versuchen und Werken kein Mangel, aber das Christenthum unserer Tage macht in seinem Kampf mit der Welt überall da Halt, wo die Grundkraft des ewigen Lebens einsetzen soll. Dieser Mangel ist am deutlichsten darin zu erkennen, daß diejenigen, welche das Amt und das Wort führen, innerhalb der heiligen Schrift Grenzen abstecken, vor denen sie umkehren oder mit andern Worten, sie haben den Muth nicht, auf die Höhe zu fahren, sondern bleiben an den Küsten. O welch ein Segen wird es sein, wenn Ihr, auf welche man nun hinschaut mit der Frage: ob Ihr schlicht und recht dem Gebote Christi: „höret er Dich, so hast Du Deinen Bruder gewonnen" (Matth. 18, 15), ob Ihr diesem Gebote folget, oder ob Ihr Künste sucht und krumme Wege, um vor dem heiligen Worte auszuweichen und umzubiegen.

Schwer an sich ist allerdings Eure Sünde und gesteigert ist sie dadurch, daß Ihr die ernsten Mahnungen in allen den 30 Jahren abgewiesen habt. Aber Ihr kennt ja den seligen und heiligen Heilsweg, der für alle Sünder offen steht und wir bekennen uns ja mit einander zu dem, dem auch „die Starken zum Raube“ werden sollen. (Jes. 53, 12.)

Groß ist das Aergerniß, das Ihr der Christenheit gegeben habt, aber wenn Ihr Euch demüthiget und jenes sündliche Document widerruft, dann wird aus dem Aergerniß ein göttliches Licht, in welchem die Menschheit wiederum mit voller Zuversicht die Gegenwart Gottes mitten in diesen Zeitwirren schauen und erkennen wird. Dann werden wir sprechen mit Joseph: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen“ (1. Mos. 50, 20), denn die Gnade wird triumphiren über alle unsere Sünden.

Ich habe Dich empfunden,
O, lasse nicht von mir,
Laß innig mich verbunden,
Auf ewig sein mit Dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen Dir ans Herz!

Rostock, 9. März 1887. M. Baumgarten.

LI. Die letzte Lebenszeit bis zum Tode.[1]

Es war am 21. November 1868 in Berlin, als ich zum ersten Male mich der hohen Gestalt und dem ausdrucksvollen Gesicht

[1] Die in diesem abschließenden Capitel enthaltenen Ausführungen stammen aus der Feder des past. prim. H. Ziegler, eines vertrauten Freundes B.'s. Das aus dieser Darstellung mit lebensfrischen Farben hervortretende Bild des Heimgegangenen wird um so werthvoller und unpartheiischer gelten müssen, weil B. und Z. auf wesentlich scharf geschiedenem Glaubensstandpunkte stehen. Der Herausgeber.

meines späteren Freundes Michael Baumgarten gegenüber befand. Durch einen seiner Schüler, meinen damaligen Collegen S. Deutsch (jetzt Professor der Theologie in Berlin), auf seine Persönlichkeit, seinen kirchlichen Standpunkt und seine theologische Bedeutung energisch hingewiesen, hatte ich mir die Gelegenheit, ihn am hundertjährigen Geburtstage Schleiermacher's die Festrede im Kreise der Anhänger des Berliner Unions- und Protestantenvereins halten zu hören, nicht entgehen lassen. Es war nicht nur seine wahrhaft meisterhafte Würdigung desjenigen Theologen und religiösen Charakters, der den entscheidendsten Einfluß auf die leitenden Geister der evangelischen Kirche Deutschlands seit dem Jahre 1799 bis in die Gegenwart geübt hat, welche damals ergreifend auf mich wirkte; sondern es war mindestens ebensosehr die Persönlichkeit Baumgarten's selber, welche von dem Zeitpunkte dieser Rede an für mein inneres Leben hohe Bedeutung gewann. Ich hatte den großen Vorzug, noch an jenem Tage in eine persönliche Beziehung zu ihm zu treten, welche seitdem von Jahr zu Jahr sich enger und inniger gestaltete und mich wie meine Frau bis zum Ende seines Lebens das Glück persönlicher, von beiden Seiten eifrig gepflegter Freundschaft mit ihm in vollen Zügen genießen ließ. Und wenn ich jetzt der liebenswürdigen Aufforderung des Herausgebers der vorliegenden Selbstbiographie des Verewigten folge, ein Bild der letzten Lebensjahre Baumgarten's zu zeichnen, so handelt es sich für mich selbstverständlich nicht darum, noch einmal zu sagen, was unvergleichlich wahr und ergreifend in diesem Selbstbekenntniß eines der reinsten, kräftigsten und kindlichsten religiösen Charaktere unsres Jahrhunderts gesagt worden ist, sondern nur darum, den ihm persönlich im Leben ferner Stehenden zur rechten Würdigung der Persönlichkeit eines Mannes zu verhelfen, welcher, jugendlich empfindend bis zum letzten Athemzuge, der hartnäckigsten Verkennung seines Wollens und Wirkens zum Trotz, je älter er ward, desto einheitlicher und klarer sein inneres Leben mit Gott wie seine Stellung zu den Menschen, insbesondere zum deutschen Volke und zur evangelischen Kirche, entfaltete. Gewiß, es war kein mildes, freundliches Abendroth, welches dem Ausgange seiner irdischen Laufbahn leuchtete; um so werthvoller aber muß Allen, die auf ihn aufmerksam geworden sind, oder ihn kennen gelernt haben, jeder Blick sein, wel-

chen sie in das Glaubens- und Liebesleben seiner Seele thun können, wie es sich im Angesichte immer drohender sich gestaltender Gefahren für das Reich Gottes im deutschen Volk und Reich, im Angesichte immer neuer Enttäuschungen seiner Hoffnungen und Unternehmungen entfaltete und vollendete. Um so wichtiger kann auch für unser Verständniß dessen, was wir auf religiösem und kirchlichen Gebiete gegenwärtig in Deutschland besitzen, was wir zu fürchten und zu hoffen, zu bekämpfen und zu erstreben haben, eine kurz zusammengefaßte Uebersicht der Ergebnisse sein, zu welchen der allzeit wachsame, thatbegierige, kampfbereite, von Hoffnung und Liebe brennende Geist des schwer geprüften Baumgarten gelangt war.

Nach Einer Seite freilich, so will es scheinen, hat er selber seit der Zeit, da er ein reifer Christ und ein tief gelehrter Theologe ward, eine ihm gesteckte Schranke seines kirchlichen und theologischen Verständnisses nie überwunden, nichts hinzugelernt, kann er also, das scheint ein berechtigter Schluß zu sein, auch uns grade als Greis nichts lehren. Es ist allgemein bekannt und auch von seinen unversöhnlichsten Gegnern aus dem hierarchisch-kirchlichen Lager nie geleugnet worden, daß Baumgarten ein (wie man heute zu sagen pflegt) „positiver Christ und Theologe“ gewesen ist. Und mit diesem Ausdruck bezeichnet man ja heute meistens nicht etwa nur die persönliche christliche Frömmigkeit, die evangelische Gesinnung eines Menschen (auf sie kommt bekanntlich bei der Beurtheilung eines Menschen in jenem Lager wenig an), sondern man will mit diesem Worte vor allem aussprechen, daß der so Beurtheilte sich ablehnend gegenüber der geschichtlichen, insbesondere der biblischen Kritik der überlieferten kirchlichen Lehre und Anschauung verhalten habe, daß ihm die heilige Schrift wie das kirchliche Bekenntniß in jenem gesetzlichen Sinne Norm geblieben sei, wie dies etwa in dem lutherischen Concordienbuch vom 25. Juni 1580 ausgesprochen und überall vorausgesetzt wird. In diesem gesetzlichen Sinne Baumgarten einen positiven Theologen zu nennen, wird nun zwar keinem Kenner seiner Schriften und seines persönlichen Wirkens beikommen. Es wäre ein Leichtes, aus einer an Fülle und Kraft gradezu überwältigenden Masse von gedruckten und ungedruckten Aeußerungen jeden Schein einer solchen gesetzlichen

Traditionstheologie von ihm abzuwenden. Er war ein freier evangelischer Mann auch dem Wortlaut der Bekenntnisse, auch dem Buchstaben der heiligen Schrift gegenüber. Wohl aber wird man von ihm sagen dürfen, daß er trotz der großen Tiefe und Vielseitigkeit seines Wissens und Verstehens und trotz der großen Offenheit seines Herzens für die Aeußerungen der Frömmigkeit auch in der fremdartigsten und unkirchlichsten Gestalt dennoch zu denjenigen evangelischen Theologen unsrer Zeit gehört hat, welche den Unterschied zwischen der altkirchlichen und der gegenwärtigen Welterkenntniß und Weltanschauung nie als einen wirklichen Gegensatz empfunden haben. Er hat die schwersten Gewissenskämpfe in Bezug auf seine persönliche Stellung zu Gott, in Bezug auf sein Verstehen des Willens Gottes und die Bestimmung seines Handelns und seiner ganzen Persönlichkeit durch diesen Willen erlebt, nie aber einen Gewissenskampf etwa um die geschichtliche Zuverlässigkeit des Johannesevangeliums, um die Geschichtlichkeit der biblischen Wunderberichte, um die Vereinbarkeit der kopernikanischen Weltanschauung mit der biblischen Vorstellung von der Erde als dem Mittelpunkt der Welt und um Ähnliches. In zahlreichen Gesprächen mit ihm, die diesen Unterschied unserer Theologie behandelten oder berührten, mußte ich mich immer klarer davon überzeugen, daß er alle biblischen Erzählungen und Anschauungen stets im tiefsten religiösen Sinne anschaute und sich zu eigen gemacht hatte, daß damit jedoch auch die Sache in jedem Sinne für ihn entschieden war. Mochten es die Schöpfungsberichte der Genesis oder das Buch Daniel, mochte es die biblische Anschauung vom Teufel oder die Verkündigung von der nahen Wiederkunft Jesu sein, überall machte er auf Grund des kräftig erfaßten religiösen Momentes in den biblischen Berichten den vollsten Ernst damit auch für die Gegenwart, ohne irgendwelche Sorge darum, daß er damit in Widerspruch mit allgemein anerkannten Wahrheiten neuerer Erkenntniß kommen könnte. Wie ernst es ihm damit war, zeigt z. B. der in geweihter Stunde ernstesten Gespräches von ihm für mich und meine Gattin mit der größesten Zartheit und Innigkeit geäußerte Wunsch, wir möchten unsern nach seinem Urtheil ernsten und aufrichtigen Kampf gegen Sünde und Ungerechtigkeit als einen persönlichen Kampf gegen den Teufel auffassen und führen können,

weil aus dieser Kampfesstellung noch eine ganz andere Kraft der Ueberwindung entspringe, als aus der unsrigen. Und so voll trotz solchen offenen Auseinandergehens der religiösen Vorstellungsweise und der Würdigung religiöser Urkunden der Geschichte unsere Freundschaft und unser gemeinsames Glauben, Hoffen und Vorwärtsstreben blieb, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich in der That eine Schranke des Gesichtskreises Baumgarten's in jenem Mangel an Würdigung des Umschwunges der Welterkenntnis empfunden habe. Dieselbe trat mir namentlich darin entgegen, daß er für F. Chr. Baur und seine Schule, für Männer wie Th. Keim, für Holtzmann, für Wellhausen oder für Lipsius' dogmatischen Standpunkt und manche andere Erscheinung der gegenwärtigen Theologie (obgleich niemals hart aburtheilend) doch keine Schätzung hatte.

Trotzdem behaupte ich, daß alle Richtungen in unsrer Kirche grade aus der Stellungnahme Baumgarten's zu der im öffentlichen kirchlichen Leben noch unüberwundenen Differenz zwischen antiker und moderner Weltanschauung außerordentlich viel lernen können. Eine Lösung dieser Frage in dem Sinne, daß die Frage aus der Welt geschafft worden wäre, dürfen wir freilich nicht von ihm erwarten, wohl aber bietet er uns in seinem eigenen Verhalten den wichtigsten Wegweiser dazu dar, wie wir die künstlich und unnatürlich zur Hauptfrage erhobene Differenz auf ihr natürliches Maß der Geltung zurückführen, dem Wirken des heiligen Gottesgeistes Bahn machen und eine innere Einigkeit bei bestehender Abstufung und Mannigfaltigkeit der religiösen Erkenntniß gewinnen können. Dieses Mittel liegt in der obersten Werthlegung auf die persönliche christliche und evangelische Gesinnung, der kindlichen Ergebung und Hingebung an Gott in Christo, auf das rücksichtslose Ernstmachen mit der religiösen Herzens- und Gewissensstellung im Sinne des obersten und unbedingten Trachtens nach dem Reiche Gottes und der Gerechtigkeit. Baumgarten hat nicht nur für sein persönliches Leben, sondern für sein hervorragendes öffentliches Wirken in der schwierigsten Stellung, welche ihm durch den hierarchischen Fanatismus aufgenöthigt worden war, so unbedingten Ernst damit gemacht, daß er ein leuchtendes Vorbild, ein Führer seiner Volks- und Glaubensgenossen auf dem Wege zur

Ueberwindung einer unnatürlichen Trennung der Herzen durch das heillose Aufbauschen menschlicher Erkenntnißunterschiede zu feindlichen Gegensätzen im Glauben und im Leben geworden ist. Wo er Aufrichtigkeit und Ernst der christlichen Gesinnung sah oder voraussetzte, da war sein Herz voll und ganz dabei und keine fremdartige Gestalt kirchlicher Lehre und Verfassung beirrte ihn, kein Gerede über Glauben oder Unglauben machte Eindruck auf seine Beurtheilung oder auf sein offenes Eintreten für solche Leute oder Bestrebungen. Und dabei blieb er sich selbst in seinem persönlichen Bekenntniß überall gleich, verhehlte nirgends, was seinen Lehr- und Erkenntnißstand von dem seiner ernsten Mitarbeiter und Mitstreiter unterschied und griff nur dasjenige rücksichtslos an, worin er eine Verleugnung der heiligsten Christenpflicht, des persönlichen Glaubensmuthes, der Liebe, der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit und eine aus Hochmuth oder Menschenfurcht, aus Streben nach Macht oder aus Beugung unter irgendwelche ungöttliche Autorität hervorgehende Beeinträchtigung des höchsten Gutes des Evangeliums, der Gotteskindschaft und der Freiheit eines Christenmenschen erkannte.

Baumgarten glaubte mit unerschütterlicher Zuversicht an die lebendige und gegenwärtige Macht des heiligen Gottesgeistes, welcher der Wahrheit den Sieg bereitet und Gottes Gerechtigkeit an den Tag bringt. Aber er wußte ebenso gewiß, daß das Widerstreben gegen diesen Geist, die innere Verschlossenheit der Seelen gegen die himmlische Stimme nicht nur die Einzelnen, sondern die gottgeordneten Gemeinschaften, die Völker und die Kirchengemeinschaften verdirbt und ohne Erbarmen in den Abgrund stürzt. Darum war er der Friedfertigste und Duldsamste, wo er irgend die Herzen offen fand für die hohe himmlische Stimme, aber der rücksichtsloseste Wecker, Rufer und Streiter, der unerbittlichste Gegner, wo er die Christen im Banne von Leidenschaften, Persönlichkeiten und Einrichtungen fand, welche dem heiligen Geiste des Evangeliums, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe widerstrebten. Mochte es der deutsche Protestantenverein oder der deutsche Reichstag, mochte es die „Protestantische Kirchenzeitung“ oder der „Evangelisch-Kirchliche Anzeiger“ in Berlin sein, mochte es das „Sonntagsblatt“ von Pfarrer Studt oder die „Wächterstimme“ von Pestalozzi sein, mochte

es Schleswig oder Rostock, Bremen oder Hannover, Berlin oder Dresden, Leipzig oder Frankfurt a. M., Heidelberg oder irgend ein anderer Ort in Deutschland sein, wo Baumgarten auf empfängliche Seelen rechnete, da war er bereit und voll freudiger Hoffnung. Doch wo er Vergewaltigung der Gewissen, Unwahrhaftigkeit und Ungerechtigkeit erkannte, da mochte es die dänische Vergewaltigung in Schleswig-Holstein oder Dr. Kliefoth und die mecklenburgische Hierarchie, da mochte es das welfische Lutherthum in Hannover oder Herr Stöcker in Berlin, Dr. Schenkel in Heidelberg oder sein früherer Herzensfreund Dr. Philippi in Rostock sein — Baumgarten fürchtete sich nicht und ließ sich durch keine opportunistische Rücksicht davon abhalten, klar und entschieden seine Stellung zu nehmen und für dieselbe öffentlich scharf und entschieden einzutreten.

Derjenige würde gänzlich irregehen, welcher meinte, daß irgendwie Verbitterung oder Verzweifelung in Folge aller bitteren Erfahrungen das Herz Baumgarten's in den letzten Jahren seines Lebens erfüllt hätte. Tief betrübt war er allerdings, aber eine eitle und ehrgeizige persönliche Empfindlichkeit lag ihm so fern wie möglich. Vielmehr sehen wir ihn nach wie vor eifrig und unermüdlich im Dienste seines Herren und seines Berufes.

Noch nicht zwei Jahre nach dem Ausscheiden aus dem Protestantenverein waren verflossen, als ich wieder ein Zeugniß dieses ungebrochenen Eifers in den Händen hielt, und was für ein Zeugniß! Es war Baumgarten's Lutherus redivivus[1], in welchem er die Geister des deutschen Volkes aufweckte, um ihnen den auf's Neue mit verstärkter Macht herannahenden Feind der kirchlichen Reaktion auf römischem wie auf evangelisch-kirchlichem Boden in seiner ganzen Gefahr zu zeigen, vor allem aber, um ihnen die Waffen darzubieten zum ehrlichen und siegesgewissen Kampfe mit dem alten bösen Feind der Kirche und unsres Volkes. An „den Spuren einer zweifachen noch nicht vergessenen Vergangenheit", an der Zeit nach den deutschen Freiheitskriegen und an der Zeit nach dem Beginn einer neuen Epoche, die mit dem Jahre 1848 an-

[1] Lutherus redivivus oder die kirchliche Reaktion, ihre Gefahr und ihre Ueberwindung. Frankfurt a. M. 1878. 256 SS. —

brach, zeigt er die ganze Verderblichkeit des Umstandes, daß beidemale die Frömmigkeit sich in den Dienst der freiheitsfeindlichen und darum volksfeindlichen Mächte stellte, beidemale die Religion dem Leben abgewendet und zu einer knechtischen Unterwerfung unter die Autorität gestaltet ward. Er weist mit gewaltigem Wort darauf hin, daß die große Entscheidung, ob's also bleiben oder anders werden, ob unser Volk innerlich zu Grunde gehen, oder neu geboren werden soll auf dem heiligsten Gebiete, durch den Vatikanismus Roms in der Gegenwart uns in verschärfter Weise nahegetreten ist, da die unglaubliche, in früheren Jahrhunderten ganz undenkbare Anmaßung Roms im Syllabus, in der Encyklika und im Vatikanum in der Hauptsache keinen christlichen Widerstand, sondern nur einen willfährigen Clerus in der Kirche gefunden hat. Die römische Kirche steht im Begriff, ihre über den Staat sich erhebende Gewalt zum Verderben unseres Volkes und Vaterlandes geltend zu machen und die evangelische Kirche ist unkräftig zum Widerstand, weil sie selbst keine Volkskirche, keine in sich selbst freie Gemeinschaft, sondern ein Haufen von auf fremde Autorität gebauten Landeskirchen ist. Zwar ist „die weltliche Correktur dieses verjährten kirchlichen Irrthums" durch die Reichsgesetzgebung erfolgt, welche am 3. Juli 1869 die Unabhängigkeit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von religiösen Bekenntniß und 6. Februar 1875 die von der Kirche unabhängige Bekundung des Personenstandes zum Gesetz erhob. Doch ist diese Correktur nicht tiefgehend und nicht gründlich genug. Jene Selbständigkeit, welche unser Herr seiner Kirche Matth. 18, 15—17 zuspricht, ist schon mit der Verstaatlichung der Kirche durch Constantin verloren gegangen und ist auch in der Reformation durch Fehler der Reformatoren (welche freilich durch die besonders schwierigen damaligen Verhältnisse sehr erklärlich waren) nicht voll wiedergewonnen worden. Die Kirche, welche sich von ganzem Herzen freuen sollte, nun endlich von der Knechtschaft, dem Staate Handlangerdienste, Polizeidienste zu leisten, befreit zu sein und die Möglichkeit freier und kräftiger selbständiger Organisation zu haben, bricht großentheils in ein Jammergeschrei darüber aus, daß ein Theil der Menschen, die bisher nur in einem ganz äußeren Verhältniß zur Kirche gestanden haben, nun der Wahrheit entsprechend ihre Ehen nicht mehr

kirchlich trauen und ihre Kinder nicht mehr taufen lassen[1]. In der kirchlichen und staatlichen Reaktionspartei in Preußen und in Mecklenburg sieht Baumgarten „die Gefahr eines Rückfalles durch geistlichen Unverstand". Und „eine Aussicht der Hoffnung" erblickt er nur in der Wiedererweckung genauer Kenntniß dessen, was Luther gewesen ist und gewollt hat, vor allem aber der Grundkraft, aus der er das Größeste hervorgebracht hat, des Glaubens.

Oeffentlich zu mahnen an diese heilige Grundkraft, dazu kam gleich im Jahre des Erscheinens des Lutherus redivivus für Baumgarten eine wichtige Gelegenheit. Als die atheistischen Orgien der Sozialistenversammlungen, die das Rechtsbewußtsein des Volkes tief untergrabenden Agitationen dieser Schaaren i. J. 1878 im Reichstage das Sozialistengesetz hatten angenommen werden lassen und in dem allgemeinen Rufe der Ordnungsparteien nach einer gesunden und mannhaften Religiosität auch die furchtbaren Anklagen von Männern wie Windthorst, Dr. Brüel und Kleist-Retzow sich hören ließen, welche den Staat als Glaubensverfolger, allgemeinen Brandstifter oder doch als Begünstiger des „unchristlichen" „jüdischen Liberalismus" allein für diesen großen Mangel an jener heiligen Grundkraft verantwortlich machten, da war es der Reichstagsabgeordnete Baumgarten, welcher das rechte Wort zur Abwehr solcher irreleitenden Anklagen fand und in der Bezeichnung des wahren Mankos den Nagel auf den Kopf traf. Im Reichstage selbst nicht mehr zum Wort gekommen, richtete er an die Nationalzeitung eine, auch in viele andere Zeitungen übergegangene herrliche Zuschrift[2], in welcher er ebenso die gefährlichen Symptome einer kranken Religiosität und Frömmigkeit wie seinen unerschütterlichen und freudigen Glauben an die nahe göttliche Hilfe in der größesten Noth bezeugte. In der Verweltlichung der Kirche erkannte er den tiefsten Grund der Schwächung der Religion. Eine Weissagung, die sich ihrer Erfüllung nähert, sind die Schlußworte dieses Glaubenszeugnisses: „Wir leben offenbar in einer der großen weltgeschichtlichen Krisen. In solchen Zeiten ist freilich die Noth am größten, aber

[1] Vgl. Der Kampf um das Reichscivilstandsgesetz in d. deutsch-prot. Kirche von Baumgarten. Berlin 1876.

[2] Vgl. Protestant. K.-Ztg. 1878 Nr. 45 S. 948—951.

auch die Hilfe am nächsten: denn die Noth schreit zum Himmel in elementaren unartikulirten Tönen, und im Himmel wohnt ein Erbärmen, dem selbst „das Schreien der jungen Raben" nicht entgeht. Alle ernster gestimmten Seelen werden in solchen drangvollen Zeiten getrieben, mit Anspannung aller aufnehmenden Organe hinzuschauen auf diejenige Epoche, in welcher die alte Welt vergeht und die neue entsteht. — Der Christenglaube ist der überweltliche Standort, um die verirrte Welt in die rechte Bahn zu setzen, um die verlorene Welt aus dem Abgrund zu retten." Die Christenheit hat diesen Standort verlassen. „Denn ist nicht das Papstthum der Katholiken und das Staatskirchenthum der Protestanten ein großes massives Stück Welt mitten im Heiligthum der Kirche? Kein Wunder, daß die Kirche von ihrer angeborenen Kraft, die Menschheit und die Völker zu erneuern, zu heiligen und zu begeistern, so viel eingebüßt hat. Schon vor 60 Jahren machte Kaiser Alexander I. die richtige Bemerkung, daß das Christenthum seit Jahrhunderten seinen Einfluß auf die Einzelnen und die Familien beschränkt, das große Leben der Völker und der Staaten dagegen nicht mehr beherrscht. Seitdem haben aufrichtige Gemüther aus der Lektion der Jahrhunderte und aus der wachsenden Noth der Seele in der Gegenwart immer deutlicher erkannt, daß dieses beschämende Defizit der Kirche in jener verfesteten Vermischung des Geistlichen und Weltlichen seinen Grund habe. Diese Erkenntniß ist im Zunehmen, und sie wird eine Kraft werden, welche jene unheiligen Fesseln sprengen wird. Nicht der Wahn der Zweifler und Spötter, daß das Christenthum im Absterben sei und nur durch künstliche Mittel ein Scheinleben führe, wird Recht behalten, sondern die lebendige Hoffnung, daß die Kirche eingedenk ihres himmlischen Adels und Ursprungs eines Tages die schimpflichen Stützen und Krücken des staatlichen Privilegiums und Zwanges hinwegwerfen und so aus heiliger Höhe neu befruchtet starke mannhafte Charaktere für das öffentliche Leben, heroische staatsbürgerliche Tugenden, welche Völker und Reiche in verhängnißvollen Krisen erretten, ans Licht gebären wird."

Wir dürfen es heute, 13 Jahre nachdem Baumgarten dies geschrieben hat, mit gutem Rechte bestätigen: „Diese Erkenntniß ist im Zunehmen." Aber wir müssen hinzufügen: die Erkenntniß

des Weges, auf welchem das große Ziel erreicht werden, auf welchem die himmlische Kraft großwachsen, des unvermeidlichen Kampfes, durch welches das Streben nach diesem Ziele uns hindurchführen muß — diese Erkenntniß ist noch sehr schwach, noch sehr verworren. Baumgarten selbst hat noch reiche Gelegenheit gehabt, dies zu erfahren. Aber er hat es nicht still mitangesehen, sondern er hat nach zwei Seiten grade im letzten Jahrzehnt seines Lebens gearbeitet und gekämpft wie einer der Jüngsten unter uns, um den Weg und die Kraft des Vordringens zu diesem Ziele uns klar zu machen. Stöcker und Luther, so möchte ich die beiden Seiten bezeichnen, denen dieses sein letztes Arbeiten fürs Himmelreich, dort warnend und kämpfend, hier klärend und zur Quelle führend, gewidmet war. Die von Berlin ausgehende christlich soziale Bewegung und das Lutherjubiläum des Jahres 1883 das waren die beiden Mittelpunkte seiner letzten Thätigkeit, in welcher sich bei ihm die tiefste Sachkenntniß, die reifste Erfahrung, der ungebeugte Mannesmuth in den Dienst der heiligen Liebe zu seinem Volk und zu seinem himmlischen Herren stellten.

Wohl ist es wahr, daß er auch die Zustände in Mecklenburg und in Rostock immer wieder laut in Erinnerung gebracht hat und das freventliche Unrecht, welches ihm selbst aus dem dort waltenden Mächten und Geistern erwachsen war, dabei immer wieder den schlafenden Gewissen zugerufen hat. Man hat es ihm auch von nahe befreundeter Seite verdacht oder es doch mit Schmerz wahrgenommen, daß er, namentlich als Reichstagsabgeordneter seit dem Jahre 1874, so häufig auf diese Dinge zurückkam und dadurch Ueberdruß daran erweckte. Auch kann ich um der Wahrheit willen nicht leugnen, daß ich diesen Schmerz oft selbst empfunden habe. Aber ich muß eben um der Wahrheit willen auch das Andere hinzufügen: wenn ein Mangel an Baumgarten in dieser Zähigkeit auch widerwilligen Hörern gegenüber zum Vorschein kam, so war in diesem Mangel auch nicht ein Tropfen vom Gifte der Selbstsucht, des Hochmuthes oder des anspruchsvollen Wesens, sondern es war lediglich ein Mangel an Menschenkenntniß. Es gab keine anspruchslosere Seele als ihn: wer ihn wie wir, meine Frau und ich, wiederholt und wochenlang als Gast im eigenen Hause gehabt hat, wer mit ihm in seiner eigenen Häuslichkeit als sein Gast ver-

kehrt und ihn am dritten Ort sich hat bewegen sehen, der weiß nichts sicherer, als daß er in der Liebe lebte und daß diese Liebe jenes himmlische Kennzeichen an sich trug, daß sie sich nicht erbittern ließ, daß sie alles glaubte, alles hoffte und alles duldete. Mir ist unter den Zeitgenossen Niemand begegnet, der in persönlich erlebtem oder öffentlich miterlebtem Wechsel von Freud und Leid sich so sehr gleich geblieben wäre auf der Höhe wahrhaftiger Frömmigkeit wie Baumgarten. Und wenn ich von ihm aussage, daß er ein hohes Selbstbewußtsein in sich trug, so spreche ich damit nicht einen Tadel, sondern dasselbe der Wahrheit entsprechende Lob von ihm aus, dessen tiefe Empfindung mich allezeit so freudig und so demüthig zu ihm emporblicken ließ. Denn wenn eine menschliche, eine aus Gott geborene Persönlichkeit ohne ein solches Selbstbewußtsein überhaupt kein selbständiges inneres Leben führen kann, so war gerade das Selbstbewußtsein Baumgarten's so völlig Eins mit dem Bewußtsein seines von Gott ihm aufgetragenen Berufes, daß auch nicht die leiseste Spur von Selbstüberhebung oder Eitelkeit darin zu merken war. So rein er auch gelebt hat vor den Menschen persönlich, in der Familie, im geselligen und im öffentlichen Leben, so fern war seine Seele davon, sich darauf etwas zu Gute zu thun. Von nichts war er ferner als von der Selbstgerechtigkeit. Wohl aber war das Bewußtsein eines von Gott ihm aufgetragenen Berufes bei ihm so klar und kräftig ausgebildet, daß keine Macht in der Welt imstande war, ihn daran irre zu machen. Und dies ist der Punkt, von dem aus die Unermüdlichkeit zu verstehen ist, mit welcher er die Vergewaltigung, die er selbst erlitten hatte und die ihm überall das amtliche Recht und Ansehen verschloß, als ein aus ungöttlichem Geiste entsprossenes Unrecht anerkannt und gesühnt wissen wollte vor dem Volke, an welches ihn sein Beruf wies, vor seinem heißgeliebten deutschen Volk und Vaterland, vor dem zum Salz der Erde, zum Licht der Welt bestimmten deutschen Protestantismus, vor der evangelischen Kirche.

Um wirken, um seinem Berufe treu sein zu können, dazu bedurfte er dieser Anerkennung, denn nur böser Wille oder grober Wahn, nur die herrschende Macht gerade desjenigen Geistes und Willens in Deutschland, den er zu überwinden sich berufen fühlte,

konnte ihm diese Anerkennung versagen. Darum bestand er darauf, darum wollte er es z. B. um keinen Preis dulden, daß der damalige Hofprediger Stöcker am 27. Mai 1881 in einer die Judenfrage behandelnden christlich-sozialen Versammlung in Berlin, unwidersprochen und ohne es zurückzunehmen, von ihm sagen durfte: „Der Mann (Baumgarten) ist beständig auf falschen Wegen gewesen; als er in Rostock war, mußte er seine Professur niederlegen.“ Denn so dargestellt, mußte seine schmachvolle Absetzung selbstverständlich nach 23 Jahren im öffentlichen Urtheil als seine Schuld erscheinen, während i. J. 1858 alle Welt in der evangelischen Kirche Deutschlands (selbst Delitzsch, von Hofmann und Luthardt) darin einig war, daß hier Macht über Recht gesiegt hatte. Ich selbst habe Baumgarten in diesem mannhaft festgehaltenen Bewußtsein seines menschlichen und göttlichen Rechtes, soweit ich irgend konnte, öffentlich unterstützt (in den Deutsch-Evangel. Blättern 1879 und in der Protestantischen Kirchenzeitung 1881 Nr. 32) und habe es gethan in dem Bewußtsein, daß jeder derartige Frevel gegen Recht und Wahrheit zum Gericht wird für die Gemeinschaft, in der sie geschehen ist, wenn er nicht durch die Oeffentlichkeit, durch die Stimme der Wahrheit im öffentlichen Leben gesühnt wird. Man lese nur das schamlose Lügengewebe, welches das „Mecklenburgische Kirchen- und Zeitblatt“ unmittelbar nach dem Tode des treuen Zeugen von Christo unwidersprochen über ihn verbreiten durfte[1], um sich davon zu überzeugen, daß wir in der größesten Gefahr stehen, jede Schätzung selbständiger religiöser Charaktere und berufener Führer unsres Volkes auf dem heiligsten Gebiete uns rauben zu lassen durch das schlimmste Pfaffenthum, wenn wir nicht selber urtheilen lernen in diesen Dingen. Wer dies erwägt, von dem fürchte ich nicht, daß er Baumgarten verurtheilen wird deshalb, weil er immer wieder auf Anerkennung seines Rechtes drang.

Wenn Baumgarten bis zum Schlusse seines Lebens nicht aufgehört hat, seine Stimme warnend gegen die christlich-soziale Bewegung zu erheben, so haben wir doch noch nicht gehört, wie er (abgesehen von dem vorher enthüllten unwahrhaftigen Charakter

[1] 1889. Nr. 16. 15. August. S. 249—256.

„des christlichen Staates“, von der Verfälschung des Christenthums durch die Hineinziehung des fanatischen Antisemitismus und von dem Götzendienste des Erfolges) an sich zu dem sozialen Charakter dieser Bewegung sich gestellt hat. Wir müssen auch diese, durchaus nicht unklare Stellung unseres Freundes zu seiner Zeit mit einem kurzen Worte bezeichnen. Ueberall wo Baumgarten das Wesen des Christenthums als Gemeinschaft darstellt, erkennt er mit großem Nachdruck an, daß die stärksten Antriebe zur Lösung der sozialen Frage in seinem Wesen liegen und in der urchristlichen Kirche an den Tag treten[1]. Aber in nichts Anderem sieht er die wirklich reine und heilsame Auswirkung dieser Seite des Evangeliums als in der Wiedergeburt und Neugestaltung der christlichen Gemeinde nach der Art und Weise, wie sie in den ersten Jahrhunderten sich darstellte und wie sie in den Anfangsjahren der Reformation sich neugestaltete, ohne freilich damals grundsätzlich zum Ziele zu gelangen. In dem Erscheinen einer Christengemeinde, in welcher der heilige Geist der Liebe und der Brüderlichkeit den vollen Sieg über die unheiligen Mächte der Selbstsucht und der Vergötterung des Reichthums davonträgt, da allein ist eine Macht gewonnen, die dem falschen und gehässigen Gegensatz von Arm und Reich thatkräftig entgegenzuwirken und ihn zu überwinden vermag. Und es ergiebt sich von selbst daraus, daß man eine staatliche Gesetzgebung, welche wie im deutschen Reiche das Unfallversicherungsgesetz oder das Alters- und Invaliditäts-Versorgungsgesetz eine zwangsweise Ausdehnung der Armenversorgung unternimmt, nun und nimmer mit dem Prädikat des praktischen Christenthums oder der christlichen Wohlthätigkeit schmücken darf, wie dies Bismarck und nach ihm mit erhöhtem Pathos Stöcker gethan hat. „In der apostolischen Gemeinde standen sich Empfangende wie Gebende als frei ebenbürtige Persönlichkeiten gegenüber. Die staatliche Armenpflege stellt Beitragzahlende und Unterstützungsbedürftige unter den Zwang, der den Nerv der Freiheit auf beiden Seiten ertötet und das Gegentheil von dem bewirkt, was das Christenthum erstrebt. Was in der urchristlichen Wohlthätigkeit heiliges

[1] Z. B. in „Luther's Kirche der Zukunft.“ Rostock und Ludwigslust 1883 S. 21 f.

Feuer war, das ist in der staatlichen Armenpflege tote, kalte, starre Lava geworden. Nun hat man zwar gemeint, daß der neue christliche Staatssozialismus sich geistig hoch abhebe von der Armenversorgung. So lange die Sache neu ist, wird etwas von dem warmen Hauch der ursprünglichen Intention daran haften. Im Grunde aber, behauptet Baumgarten (hier in Uebereinstimmung mit der „Germania", mit Eduard v. Hartmann und mit Dr. Bamberger), bedeutet der Bismarck'sche Staatssozialismus nichts anderes als die Ausdehnung der staatlichen Armenversorgung auf Kosten der kirchlichen Armenpflege. Und nur ein so verblendeter evangelischer Theologe, wie Stöcker ist, konnte in diesem staatssozialistischen Programm die Verwirklichung des Ideals der urchristlichen Brüderlichkeit und Gemeinschaft sehen, in welcher der Einzelne sich nicht mehr verloren, sondern sicher geborgen weiß[1].

Wenn ich mich nicht irre, so würde Baumgarten auch in dem weiteren Ausbau der den arbeitenden Klassen zu Gute kommenden Gesetzgebung gewiß die warme Mitempfindung für das schwere Loos großer Theile der Bevölkerung als theilweisen Beweggrund, keinesweges aber in der Sache eine Lösung der sozialen Frage anerkennen. „Nur in der heiligen Atmosphäre der erneuerten und wiederhergestellten Gemeinde wird die in der sündigen Menschennatur tief gewurzelte Verderbniß des ungebrochenen Gegensatzes der Vermögenslage geheilt werden, alles Andere ist Quacksalberei. Nur dort wohnt der Geist wahrer Brüderlichkeit, und dieser Geist wird für die neue Ordnung auch die Form schaffen. Das hohe Ziel ist die Kirche der Zukunft, in welcher Christus durch christliche Zucht und brüderliche Liebe das sittliche Ideal, welches allen edleren Naturen vorschwebt, auf den Höhen der Welt verwirklichen wird. Luther bezeichnet dieses Ziel mit dem kurzen kräftigen Wort: Gott der Herr wird Christen machen."

Ich habe diese Stelle aus „Luther's Kirche der Zukunft" (S. 21 f.) hier ausführlich wiedergegeben, weil aus ihr ganz klar wird, daß Baumgarten von dem modernen Bewußtsein, ja von der Welt ohne das Christenthum überhaupt die Lösung der jetzt überall in den Vordergrund gestellten sozialen Frage durchaus nicht er-

[1] Stöcker's Gefälschtes Christenthum. S. 16—20.

wartet, am wenigsten von der Bezeichnung staatlicher Zwangsmaßregeln mit dem christlichen Namen. Um so sicherer aber ist in dieser Stelle der völlig ungebrochene, ja der triumphirende Glauben Baumgarten's an die trotzdem in der Zukunft eintretende Lösung des großen Problems zu erkennen, durch die von ihm als Ziel aller kirchlichen Reformbestrebungen hingestellte Neuschaffung der christlichen Gemeinde im wahren und ursprünglichen Sinne dieses Wortes.

Ein Unverständiger könnte auf Grund solchen Gegensatzes gegen das moderne Bewußtsein leicht dem Gedanken Raum geben, daß Baumgarten die allmählich erfolgende Durchdringung der Welt mit dem Evangelium, also vor allem schon die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig, in welchen Jesus diese Natur des Himmelreiches ursprünglich aufs kräftigste bezeichnet (Matth. 13, 31—33), nicht gewürdigt habe. Doch das wäre ein grobes Mißverständniß. Wer es aus den früheren Schriften Baumgarten's nicht weiß und erkennt, daß er nicht in schwärmerischer Erwartung, sondern in einer seligen Hoffnung lebte, die durchaus auf das geschichtliche Hineinwirken und auf das lebendige und gegenwärtige Wirken der heiligen Gotteskraft in der Welt von innen heraus und durch die Herzen und Gewissen der Menschen gebaut war, der lese das herrliche Büchlein: „Gottes Wege auf deutscher Erde."

Es ist Baumgarten's großes Verdienst, das Verständniß für die weitaus wichtigste Frage in Bezug auf die Gestaltung der Kirche in der Gegenwart wie während des größesten Theiles seines öffentlichen Wirkens so insbesondere bei Gelegenheit des Lutherfestes in weiten Kreisen erweckt zu haben. Und es ist von der größesten Bedeutung für die von ihm so dringend ersehnte und erbetene Verwirklichung der Wiedergeburt der Gemeinde, daß er den wichtigsten und gewaltigsten Zeugen für die Wahrheit und Christlichkeit dieser Forderung in Luther selbst aufgewiesen hat (Reveille S. 30—44, Lutherbuch Cap. 23. Das kirchliche Provisorium S. 127—132, Luther's Kirche der Zukunft S. 1—30).

Doch wie dringend er auch die entscheidenden Schritte dafür ersehnte, so würden wir uns doch sehr irren, wenn wir meinten, es wäre nach seiner Meinung mit einer möglichst schnellen staatlichen Aktion dafür das Wichtigste geschehen. Nein, erst muß die

Gemeinde, welche diese Neugestaltung entschieden fordert und sich ihr hingiebt, dasein. Und damit sie erscheine, dazu giebt es nur ein Mittel: Der heilige Gottesgeist muß die furchtlose, kraftvolle Predigt erwecken; ganz im Glauben lebende Charaktere, echt christliche und echt deutsche Männer müssen gewaltig predigen und die empfänglichen Seelen wecken, und ob es zunächst kleine Häuflein sind, so wird doch nur von ihnen und kann nur von ihnen in voller freier Hingebung und selbständiger Nachfolge Christi derjenige Anfang zu dem großen Werk gemacht werden, welcher zum Ziele, zum Siege über den Stumpfsinn der Massen und die Verblendung der Führer, welcher zur Erweckung der ursprünglichen Macht des Evangeliums in unserm Volke und in unserer Kirche führt und welcher die Verheißungen, die der Gemeinde Christi gegeben sind, für sich hat.

Nicht passender als mit dieser Forderung und dieser Aussicht können wir das Bild des rastlosen Wirkens Baumgarten's in seinen letzten Lebensjahren abschließen. Denn wie nun die freie, hohe und aufrichtige Haltung seiner irdischen Persönlichkeit alle übrigen Züge der äußeren Erscheinung, so ordneten sich einheitlich und harmonisch alle geistigen Eigenthümlichkeiten und alle sonstigen Grundgedanken seines inneren Lebens und Strebens diesem heiligen höchsten Ziel der Liebe bei ihm unter. Sie war der Grundtrieb seiner rastlosen, tiefdringenden Arbeit, sie prägte sich aber ebenso in der bis zuletzt bewahrten Frische seines Empfindens aus; die schwersten Enttäuschungen, die allerbittersten Erfahrungen haben ihm den Glauben an seine Mitmenschen, an sein Volk und Vaterland nicht rauben können, denn tief in seinem gottgeweihten Herzen lebte die himmlische Flamme des Glaubens an den Gott, der seinen heiligen, in Christo offenbaren Willen der vollkommenen Liebe wahr macht, der „Christen schafft" und auch in Deutschland Christen schafft. Und wo ihm daher nicht geradezu das Verderben der Lüge und der Ungerechtigkeit, des Hochmuths und des gewaltthätigen Wesens beim Verkehr mit Menschen entgegentrat, da war herzgewinnende Freundlichkeit, Geduld, Anspruchslosigkeit und ein unendlich wohlthuendes Verständniß für das Wesen und Bedürfniß, für die Eigenthümlichkeit des Anderen, mit dem er zu thun hatte, der Grundzug seines ganzen Gebahrens und seines Gespräches. Und

wie er in seinem Hause zuerst an der Seite seiner großherzigen Gemahlin Ingeborg ein reines Leben der Harmonie und gegenseitigen Förderung in Freud und Leid geführt hat, so hat er im Alter wie ein Kind beglückt und ruhig in der für alles sorgenden Liebe seiner von ihm zärtlich geliebten Tochter Nikoline, seiner Nini, geruht von aller großen Arbeit, die sein Gott und sein Heiland ihm auch damals noch auferlegt hatte.

Wenn sonst Personen, denen Gott es schenkt, ihr ganzes natürliches Leben, alle irdischen Triebe so vollständig zu beherrschen wie Baumgarten, leicht langweilig werden, weil das starke heilige Feuer der Liebe fehlt und nur berechnende Klugheit an ihnen zu merken ist, so war Baumgarten bis zuletzt das Leben selbst, weil reiner nur und immer reiner der heilige Quell in ihm entsprang, die hehre Flamme in ihm glühte. Und wie bis zuletzt die immer weiter gehende Lektüre, das immer tiefere Studium der heiligen Schrift und alles dessen, was ihn darin förderte, der großen Lehrer der Kirche, namentlich Augustin's und Luther's, Schleiermacher's, Döllinger's ihn beglückte, so war sein Platon und sein Seneka, sein Milton und sein Carlyle ihm bis zuletzt stets zur Hand. Wer selber suchte und strebte, der fand bei ihm stets offenes Ohr und offenes Herz, denn im Empfinden war er ein Jüngling auch als Greis.

Wohl hat er auch zuletzt noch schwere Enttäuschungen durchzumachen gehabt. Schon im Jahre des Lutherfestes selber bezeugen dies die beiden Schriften: „Das Lutherfest und die mecklenburg-schwerin'sche Landeskirche. Ein Stück selbsterlebter Kirchengeschichte." Und „Der dunkle Fleck in der Lutherfeier zu Rostock," und die wirkliche Erfüllung „der ihrer Erfüllung entgegengehenden Weissagung der deutschen Volkskirche," welche er i. J. 1868 in der Singakademie zu Berlin am hundertjährigen Geburtstage Schleiermacher's verkündigt hatte — er hat sie selber nicht mehr erlebt. Aber dennoch preise ich ihn selig und kann mir selber nichts Besseres wünschen, als wie er getreu und frisch im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe bis zuletzt erfunden zu werden und so vollendet zu werden. Mir und meiner Frau ist er unendlich viel gewesen. Den alten Freunden, wie dem verehrten Pastor Studt in Schönwalde, ist er so nahe getreten wie den neuen,

namentlich dem glaubensstarken J. Pestalozzi, dessen Haupthelfer und auch noch Mitarbeiter bei der Begründung der „Wächterstimme" er ward. Wir alle und viele fromme Herzen sprechen gläubig und gewiß: Gott segne dich, du frommes Herz, du treuer Held; du hast viel geliebt und viel gelitten und viel gearbeitet und gekämpft. Es kommt die Zeit, da der neugebornen Gemeinde deines Herrn die Augen über dich aufgehen und sie den Herren preiset über dich![1] —

[1] V. erfreute sich einer kräftigen, starken Konstitution. Von Krankheiten während seines langen Lebens hat er wenig gewußt. Schließlich ist er in Folge eines plötzlich auftretenden Unwohlseins, das sich rasch zu einem tödtlichen gestaltete, am 21. Juli 1889, morgens 6 Uhr, sanft entschlafen. In den letzten Tagen ist sein Bewußtsein meistens getrübt gewesen, doch hat er in einem lichten Augenblick seiner ihn pflegenden Tochter gegenüber noch geäußert: „Wie schön ist es, krank zu sein, wenn man so gepflegt wird." — Parentationen am Sarge haben Pastor Ziegler und ich ihm gehalten. Auf dem Rostocker Kirchhof ruht V. neben seiner Ingeborg. Der Herausgeber.

Druckfehlerverzeichniß.
(Band II.)

Seite 80 Z. 17 von oben: giftigen statt geistigen Dünsten.
„ 115 Z. 4 von unten: Conciliaren statt Concliaren.
„ 159 Z. 9 von oben: von statt vor jenen Sympathien.
„ 183 Z. 6 von oben: 1873 statt 1876.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baumgarten, Michael,

Ein aus 45 jähriger Erfahrung geschöpfter biographischer Beitrag zur Kirchenfrage Als handschriftlicher Nachlaß hsg. v. H. H. Studt

Bd.: 2

Kiel 1891

Biogr. 72 b-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11570127-5